

Heda **MARGOLIUS KOVÁLY**

Eine Jüdin in Prag

Unter dem Schatten
von Hitler und Stalin

ROWOHLT
BERLIN

■ Endlich, am Abend des siebten Tages, hörten wir im Radio die Stimme Dubčeks, des einzigen Mannes, dem wir wirklich vertrauten. Seine Stimme klang müde und hilflos, sie verriet die Niederlage. Dunkelheit senkte sich über unser schönes Land, die Heimat der Verzweiflung, als ich nach Prag zurückfuhr. Irgend jemand hatte mit weißer Farbe einige Worte auf einen Zaun in der Nähe meiner Straße gemalt. «Liebster Dubček», las ich. «Wir verstehen.» Niemand würde sich jetzt noch Illusionen darüber machen, wie der Große Bruder wirklich war. Die Schreckensherrschaft der Ideologie war vorüber, und vielleicht hatte die Wahrheit auf umständliche, unvorhersehbare Weise am Ende doch gesiegt.

Herbst 1941: Heda Bloch, Prager Jüdin, wird mit ihrer Familie von den Nazis ins Ghetto von Lodz und danach in verschiedene Konzentrationslager deportiert, bis sie nach Auschwitz kommt. Auf dem Todesmarsch, den die Gestapo, bedrängt von der vorrückenden Roten Armee, mit den arbeitsfähigen Häftlingen nach Deutschland antritt, gelingt ihr die Flucht nach Prag. Tage- und nächtelang irrt sie in der Stadt umher und bittet vergeblich bei Freunden und Bekannten um Unterschlupf. Als sie verzweifelt, bar jeder Hoffnung, einen Menschen zu finden, dessen Mitleid größer ist als seine Furcht, aufgeben will, erreicht sie eine Botschaft von Ruda, der für die Résistance arbeitet und sie versteckt. Die letzten Monate des Krieges lebt sie im Untergrund, schmuggelt Waffen und pflegt Partisanen.

Nach dem Krieg heiratet sie Rudolf Margolius, ihre große Liebe, der das Konzentrationslager in Dachau überlebt hat und nach der Machtergreifung der Kommunisten unter Klement Gottwald 1948 schließlich Stellvertretender Minister im Außenhandelsministerium wird. Beide glauben zunächst an einen unabhängigen Weg ihres Landes zum Sozialismus, nach dem Modell von Titos Jugoslawien. Aber Heda, anders als Rudolf, der leidenschaftlich seine Überzeugung vertritt, daß nur eine kommunistische Gesellschaft die besten Fähigkeiten und Eigenschaften eines Menschen entfalten könne, kommen zunehmend Zweifel. Die wachsende Zahl von Verhaftungen, Denunziationen und Selbstbeichtigungen unter führenden Parteimitgliedern, die drakonische Strafen nach sich ziehen, veranlassen sie, Rudolf zu bitten, seinen Dienst im Außenhandelsministerium zu quittieren. Freunde warnen sie, daß seine Verhaftung unmittelbar bevorstehe. Aber Rudolf, zunehmend von der Ahnung geplagt, Komplize eines gigantischen Verbrechens zu sein, falls es ihm nicht doch noch gelinge, seine Ideale in der praktischen Politik umzusetzen, will nicht aufgeben. Anfang 1952 wird er verhaftet. Heda verliert ihre Arbeit, Freunde und Bekannte wenden sich – zum zweitenmal in ihrem Leben – von ihr ab.

Als einer von vierzehn hohen Parteifunktionären wird Rudolf in dem Schauprozeß gegen den Generalsekretär

der Kommunistischen Partei, Rudolf Slánský, der staatsfeindlichen Verschwörung angeklagt. Aus dem Radio erfährt Heda, daß ihr Mann «gestanden» habe und zu jenen elf Angeklagten – ausnahmslos Juden – zählt, die zum Tode verurteilt worden sind.

Am Abend des 2. Dezember, in der Nacht vor seiner Hinrichtung, darf sie ihn ein letztes Mal sehen. Getrennt durch ein Gitter aus Stacheldraht, nehmen sie Abschied voneinander.

Erst Ende 1963 wird er rehabilitiert. Man bietet der Witwe «Schadenersatz» an. Sie schlägt ihn aus und fordert statt dessen ein Ermittlungsverfahren gegen jene, die verantwortlich sind für den Tod ihres Mannes, unter anderem gegen den damaligen Präsidenten des Landes, Antonín Novotný.

1968 weckt der «Prager Frühling» ein letztes Mal ihre Hoffnung auf Freiheit und Gerechtigkeit und die Reformierbarkeit des Systems. Auch Heda kämpft für einen «Sozialismus mit menschlichem Antlitz». Als die russischen Panzer in Prag einrollen, verläßt sie ihr Land.



Heda MARGOLIUS KOVÁLY

in Prag geboren, von den Nazis deportiert, überlebte das Ghetto von Lodz und das Konzentrationslager Auschwitz. 1952 wurde ihr Mann Rudolf Margolius verhaftet und hingerichtet. Sie war für verschiedene Verlage tätig und arbeitete seit Ende der fünfziger Jahre als Übersetzerin in Prag. 1968, nach der sowjetischen Invasion, verließ sie die Tschechoslowakei und lebt heute in Brooklyn, Mass., wo sie an der Harvard Law School arbeitet.

Heda Margolins Kovály

EINE JÜDIN IN PRAG

**Unter dem Schatten
von Hitler und Stalin**

Aus dem Amerikanischen
von Hans-H. Harbort

Rowohlt • Berlin

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1986 unter dem Titel
«[Under A Cruel Star. A Life in Prague 1941-1968](#)»
bei Plunkett Lake Press, Cambridge, Massachusetts
Umschlag- und Einbandgestaltung: Walter Hellmann
Foto: Chad Ehlers/Tony Stone Worldwide
Redaktion: Katharina Raabe

1. Auflage März 1992
Copyright © 1992 Rowohlt • Berlin Verlag GmbH, Berlin
«[Under A Cruel Star. A Life in Prague 1941 -1968](#)»
Copyright © 1986 by Heda Margolius Kovály
Alle Rechte vorbehalten
Satz Palatino (Linotronic 500)
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3 87134 035 9

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader](#)

INHALT

| | |
|---|-----|
| Reise ins Ungewisse | 7 |
| Flucht ins Leben | 23 |
| Der Krieg ist aus | 53 |
| Die Lockungen der Ideologie | 71 |
| Die Grosse Verschwörung gegen die Partei | 91 |
| Der Fall Slánský | 125 |
| Der Prozess | 169 |
| Die Nacht, die nie endet | 193 |
| Die Rehabilitierung | 217 |
| Prager Frühling | 237 |

REISE INS UNGEWISSE

Drei Kräfte waren es, die die Landschaft meines Lebens geformt haben. Zwei waren so gross, dass sie die halbe Welt vernichtet haben. Die dritte war sehr klein und schwach und unsichtbar: ein scheuer kleiner Vogel, der sich in meinem Brustkorb versteckt hatte, nur wenige Zentimeter oberhalb des Magens. Manchmal, in einem unerwarteten Augenblick, wachte er auf, hob den Kopf und schlug verzückt mit den Flügeln. Dann hob auch ich den Kopf, weil ich zumindest für diesen kurzen Augenblick die Gewissheit hatte, dass Liebe und Hoffnung unendlich viel mächtiger sind als Hass und Wut und dass irgendwo jenseits meines Horizonts das unbesiegbare Leben existierte, das immer triumphieren würde.

Die erste dieser Kräfte war Adolf Hitler, die zweite Josef Wissarionowitsch Stalin. Durch sie wurde mein Leben ein Mikrokosmos, in dem sich die Geschichte eines kleinen Landes im Herzen Europas in verdichteter Form abspielte. Der kleine Vogel war die dritte Kraft, die mich am Leben erhielt, um diese Geschichte zu erzählen.

Ich trage die Vergangenheit in mir wie eine Ziehharmonika, wie eines dieser kleinen Fotoalben, die die Leute als Souvenirs aus fremden Städten mitbringen, klein und ordentlich zusammengefasst. Aber man braucht nur eine Ecke der obersten Karte anzuheben, und schon zischt darunter eine endlose Schlange hervor, zickzackartig

gewunden wie eine Viper, und sofort stehen mir alle diese Bilder der Reihe nach vor Augen. Sie bleiben, werden schärfer, und ein Augenblick jener weit zurückliegenden Vergangenheit drängt sich wie ein Keil in das Getriebe meiner inneren Uhr. Sie hält an, setzt einen Schlag lang aus und verliert ein Stück der unersetzlichen, unwiederbringlichen Gegenwart.

Die Massendeportation der Juden aus Prag begann zwei Jahre nach Ausbruch des Krieges, im Herbst 1941. Unser Transport ging im Oktober ab, und wir hatten keine Ahnung, wohin uns die Reise führen würde. Wir bekamen den Befehl, uns in der Ausstellungshalle auf dem Messegelände zu melden und Lebensmittel für mehrere Tage sowie das nötigste Gepäck mitzubringen. Das war alles.

Als ich an jenem Morgen erwachte, stand meine Mutter am Fenster. Sie drehte sich zu mir um und sagte, fast wie ein Kind: «Schau, es dämmt schon. Und ich dachte, die Sonne würde heute überhaupt nicht auf gehen wollen.»

Im Innern der Ausstellungshalle ging es zu wie in einem mittelalterlichen Irrenhaus. Mit wenigen Ausnahmen waren die Nerven aller zum Zerreißen gespannt. Mehrere schwerkranke Menschen, die auf Bahren hergebracht worden waren, starben schon nach kurzer Zeit. Eine gewisse Frau Tausig verlor völlig den Verstand, riss sich die falschen Zähne aus dem Mund und warf sie auf unseren allgewaltigen Herrn und Meister, Obersturmbannführer Fiedler. Überall schrien Babys und kleine Kinder ununterbrochen, und direkt neben meinen Eltern sass ein kleiner, dicker, kahlköpfiger Mann auf seinem Koffer und spielte Geige, als ob ihn das ganze Chaos ringsum nichts anginge. Er spielte Beethovens Konzert in D-Dur, wobei er immer wieder dieselben Passagen übte.

Ich wanderte unter den Tausenden von Menschen umher und versuchte, ein paar bekannte Gesichter zu entdecken. Das war das erste Mal, dass ich ihm zufällig begegnete. Bis auf den heutigen Tag halte ich ihn für den bestaussehenden Mann, den ich je getroffen habe. Er sass ganz ruhig und aufrecht auf einem schwarzen Koffer mit silbernen Beschlägen, trug einen schwarzen Anzug, ein weisses Hemd, eine graue Krawatte und einen schwarzen Mantel und hatte einen schwarzen Homburg auf dem Kopf. Er hatte graue Augen und einen akkurat gestutzten grauen Schnurrbart. Die schmalen, feingliedrigen Hände hielt er um den Griff eines Regenschirms gefaltet, der so dünn zusammengerollt war wie ein Zahnstocher. Inmitten dieses Durcheinanders, unter all diesen Menschen in Pullovern, schweren Stiefeln und Skijacken, wirkte er so fehl am Platze, als ob er nackt dasitzen würde.

Überrascht blieb ich stehen, und er erhob sich. Mit einer leichten Verbeugung und einem Lächeln bot er mir einen Sitzplatz neben sich auf dem Koffer an. Er war Professor für klassische Philologie und kam aus Wien. Nach der Annektierung Österreichs durch die Nazis hatte er in Prag Zuflucht gefunden, und dort hatten die Deutschen ihn eingeholt. Ich fragte ihn, warum er sich für eine solche Reise ins Ungewisse nicht etwas Passenderes angezogen habe, und er antwortete, dass er sich immer gleich kleide und keine Lust habe, seine Gewohnheiten unter dem Druck der Verhältnisse zu ändern. Ohnehin sei es das Wichtigste, auch *rebus in arduis* den Gleichmut zu bewahren. Woraufhin er anhob, mir von der klassischen Literatur und vom antiken Rom zu erzählen. Ich hörte ihm mit atemloser Aufmerksamkeit zu. Von da an suchte ich ihn immer wieder auf, wenn ich Gelegenheit dazu hatte, und er hiess mich stets mit einem höflichen Lächeln und, wie es schien, mit Vergnügen willkommen.

Zwei Tage später bestiegen wir den Zug. Obwohl ich in den folgenden Jahren unendlich viel aufreibendere Transporte mitmachen sollte, schien mir dieser der schlimmste zu sein, weil er der erste war.

Ist aller Anfang schwer, so ist der Anfang von Not und Elend am schwersten. Wir hatten uns noch nicht an das Geräusch von Gewehr-schüssen gewöhnt, denen qualvolle Schreie folgten, an den unerträglichen Durst und auch nicht an die stickige Luft in den überfüllten Viehwaggons.

Bei unserer Ankunft in Łódź erwartete uns ein Schneesturm. Es war erst Oktober, doch in den drei Jahren, die ich dort verbrachte, habe ich nie wieder einen so schweren Schneesturm erlebt. Als wir den Bahnhof verliessen und mit Mühe gegen den Wind ankämpften, sahen wir zum erstenmal verhungerte Menschen und kleine Kinder, die fast nackt und barfuss im Schnee standen.

Ein paar Tage später kam ich zufällig in einen Keller. Die jungen Leute aus unserem Transport sassen auf dem Fussboden um eine Petroleumlampe herum, und jemand spielte tschechische Volkslieder auf einer Harmonika. Die Lampe warf seltsam verzerrte Schatten an die Kellerdecke, die mich an das Gewölbe einer Kathedrale erinnerte. Ich stand am Eingang und dachte: Jetzt müsste ein Engel erscheinen und ein blutiges Zeichen auf der Stirn all derer hinterlassen, die hier sterben werden.

Das Konzentrationslager Łódź, dessen offizielle Bezeichnung Ghetto Litzmannstadt lautete, gehörte eigentlich noch zu den Ausenbezirken der Stadt. Es war nichts anderes als ein heruntergekommener Slum, der von Holzlatten und Stacheldraht eingeschlossen war. In der ersten Zeit nach unserer Ankunft blieben die Leute aus unserem Transport zusammen in einem der wenigen unbeschädigten Gebäude des Ghettos, so dass ich ab und zu noch meinen Professor besuchen konnte. Einige Wochen später traf ein weiterer Transport ein, und wir erhielten den Befehl zum Umzug. Wir verteilten uns auf die halbverfallenen Mietshäuser, in denen bereits an die hunderttausend polnische Juden unter unvorstellbaren Bedingungen hausten, und verloren uns auf diese Weise aus den Augen.

Einer der Menschen in unserem Transport war unser Hausarzt,

famoser alter Herr, der mich schon seit meiner Geburt kannte. Er war inzwischen über siebzig Jahre alt, aber trotzdem machte er sich jeden Tag auf den Weg durch die schmalen Gassen des Ghettos, mit ruhigen, gleichmässigen Schritten und dem Spazierstock in der Hand, immer auf der Suche nach Menschen, die seine Hilfe brauchten. Es gab fast keine Medikamente, aber er sagte immer, oft habe schon das Erscheinen eines Arztes zur Folge, dass sich der Kranke etwas besser fühle. Ich war überglücklich, als er mein Angebot annahm, ihm zu helfen. Gemeinsam wanderten wir von einem Elendsquartier zum nächsten, stiegen Tausende von Stufen hinauf und konnten doch den Kranken oft nicht mehr geben als ein paar tröstende, freundliche Worte. Häufig musste ich erst einmal einen Eimer Wasser holen, die Patienten waschen und etwas aufräumen, ehe der Doktor sie untersuchen konnte.

Eines Tages kamen wir in einen fast leeren, aber blitzblank gescheuerten Raum, wo ein Kind, ein Junge von vier Jahren, auf einem Haufen Lumpen lag. Er war nur noch ein schmales Skelett mit riesengrossen Augen. Seine Mutter, die ebenfalls so abgemagert war, dass sie selbst wie ein Kind aussah, sass in der Ecke und weinte still vor sich hin. Der Doktor nahm sein Stethoskop aus der Tasche und horchte den kleinen Jungen ab. Dann strich er ihm mit der Hand über den Kopf und seufzte – mehr konnte er nicht für ihn tun. In diesem Augenblick wandte das Kind seinen Kopf zur Mutter und sagte in ernstem Ton, fast wie ein Erwachsener: «Siehst du, Mutter? Ich habe dir immer wieder gesagt, dass ich Hunger habe, aber du hast mir nichts zu essen gegeben. Und jetzt werde ich sterben.»

Als wir das Haus verliessen, wurden wir von einer älteren Frau angehalten, die uns bat, im nächsten Haus einen Krankenbesuch zu machen. Dort liege ein kranker Mann, sagte sie, den schon seit Tagen niemand mehr gesehen habe. Das Gebäude war nicht mehr bewohnt; es war vom Dach bis hinunter zum Keller in zwei Hälften zerfallen

und sah aus, als ob es jeden Augenblick in sich Zusammenstürzen könnte. Es dauerte eine ganze Weile, bis wir das einzige Zimmer gefunden hatten, das noch eine Tür besass. Wir klopfen, aber niemand antwortete. Dann öffnete der Doktor die Tür, und wir gingen hinein. Auf dem schmalen Fussboden lag eine zerrissene Matratze. In einer Ecke sahen wir einen Haufen schmutziger Lumpen und Müll, und neben der Matratze stand ein Koffer, halb voll mit Büchern. Auf der Matratze lag ein toter Mann. Der Leichnam war übersät mit einer Unzahl fetter weisser Läuse. Die Läuse krochen auch über das Gesicht der Venus von Milo, die uns von einer Seite des aufgeschlagenen Buches auf der Brust des Toten anlächelte. Das Buch war ihm aus der Hand gefallen, als er starb.

Ich beugte mich über den Toten. Es war mein Professor.

Der Doktor sagte: «Er ist erst ein paar Stunden tot.»

Etwa ein Jahr später hörte ich während der Arbeit plötzlich die Glocke der einzigen Feuerwehr des Ghettos. Obwohl das zu dieser Zeit ein fast alltägliches Geräusch war, wusste ich irgendwie, dass das Feuer in dem Haus sein musste, in dem ich wohnte. Es war uns streng verboten, den Arbeitsplatz zu verlassen, aber ich schlich mich hinaus und rannte an den Mauern entlang zu der halben Ruine, in der wir hausten. Völlig ausser Atem kam ich an und fand nur meine Mutter vor, die gerade dabei war, die notwendigsten Dinge in einen Koffer zu werfen. Einen Augenblick später kam mein Vater angelaufen, und obwohl er zu dieser Zeit bereits ziemlich schwach war, rannte er sogleich aufgeregt hin und her, um zu helfen. Mein Vetter Jindfisek lag bewegungslos zusammengerollt da, zu Boden geworfen von der Tuberkulose, die bereits sämtliche Organe seines Körpers befallen hatte. Seine schwarzen, hoffnungslosen Augen folgten jeder unserer Bewegungen. Rings um das Haus standen die Feuerwehrleute. Überall breitete sich dichter Qualm aus, ertönte lautes Geschrei. Es war bitterkalt, und das Wasser lief nicht, aber niemand brach in Panik aus. Selbst jetzt hielt die alles lähmende Resignation an. Ich erinnere mich, wie ich zusammen mit meinem Vater zwei

Koffer nach draussen schleppte, meine Mutter daraufsetzte, in Decken gehüllt, und dann ins Haus zurückkehrte, um Jindrisek zu holen.

Die Feuerwehrleute wollten mich nicht wieder hineinlassen. Einer von ihnen schlug mit seinem Stock nach mir, aber als mein Vater ihn aufzuhalten versuchte, gelang es mir, ins Haus zu laufen. Jindrisek wollte aufstehen, aber er kam nicht hoch. In meiner Wut und Verzweiflung schrie ich wie wild auf ihn ein. Ich zog seinen Arm hoch und legte ihn um meinen Hals – er war ungeheuer schwer für jemanden, der nur noch aus Haut und Knochen bestand. So schleppte ich ihn nach draussen, wobei ich ihn die ganze Zeit anschrie und versuchte, meinen Willen, meine Energie auf ihn zu übertragen. Über die Schwelle. Durch den Hof. Über die Strasse. Bei jedem Schritt knickte er zusammen, doch irgendwie schafften wir es. Erschöpft sank er auf einen der Koffer. Meine Mutter deckte ihn zu und legte seinen Kopf in ihren Schoß. Mein Vater und ich standen daneben, und ich verbarg mein Gesicht an seiner Schulter.

Endlich war das Feuer unter Kontrolle, und wir machten uns daran, die Koffer zurück ins Haus zu schleppen. Erst jetzt gingen die Menschen an, sich gegenseitig zu helfen. Wir waren alle erschöpft von den Anstrengungen und der Aufregung. Nachdem alles wieder an seinem Platz war, setzte ich einen grossen Topf mit Wasser auf. Jindrisek lag zur Wand gewendet auf dem Boden, die Augen geschlossen, ein leichtes Lächeln auf seinem Gesicht. Langsam zog ich mich aus, schrubbte mich ab, kämmte mir die Haare, kleidete mich an, putzte meine Schuhe und ging dann ohne Eile zurück zur Arbeit.

Etwa drei Wochen später starb Jindrisek. Als ich eines Abends nach Hause kam, flüsterte meine Mutter mir zu, dass er sie noch gebeten hatte, die tschechische Nationalhymne («Wo ist meine Heimat?») und ein Volkslied mit dem Titel «Wo sind die Tage meiner Jugend?» zu singen. Ich setzte mich neben ihn auf den Fussboden. Er lag im Koma. Ich versuchte, ihm löffelweise Nahrung einzuflös-

sen, und obwohl er das Bewusstsein verloren hatte, war sein Verlangen nach Nahrung so stark, dass er mit den Zähnen den Löffel festhielt. Es kostete mich beträchtliche Anstrengung, ihn wieder freizubekommen. Ich schob meine Hand unter seinen Kopf und seinen Rücken und versuchte ihn zu stützen. Ein paar Minuten später hörte er auf zu atmen.

Meine Mutter betete, aber ich sah keinen Sinn darin, Gott anzurufen für jemanden, der mit sechzehn Jahren nach so viel Leiden sterben musste. Es gibt nichts Sinnloseres und Grausameres, als sterben zu müssen, ehe man überhaupt Gelegenheit hatte, sich einer Sünde schuldig zu machen, die vielleicht den Tod rechtfertigen würde. Noch lange Zeit später hatte ich das Gefühl, als ob jene schwarzen, sehnsuchtsvollen Augen mich aus Jindriseks Ecke des Zimmers anschauten.

Manchmal habe ich den Eindruck, die Menschen wissen nicht, wovon sie sprechen, wenn sie sagen, dass die Zeit alle Wunden heilt. Die wahre Vergangenheit ist das, was Jindfisek dachte, als er dort in seiner Ecke auf dem Fussboden lag und zusah, wie ich hinausging in die Sonne und Kälte. Die Vergangenheit ist das, was meiner Mutter durch den Kopf ging, als sie ihrem sterbenden Neffen irgendwo hinter dem Stacheldraht des Ghettos von Łódź das Lied «Wo meine Heimat?» vorsang. Die wahre Vergangenheit ist völlig in sich abgeschlossen und hinterlässt keine Erinnerung.

Man scheint es nicht glauben zu können, dass in der Tschechoslowakei nach der kommunistischen Machtübernahme im Jahre 1948 erneut Menschen von der Polizei geschlagen und gefoltert wurden, dass es Gefangenenlager gab und wir nichts davon wussten und dass wir uns geweigert hätten, diese Dinge zu glauben, wenn uns jemand die Wahrheit gesagt hätte. Als diese Tatsachen in den ausländischen Rundfunksendungen, entweder über Radio Freies Euro-

pa oder über die BBC, erörtert wurden, dachten wir, das sei nur ein weiterer Beweis dafür, welche Lügen die «Imperialisten» über uns verbreiteten. Erst der stalinistische Terror der fünfziger Jahre öffnete uns schliesslich die Augen.

Für ein totalitäres Regime ist es nicht schwer, die Menschen in Unwissenheit zu halten. Gibt man seine eigene Freiheit erst einmal auf zugunsten der «Einsicht in die Notwendigkeit», für Parteidisziplin, Grösse und Ruhm des Vaterlandes oder für einen anderen der zahlreichen Ersatzbegriffe, die einem so überzeugend angeboten werden, dann tritt man den eigenen Anspruch auf Wahrheit ab. Ganz langsam, Tropfen für Tropfen, beginnt das Leben einem durch die Finger zu rinnen, unaufhaltsam, als hätte man sich die Pulsadern aufgeschnitten. Man hat sich aus eigenem Entschluss zur Hilflosigkeit verdammt.

Während des Krieges wurde ich in verschiedenen Konzentrationslagern festgehalten. Im letzten mussten wir in einer Ziegelei arbeiten, die weit vom Lager entfernt war. Es war Spätherbst, das Wetter schön, aber kalt. Morgens, wenn wir lange vor Sonnenaufgang zum Appell antraten, war der Boden noch von einer dicken Schicht Rauheif bedeckt, die erst am Nachmittag zu tauen begann. Wir hatten nichts am Leibe als kurze Kittel aus Sackleinen – keine Schuhe, keine Unterwäsche. Deshalb sammelten wir immer die Papierfetzen auf, die am Arbeitsplatz herumlagen, vor allem die schweren Zementsäcke, die weggeworfen wurden. Obwohl es streng verboten war, stopften wir sie uns unter die Kittel, nur um ein bisschen weniger zu frieren. Der Morgenappell dauerte zwei Stunden. Anschliessend marschierten wir zu einem komischen kleinen Eisenbahnzug, der aus lauter offenen Waggonen bestand, die jeweils zwei lange, am Holzboden festgeschraubte Bänke trugen. Die Fahrt zur Arbeit dauerte eine Stunde. Dann folgte ein halbstündiger Fussmarsch zur Fabrik, wo wir einander zwölf Stunden lang Ziegel zureichten, und danach die Fahrt zurück ins Lager, wo es wieder einen Appell und an-

schliessend ein bisschen Rübensuppe und ein Stück Brot gab, und dann kam eine kurze, unruhige Nacht.

Für die meisten Mädchen war die Zugfahrt das schlimmste an der ganzen Sache. Wenn wir nach einer Stunde endlich am Ziel ankamen, waren wir so steif gefroren, dass wir mehr aus dem Zug fielen als kletterten. Es dauerte einen halben Tag, bis uns wieder halbwegs warm wurde. Trotzdem liebte ich diese Fahrten. Die Schienen führten durch ein Gebiet, wo unter Tage ein ganzer Industriekomplex gebaut worden war. An vielen Stellen kamen Wolken von Wasserdampf aus der Erde; überall ragten rätselhafte Eisenkonstruktionen und bizarr gebogene Rohre aus dem moosbedeckten Waldboden. Um diese Zeit ging bereits die Sonne auf, und da immer ein dichter Nebel über dem Boden lag, brachen die Strahlen der Sonne hindurch und färbten ihn mit vielerlei Farbtönen, tiefrosa, orange, golden und blau. Aus diesem schimmernden Dunst traten die dunklen Schatten der Bäume und Büsche hervor, kamen näher und verschwanden wieder. Es gab ein paar Baumgruppen, die ich besonders schön fand und nach denen ich immer wieder Ausschau hielt. Ich erinnere mich bis heute an eine junge, entwurzelte Fichte, die auf einem kleinen Hügel lag, während darüber eine zweite, schön symmetrisch gewachsen, stolz und feierlich aufragte, als würde sie bei einem gefallenen Kameraden Wache halten.

Die Sonntage waren für Arbeiten im Lager reserviert, wobei wir allerdings meistens ohne Essen auskommen mussten, denn unser Lagerkommandant hatte sich ausgerechnet, dass selbst etwas so Billiges wie eine Rübe, wenn sie mit tausend multipliziert wurde, auf dem Schwarzmarkt ein hübsches Sümmchen einbrachte. Das Ergebnis war, dass wir sonntags meistens hungerten, bis die Verwaltung des Unternehmens, für das wir arbeiteten, sich darüber beschwerte, dass die Arbeitskräfte am Montag regelmässig ohnmächtig wurden und nicht rentabel arbeiteten.

Der Besitzer der Ziegelei, in der etwa fünfzig von uns Gefangenen

arbeiteten, war ein seltsamer Bursche. Er war offenbar russischer oder deutsch-russischer Herkunft, hager, mit einem dichten weissen Haarschopf, und er trug immer einen Russenkittel mit schwarzem Gürtel. Unablässig wiederholte er zu unserer grossen Erheiterung, wenn wir nicht hart arbeiten und dem Reich zum Sieg verhelfen würden, dann würden die Russen kommen und uns alle umbringen.

An einem Montag kam ein Güterzug mit Kohlen in der Ziegelei an, und wir erhielten den Befehl, ihn auf der Stelle zu entladen. Die Kohlebrocken waren riesig und mit Steinen vermischt, und nur wenige von uns hatten noch genügend Kraft, überhaupt die Schaufel zu heben. Nach ein paar Stunden lagen die meisten Mädchen ausgestreckt auf den Kohlen, erschöpft und einer Ohnmacht nahe. In diesem Augenblick erschien unser Boss und fing an zu brüllen: Was wir denn für Arbeiter seien, wenn wir nicht einmal wüssten, wie man mit einer Schaufel umgeht? Er würde uns doch nicht dafür bezahlen, dass wir auf der faulen Haut lägen!

Ich weiss nicht, was in diesem Moment über mich kam. Wahrscheinlich hatte der Hunger mein Hirn erweicht. Ich warf meine Schaufel hin und brüllte zurück: Wie er es wagen könne, uns so anzuschreien? Die meisten von uns seien Studentinnen, gebildete Frauen. Wenn er wollte, dass wir für ihn hart arbeiteten, warum sorgte er dann nicht dafür, dass wir ausreichend ernährt und wie Arbeitskräfte behandelt wurden? Das Mädchen, das mir am nächsten auf dem Kohlenberg lag, packte mich an den Füßen und versuchte mich zu Boden zu zerren, aber ich schrie unaufhörlich weiter, als ob ich den Verstand verloren hätte. Der Chef starrte mich an, aber er zog weder seine Waffe, noch rief er die Wächter. Zu unser aller Überraschung drehte er sich um und ging fort. Der Rest des Tages verging unter Bangen; alle warteten wir darauf, welche Folgen mein wahn-sinniger Ausbruch haben würde. Aber nichts geschah.

Am nächsten Morgen erschien er, kaum dass wir unsere Schaufeln

geholt hatten, und fragte: Wo ist die Studentin? Meine Wut war längst verraucht, und ich war starr vor Angst, als er mich in die Ziegelei führte. Aber dieser merkwürdige Mann verkündete mir nur in trockenem und überaus höflichem Ton, dass ich von diesem Tage an am Brennofen arbeiten würde; ich sollte die Kohle mit einer Schubkarre von draussen holen und damit den Ofen heizen. Es war der heimliche Traum jedes Insassen des Konzentrationslagers, unter einem Dach zu arbeiten, wo es schön warm war. Allerdings war es eine schwere Arbeit für zwei starke Männer, und ich wäre nie damit fertig geworden, wenn die anderen Arbeiter nicht gewesen wären. Es waren französische Kriegsgefangene, gute Kerle, die mir halfen und mir in der Tat oft einen grossen Teil der Arbeit abnahmen.

Eines Nachmittags, schon gegen Abend, erschien der Boss mit zwei Franzosen und befahl ihnen, mir dabei zu helfen, neue Kohlen hereinzuschaffen. Nach etwa einer Stunde kam er wieder, schickte die beiden weg und forderte mich auf, ich solle mich neben ihn auf das Steingesims am Brennofen setzen. Dann sagte er nur: Erzählen Sie.

Mein Leben lang werde ich diesen dunklen, höhlenähnlichen Raum nicht vergessen, den Widerschein der Flammen an den schwarzen Wänden, den alten, schwarzgekleideten Mann, der mir geduldig zuhörte und vor meinen Augen zu schrumpfen und dahinzuwelken schien, so als ob sich mit jedem meiner Sätze ein Teil von ihm auflöste. Nur noch einmal sollte ich später eine ähnliche Erfahrung machen, und zwar mit meinem eigenen Kind – es war in dem Augenblick, als ich endlich den Mut aufbrachte, ihm zu sagen, wie sein Vater gestorben war.

Ich erzählte dem alten Mann mit dem Russenkittel vom Ghetto in Łódź, wo die Latrinenreiniger bei der Arbeit Melodien von Beethoven gepfiffen hatten und wo fast hunderttausend Menschen verhungert oder ermordet worden waren. Ich erzählte ihm, wie die Züge aus den polnischen Dörfern angekommen waren, die Männer mit blutigen Köpfen und die Frauen mit Schals um den Schultern, und

wie die Frauen, wenn die Züge weg waren, ihre Umhänge aufgeknotet und ihre Babys ausgepackt hatten. Einige von ihnen waren erstickt, aber ein paar waren noch am Leben, gerettet vor den deutschen Bajonetten. Ich erzählte ihm, wie ein paar Monate später die SS kam und dieselben Babys in die Lastwagen warf und in die Gaskammern brachte. Ich erzählte ihm von den öffentlichen Hinrichtungen, wie die Leichen noch wochenlang am Galgen hingen und wir daran vorbeigehen mussten, von den Wagenladungen mit blutigen Kleidungsstücken, die wir in Streifen reißen und zu Matten für die deutschen Panzer flechten mussten, damit die Soldaten ihre Füße warm halten konnten. Als die Front bis in Hörweite unseres Lagers herangerückt war, hatte ein deutscher Oberst, dessen Uniform über und über mit Goldschnüren verziert war, uns alle zusammengerufen und verkündet: «Wir müssen jetzt das Ghetto räumen, aber es besteht kein Grund zur Furcht. Ich gebe euch mein Wort als deutscher Offizier, dass euch nichts geschehen wird. Man wird gut für euch sorgen...» Eine Woche später gingen die, die den Transport in den verriegelten Viehwaggons überlebt hatten, durch die Tore des elektrischen Drahtzauns direkt in den schwarzen Rauch von Auschwitz.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich längst vergessen, wer ich war und mit wem ich sprach. Ich sah den Zellenblock in Auschwitz wieder vor mir, die Baracken, die früher als Pferdeställe gedient hatten, gedrängt voll mit tausend halbverrückten, kahlgeschorenen Mädchen, die unter den Peitschenhieben heulten wie ein Rudel Wölfe. Die Wächter, ebenso wahnsinnig in ihrer Raserei wie die Gefangenen in ihrem Schmerz und ihrer Angst, liefen im Mittelgang des Zellenblocks hin und her und hieben in blinder Wut auf die Mädchen in den Boxen ein. Über der ganzen Szenerie thronte Frau Steinová aus Prag auf einem Podest, kahlgeschoren wie wir anderen, und sang die Arie «Das Mondlicht auf meinem goldenen Haar» aus Dvořáks Oper

Russalka – auf Befehl der Blockkommandantin, die beschlossen hatte, dass in ihrem Block eine fröhliche Stimmung herrschen sollte.

Ich sah mich selbst, wie wir einen Tag und eine Nacht hindurch knien mussten, die Knie auf dem sandigen Boden wundgescheuert, und die Mädchen, die ohnmächtig wurden, zu stützen versuchten, weil wir wussten, wer erst einmal umfiel, der würde nie wieder aufstehen. In dieser Zeit hatte einmal eines der Mädchen zu fliehen versucht. Ganz Auschwitz musste auf dem Boden knien, bis sie wieder eingefangen war, und als die Wächter sie hatten, ordneten sie einen Appell an, brachen ihr vor unseren Augen Arme und Beine und schlepten sie erst dann in die Gaskammer.

Aber es war nicht viel, was ich ihm von Auschwitz erzählen konnte. Die menschliche Sprache kann nur das ausdrücken, was der Verstand fassen kann. Wie soll man die Hammerschläge beschreiben, die einem das Gehirn zerdrücken? Stattdessen gab ich dem alten Mann einen detaillierten Bericht über das Leben, das wir in jenem Lager führten, von dem aus wir jeden Morgen in seine Ziegelei gebracht wurden. Ich sagte ihm auch, dass es bei uns Mädchen gegeben hatte, die man direkt aus ihren Wohnungen geholt hatte, und dass ein paar Dutzend von ihnen schwanger waren. Eines Abends wurden sie alle zur Hauptbaracke beordert, und wir sahen sie nie wieder. Am nächsten Morgen wurde eine besondere Gruppe abkommandiert, um die Blutlachen auf dem Boden der Baracke zu beseitigen.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, was ich ihm sonst noch erzählt habe. Ich weiss nur noch, dass er kein Wort sagte, während ich sprach, und als ich draussen die Befehlsrufe hörte, die bedeuteten, dass wir ins Lager zurückkehren mussten, und aufstand, um zu gehen, blieb er sitzen, in sich zusammengesunken, den Kopf in die Hände gestützt.

Dieser Mann lebte in Nazi-Deutschland und hatte täglich Kontakt

mit einem Konzentrationslager und seinen Insassen, und trotzdem wusste er von nichts. Ich bin ganz sicher, dass er nichts wusste. Er dachte einfach, wir seien Häftlinge, die von einem ordentlichen Gericht wegen erwiesener Straftaten verurteilt worden waren.

FLUCHT INS LEBEN

Immer wieder werde ich gefragt: Wie haben Sie das nur geschafft? Die Lager zu überleben! Zu fliehen! Jeder nimmt an, es sei leicht zu sterben, der Kampf ums Überleben dagegen erfordere übermenschliche Anstrengungen. Meistens ist es genau umgekehrt. Wahrscheinlich ist nichts schwerer, als untätig auf den Tod zu warten. Am Leben zu bleiben ist einfach und natürlich und erfordert keine besondere Willensanstrengung.

Der Gedanke an Flucht kam mir, glaube ich, zum erstenmal, als unser Wächter Franz wieder ein Mädchen erschossen hatte. Zu dieser Zeit waren wir schon seit Wochen auf dem Marsch. Die Ostfront war unserem Lager so nahe gerückt, dass wir den Geschützdonner hören konnten. Das Lager musste evakuiert werden. Unsere Bewachung wurde verstärkt: wir erhielten Zivilmäntel – die man, wie wir später herausfanden, den in den Gaskammern Getöteten abgenommen hatte – und eine Extraration Brot. Dann machten wir uns zu Fuss auf den Weg, jetzt von der doppelten Anzahl von Bajonetten bewacht, immer in Richtung Westen, von Polen nach Deutschland.

Unsere Kolonne schleppte sich langsam und mühsam durch den gefrorenen Schnee voran. Nur wenige von uns hatten noch die Kraft, den Kopf zu wenden und zurückzuschauen, wenn wir hinter uns wieder einmal einen Schuss hörten. Der rothaarige Franz hielt sich von morgens bis abends immer in der Nähe der kleinen Eva, er sorg-

te für sie wie ein Vater, beschaffte ihr etwas zu essen und war immer freundlich und aufmerksam. Nur hin und wieder drehte er sich um, vor allem wenn die Strasse eine weite Biegung machte und man die gesamte Kolonne überblicken konnte; dann feuerte er mit dem Gewehr nach hinten, wo es immer ein paar Nachzügler gab. Jedesmal, wenn er einen Treffer erzielt hatte, rannte er mit einem zweiten Wächter zurück. Dann gruben und scharrtten sie eine Zeitlang im Graben neben der Strasse. Anschliessend kam Franz sofort wieder angelaufen und scharwenzelte um die völlig verängstigte Eva herum, die erst fünfzehn war und ganze Nächte hindurch weinte.

So marschierten wir Tage und Wochen. Ich ging meistens neben Hanka und hielt meinen Kopf gesenkt, den Blick unverwandt darauf gerichtet, wie unsere nackten Füsse im Schneematsch versanken. Wir sprachen nur wenig miteinander, und wenn, dann sehr leise und immer nur über eines: Flucht. Gerade als Franz einen Schuss abfeuerte, den letzten, an den ich mich erinnere, kamen wir an einem Schild vorbei, auf dem in ungelassenen Buchstaben stand: NACH PRAG. Wir gingen langsamer, drückten uns gegenseitig die Hand und gaben einander das feierliche und etwas pathetische Versprechen, nicht mehr von dieser Richtung abzuweichen. Was auch immer geschehen mochte, wir würden es bis nach Prag schaffen. Von dem Augenblick an, als wir das Lager hinter uns gelassen hatten und damit auch das Krachen der Gewehrschüsse, mit denen die SS die Mädchen in den Krankenbaracken erledigte, hatten wir an nichts anderes als an Flucht gedacht. Viele andere dachten das gleiche; einige unternahmen sogar hin und wieder kleine Versuche. Irgendwo entlang der Strasse verschwanden sie in den Büschen und liessen die gesamte Kolonne an sich vorbeimarschieren. Aber dann kamen sie immer wieder zurück. Es war einfach zu schwierig, ganz allein ins Ungewisse zu gehen.

«Siehst du», sagte Hanka, «solange wir so marschieren, alle zu-

sammen, können wir nichts anderes tun als gehen und gehen und darauf warten, dass Franz uns irgendwo niederschiesst. Wir haben uns selbst nichts vorzuwerfen, und niemand kann erwarten, dass wir mehr tun. Aber sobald wir frei sind, hängt alles nur noch von uns ab. Dann müssen wir handeln.»

Sie hatte völlig recht, dachte ich. Solange wir zusammen marschierten, hatten wir den Trost, dass wir dazugehörten. Wir alle zitterten und hungerten und wurden gemeinsam beschimpft und misshandelt. Wir hatten alle das gleiche Schicksal und einen gemeinsamen Weg, und am Ende dieses Weges würden wir vielleicht sogar gemeinsam sterben. Aber wenn wir uns davon befreien würden... In diesem Augenblick begriff ich: Ein einziger Schritt würde genügen. Ich brauchte nur eine einzige Entscheidung zu treffen, und dann hätte ich die grösste Freiheit, die ein Mensch zu dieser Zeit und an diesem Ort haben konnte. Sobald ich den Bajonetten entkommen war, würde ich ausserhalb des Systems stehen. Ich würde nirgendwohin und niemandem mehr gehören. Kein Mensch würde von meiner Existenz wissen. Vielleicht würde ich nur wenige Tage oder wenige Stunden gewinnen, aber es würde eine Freiheit sein, wie sie sich Millionen von Menschen nicht einmal vorstellen konnten. Keine Verbote, keine Befehle würden mich mehr kümmern. Sollte ich gefangen werden, dann würde es mir ergehen wie einem Vogel, der im Flug erschossen wird, wie dem Wind, der sich in einem Segel fängt.

Normalerweise schliefen wir unter freiem Himmel, aber an diesem Abend machten wir in einem Dorf halt. Zuerst mussten wir auf dem Dorfanger antreten, wo uns aus jedem Fenster neugierige Augen anstarrten, und später dann entlang einer Mauer, hinter der ein grosser Bauernhof lag. Schliesslich marschierten wir durch ein Tor in dieser Mauer in einen grossen Hof, dann durch ein kleineres Tor in einem Lattenzaun, bis wir in einen Innenhof kamen, in dem eine riesige Scheune stand. Hanka zuckte die Schultern und sagte: «Das

wär's also. Heute Nacht brauchen wir uns keine Gedanken zu machen – nicht einmal eine Maus könnte hier entkommen. Eine Scheunentür, ein Zaun und eine Mauer!»

Lange Zeit stampften wir, um uns zu wärmen, immer wieder mit den Füßen auf den lehmigen Boden und warteten auf unser Abendessen. Die Dorfbewohner versorgten uns aus ihren eigenen Vorräten – für jede von uns gab es zwei warme Kartoffeln. Dann drängten wir in die Scheune, um uns einen guten Schlafplatz zu sichern, wo am wenigsten Gefahr bestand, dass uns jemand im Dunkeln mit Holzschuhen ins Gesicht treten würde.

Einen Augenblick lang blieb ich am Eingang der Scheune stehen. Gegen Morgen würde sicherlich niemand mehr wach sein, um uns zu beaufsichtigen. Die Wächter würden ein Nickerchen machen, wie sie es immer taten, wenn sie uns irgendwo einschliessen konnten. Das Schloss, das an zwei rostigen Nägeln an der Scheunentür hing, war ein gewöhnliches Vorhängeschloss.

«Hör mal!» Ein Mädchen packte meine Hand und zog mich in den Schatten hinter der Tür. «Ich habe gehört, dass wir morgen nach Norden abbiegen. Wir werden nie wieder so nahe dran sein wie heute.»

Es schien fast, als wüssten alle, was ich vorhatte!

«Und sieh mal, was ich gefunden habe: ein Paar Schuhe! Sie passen nicht zusammen, und das Oberleder ist nur mit Draht an der Sohle befestigt, aber sie sind besser als nichts.»

Ich versteckte die Schuhe unter meinem Mantel. Dann sah ich mir noch einmal das Schloss an. Ich war im Besitz des grössten Schatzes, den ein Gefangener haben konnte – ein Messer, das ich die ganzen letzten Monate sorgfältig für einen Augenblick wie diesen gehütet hatte. Also überlegte ich, dass es am besten wäre, wenn ich sofort einen der Nägel entfernen würde. Hanka und ich flüsterten noch eine Weile miteinander, ehe wir einschliefen, aber der Sprung in die

Freiheit schien immer noch viel zu weit. Er erforderte eine eindeutige, feste Entscheidung, aber wir waren nicht mehr gewöhnt, klar zu denken, und hatten fast vergessen, wie man Entscheidungen traf. Wir schliefen mitten in einem Satz ein, ohne einen Plan gemacht zu haben.

Ich erwachte voller Schrecken mit dem Gefühl, dass ich etwas Entscheidendes vergessen hatte. Ich musste dringend noch etwas ganz Wichtiges erledigen – ach ja! Um mich herum war tiefste Dunkelheit. Stroh raschelte, und von Zeit zu Zeit hörte ich leises Stöhnen, als ob sich ein grosses, müdes Tier im Dunkeln herumdrehte und streckte. Durch die Ritzen in den Scheunenbrettern konnte man bereits den ersten schwachen Lichtschein erkennen. Bald würde der Morgen anbrechen. Ich rüttelte an dem Knie, das sich von rechts in meine Rippen bohrte. «Hanka!» flüsterte ich. «Gehen wir!»

Hanka wachte sofort auf und verstand, was ich ihr sagte, aber sie konnte sich nicht aufraffen. «Mir ist so kalt», sagte sie und machte Anstalten, sich wieder in das Stroh zu wühlen.

«Hanka, ich gehe jetzt!» flüsterte ich. «Wenn du willst, komm nach, aber du musst dich beeilen.»

An der Tür angekommen, drehte ich den zweiten Nagel heraus und war draussen. Der Wachposten lag noch irgendwo und schnarchte. Der erste Schimmer des Tageslichts durchdrang das Dunkel der Nacht; es war kurz vor Sonnenaufgang.

Ich band mir ein Stück Stoff um den stoppeligen Kopf, den man mir sechs Monate zuvor in Auschwitz kahlgeschoren hatte wie ein Knie. Dann zupfte ich mir die Strohreste vom Mantel, aber noch immer war niemand zu sehen. Endlich öffnete sich die Tür, und Hanka kam herausgerannt. Ich gab ihr keine Gelegenheit, sich die Sache noch einmal zu überlegen. Ich kletterte über den Zaun und rannte über den Hof zu der Stelle, an der die Mauer teilweise zerfallen war und man leicht hinüberklettern konnte. Noch ehe ich auf der anderen Seite wieder hochgekommen war, landete Hanka dicht neben mir auf dem Boden. Wir raqppelten uns auf und hatten noch nicht

einmal die Ecke erreicht, als ein weiterer Kopf auftauchte. Es war Zuzka, die uns mit heiserer Stimme zuflüsterte: «Maha und Andula sind dicht hinter mir.»

Alle drei drückten wir uns in eine Nische in der Mauer des angrenzenden Bauernhofs. Maha kam auf uns zugerannt. Als wir sie sahen, hörten wir gleichzeitig einen Schuss; Andula hatte es nicht geschafft.

Wir hockten in unserer kleinen Nische und zitterten so stark, dass man es fast hören konnte. Eine sagte: «Lasst uns zurückgehen.»

«Unsinn. Jetzt, wo du draussen bist, wirst du doch wohl nicht wieder zurückkriechen wollen, oder? Die Wächter werden jetzt ziemlichen Ärger bekommen. Zuerst wird ihnen der Alte die Hölle heiss machen, weil sie mitten im Dorf ein Mädchen umgebracht haben – ihr wisst doch, dass er so etwas nicht gern sieht –, und dann werden sie einen Appell abhalten müssen. Bis alle durchgezählt sind und sie sich eine Ausrede haben einfallen lassen, wie sie erklären sollen, dass vier von uns fehlen, müssen wir schon meilenweit von hier weg sein.»

Das klang einleuchtend, und wir beruhigten uns langsam. Die Sonne ging auf. Von dort, wo wir standen, hatten wir einen guten Überblick über die weite Landschaft, die zum Horizont hin in einer leichten Welle anstieg. Es gab kaum Schnee, nur Erde und nackte Bäume. Die Landschaft lag so offen da wie ein Handteller, nirgendwo ein Wald, nirgendwo ein geeignetes Versteck. In der Ferne sahen wir Kolonnen von Männern, die von Soldatentrupps flankiert wurden, wahrscheinlich waren es Kriegsgefangene.

In diesem Moment kam ein mageres, kleines Mädchen von vielleicht zwölf Jahren um die Ecke, in der Hand zwei grosse Scheiben Brot.

«Ihr braucht keine Angst vor mir zu haben», sagte sie auf Tschechisch. «Ich weiss, wer ihr seid.»

Als ich mich von dem Schock erholt hatte, stammelte ich in panischer Angst: «Kleines Mädchen, um Gottes willen, du darfst nicht mit uns sprechen. Geh schnell nach Hause! Lauf!»

Das kleine Mädchen lächelte nur und drückte Maha das Brot in die Hand.

«Nehmt», sagte sie. «Wir haben genug davon. Und ich werde euch hier herausführen. Ihr wollt bestimmt nach Hause und wisst nicht, wie.»

«Lauf schon! Was würde deine Mutter wohl sagen? Lauf!»

Aber das Kind warf nur einen Blick zur Seite, wo eine ältere Frau stand, ein Tuch um den Kopf geschlungen. Sie nickte uns freundlich zu.

«Das ist meine Mutter! Sie hat mich hergeschickt. Wir sind nämlich auch Tschechen.»

Wir starrten sie einen Augenblick lang überrascht an, aber dann machten wir uns eilig daran, uns gegenseitig die gestreiften Stoffquadrate vom Mantelrücken zu reißen, die uns als Insassen eines Konzentrationslagers aus wiesen. Sekunden später waren wir unterwegs und rannten hinter dem kleinen Mädchen her quer über die Felder. Es war auch höchste Zeit.

Inzwischen war das Land überall zum Leben erwacht. Zu unserem Glück waren die Strassen sehr belebt. Hoch bepackte Wagen mit evakuierten Familien und ihrer gesamten Habe rumpelten langsam an uns vorüber, entlang an schwer bewachten Abteilungen von Gefangenen und Einheimischen auf dem Weg zur Arbeit. Manche von ihnen wandten den Kopf und sahen uns an, aber wir gingen schnell weiter, den Blick zu Boden gerichtet. In unseren Schläfen hämmerte der Puls einer fast schon irrsinnigen Freude. Endlich in Freiheit! Keine Bajonette! Keine elektrischen Zäune, kein Stacheldraht mehr!

Hanka ging wieder einmal neben mir und meinte: «Weisst du, es gibt nur eines, was mich an dieser Situation stört – die Tatsache, dass wir jetzt vollständig ausserhalb des Gesetzes stehen.»

Ich sah sie an und platzte fast vor Lachen. Ich lachte, bis mir die Tränen kamen. Ich lachte, wie ich mindestens fünf Jahre lang nicht mehr gelacht hatte.

Es wurde langsam dunkel. Das kleine Mädchen hatte uns längst verlassen und uns zum Abschied noch eine Menge nützlicher Ratschläge gegeben – in welcher Richtung wir gehen sollten, wo wir verlässliche Menschen finden würden, wem wir aus dem Wege gehen müssten. Dank ihrer Hilfe erreichten wir die Demarkationslinie, die das Deutsche Reich von dem Gebiet trennte, das von der früheren tschechoslowakischen Republik übriggeblieben war und jetzt Protektorat Böhmen und Mähren genannt wurde. Das Protektorat war seit 1939 von den Deutschen besetzt.

Hungrig und erschöpft schleppten wir uns weiter, bis auf die Knochen durchgefroren von dem eisigen Wind, der durch unsere Lumpen blies. Aber diese ersten Stunden der Freiheit hatten uns vollständig verändert. Die apathischen, ausgemergelten Schatten, die aus reiner Hoffnungslosigkeit einen Fluchtversuch gemacht hatten, waren jetzt von einem unbändigen Lebenswillen gepackt. Es reichte uns nicht mehr, dem Tod nur ein paar Stunden oder Tage der Freiheit abzutrotzen. Wir fingen jetzt an zu glauben, dass wir den Weg zurück ins Leben gefunden hatten. Angst und Hoffnung trieben uns auf diesem schmalen Pfad voran, den wir bei nüchterner Überlegung nie zu nehmen gewagt hätten. Angst und Hoffnung hatten uns in jenen Jahren oft genug gerettet, als es so wenig Gelegenheit gegeben hatte, Mut und Einfallsreichtum zu beweisen.

Die Strasse machte eine Biegung und führte dann sanft abwärts in ein Tal zu einem Dorf mit einer grossen Fabrik. Wir hielten einen kleinen Jungen an und fragten ihn: «Wo wohnt Herr Čermak?»

«Hier gibt es keinen Herrn Čermak.»

«Dann habe ich seinen Namen wohl falsch verstanden. Er ist Tscheche. Weisst du, ob hier Tschechen wohnen?»

«Hier gibt es keine Tschechen», sagte der kleine Junge.

Was nun? Wir zogen uns in die Büsche am Strassenrand zurück, um uns zu beraten. Eine Sirene heulte auf. Die Schicht in der Fabrik war beendet, und wir sahen eine Gruppe von Frauen, die dort arbeiteten, die Strasse entlang auf uns zukommen. Wir hörten schon bei Weitem, wie sie sich unterhielten. Polinnen! Wir blieben in unserem Versteck, bis wir eine Frau bemerkten, die allein ging. Sie sah müde aus, schien aber kaum älter zu sein als wir selbst. Zuzka fasste sich ein Herz und kroch aus dem Gebüsch: «*Prosze pani...*»

Ohne zu zögern, lud uns die Frau in ihr Haus ein. Sie wohnte ein Stückchen weiter die Strasse entlang in einer elenden, verwahrlosten Hütte. Ihr kleines Mädchen stand schon in der Tür und wartete. Sobald wir uns gesetzt hatten, erzählten wir ihr die Geschichte, die wir uns unterwegs ausgedacht hatten: dass wir in Deutschland gewesen waren, in einem Arbeitslager, dass es dort einen Bombenangriff gegeben hatte, bei dem all unsere Habe und unsere Papiere vernichtet worden waren, und dass wir jetzt versuchen wollten, wieder nach Hause zu kommen. Schliesslich wagte eine von uns, das zu fragen, was wir unbedingt wissen mussten: Wie konnten wir über die Demarkationslinie kommen?

Die junge Polin hörte uns schweigend zu. Ob sie uns etwas von dem glaubte, was wir ihr erzählten? Es war schwer zu sagen. Aber sie machte uns einen Vorschlag: Am anderen Ende des Dorfes wohnte eine Tschechin, die uns vielleicht helfen konnte. Wir sollten warten, bis es dunkel war, dann würde sie uns zu ihr bringen.

Schweigend und fast auf Zehenspitzen eilten wir den langen Weg quer durch das Dorf. Unsere Führerin klopfte an die geschlossenen Fensterläden einer Hütte, die weiss in der Dunkelheit schimmerte.

Eine resolute Frauenstimme antwortete, und nach kurzem Flüstern öffnete sich die Tür. An der Schnelligkeit, mit der unsere polnische Freundin verschwand, merkten wir, dass sie nicht ein Wort unserer Geschichte geglaubt hatte und sehr wohl wusste, wie gefährlich es war, uns zu begleiten.

Die rundliche und energische Frau Nemcova wartete nicht darauf, dass wir ihr irgendetwas erklärten. Sie setzte uns in ihrer makellos sauberen Küche an den mit einem weissen Tischtuch bedeckten Tisch und legte einen Laib Brot in die Mitte. Wir pressten die Zähne zusammen und bissen mit den Augen in dieses Brot. Sicherlich war das, so dachten wir, nur ein Symbol der Gastfreundschaft. Wer konnte es sich mitten im Krieg schon leisten, einen Laib Brot zu verschenken? Aber Frau Nemcova holte ein Messer und schnitt für jede von uns eine so dicke Scheibe ab, dass nur noch die Hälfte des Laibes übrigblieb. In diesem Augenblick versank alles um uns her, die ganze Welt hörte auf zu existieren. Im gesamten Universum gab es kein Leben mehr – nur noch uns vier und diesen riesigen, süß duftenden, wunderbaren Laib Brot.

Frau Nemcova hatte offensichtlich schon einige Erfahrungen mit Leuten wie uns. Sie kannte einen Grenzübergang und erklärte uns, dass der Abend, den wir gewählt hatten, eigentlich sehr günstig sei, um die Grenze zu überqueren; im Dorf gasthaus sei nämlich ein Fest geplant, und spätestens um zehn Uhr würden alle Polizisten betrunken sein. Um halb elf schlichen wir uns vorsichtig aus dem Haus. Nirgends war Licht zu sehen. In einiger Entfernung hörten wir Musik, Stimmen und Hundegebell.

Frau Nemcova nahm mich an der einen Hand und Hanka an der anderen. Zuzka und Maha folgten dicht hinter uns. Sie führte uns an abgedunkelten Häusern vorbei und durch stille, kahle Gärten hinaus auf die Felder. Wir zogen unsere Schuhe aus, um sie in der Dunkelheit nicht zu verlieren, und rannten barfuss über den gefrorenen Boden. Ich hörte, wie Hanka leise aufschluchzte und Frau Nemcova ihr aufmunternd zuflüsterte. Wir rannten immer schneller, und gerade

als wir das Gefühl hatten, keinen weiteren Schritt mehr zu schaffen, sagte Frau Nemcova: «Ihr seid da: zu Hause. Ihr braucht jetzt nicht mehr so schnell zu laufen, aber trödelt nicht unnötig. Am Übergang ist ein guter Wachmann – vor ihm braucht ihr keine Angst zu haben. Aber im nächsten Dorf müsst ihr euch vor sehen. Die Polizei dort hat Hunde.»

Wir umarmten sie und rannten weiter. Wieder allein. Hanka jammerte, dass sie nicht mehr könne, aber ich zog sie weiter, wobei ich ihr fast die Hand zerdrückte, und flüsterte: «Halt durch! Wir werden es bis nach Hause schaffen, und wenn wir auf allen vieren kriechen müssen.»

Endlich erreichten wir den Kontrollpunkt. Gerade als wir unter der Barriere hindurchkrochen, ging die Tür zum Wachhäuschen auf und eine mürrische Stimme murmelte: «He, ihr Frauen, hat jemand von euch ein paar Zigaretten übrig?» Erst als wir ein ganzes Stück weiter waren, gestatteten wir uns eine gemächlichere Gangart. Wir beschlossen, einen Bogen um das Dorf mit den Polizeihunden zu machen. Zuzka, die in einer nahegelegenen Stadt zu Hause war, verkündete plötzlich prahlerisch, dass sie uns allen eine Unterkunft besorgen würde. Sie entstammte einer Mischehe, und einige ihrer Verwandten waren der Deportation entgangen. Wir würden bald in eine Gegend kommen, in der sie sich auskannte, und mit ein bisschen Glück würden wir noch vor Tagesanbruch ihre Stadt erreichen.

Dankbar und geduldig krochen wir weiter durch eine Stille voller Geräusche, durch eine Dunkelheit voller Schatten. Zum erstenmal seit ich an diesem Morgen aufgewacht war, atmete ich jetzt etwas leichter. Ich lauschte immer noch angespannt auf jedes Rascheln und bemühte mich, im Dunkel jede Gefahr rechtzeitig zu erkennen, aber etwas in meinem Innern begann sich zu lösen. Es kam mir vor, als hielte ich meine zerbrechliche Freiheit in den Händen. Was würde ich mit ihr anfangen? Vielleicht würde ich sie schon bald wieder ver-

lieren. Wir durften keine Zeit verschwenden. Ich wagte nicht einmal daran zu denken, was ich tun würde, wenn ich in Prag ankäme. Ich wusste nicht, ob ich die Stadt je erreichen würde. Aber mein Leben war jetzt nicht mehr in zwei Hälften zerbrochen. Plötzlich gab es wieder eine Kontinuität. Ich war nicht mehr Insassin eines Konzentrationslagers, ein Opfer, das auf seine Vernichtung wartete, sondern ein Mensch, eine Frau mit einer Vergangenheit und einer Zukunft.

Der Schritt, der jetzt vor uns lag, der Übergang von der Freiheit eines Vogels zur Freiheit unter Menschen, erwies sich als der schwierigste Teil unserer Reise. Wir mussten unser Zuhause wiederfinden, den Ort, wo wir hingehörten, und dafür reichte die schlichte Tatsache der Rückkehr nicht aus. Manchmal glaube ich, dass der Weg, der uns Jahre später in die nächste Katastrophe führte, bereits mit diesem Schritt begann. Nach dem Krieg war die kommunistische Revolution für viele Menschen in der Tschechoslowakei einfach ein erneuter Versuch, den Weg nach Hause zu finden, sich wieder zur Menschlichkeit zurückzukämpfen.

Aber an diesem ersten Tag unserer Rückkehr schien alles hoffnungsvoll und vielversprechend. Wir erreichten noch vor der Dämmerung Zuzkas Stadt, wo wir von ihren Verwandten mit grosser Freude begrüsst wurden. Sie fanden jemanden, bei dem Mana eine Weile bleiben konnte, und kamen sogar mit einem netten älteren Herrn an, der Hanka und mich in seinem Lastwagen den grössten Teil der Strecke nach Prag mitnahm. Er setzte uns nur wenige Kilometer von der Endstation der Prager Strassenbahn entfernt ab. Alles war in schönster Ordnung bis zu dem Moment, wo wir einstiegen. Sofort befahl uns wieder lähmende Angst.

Es war das sechste Jahr der deutschen Okkupation. Tausende von Menschen waren erschossen und ganze Dörfer dem Erdboden gleichgemacht worden, nur weil sie die Widerstandsbewegung unterstützt oder geflüchtete Häftlinge aufgenommen hatten. Wenn die

Gestapo uns erwischte, dann bedeutete das nicht nur für uns den Tod, sondern auch für jeden, der uns half oder den geringsten Kontakt mit uns hatte. Inzwischen war es ein Kapitalverbrechen, wenn man einen «Illegalen» sah und ihn nicht der Polizei meldete. Die Polizei durchsuchte ständig die Häuser, kontrollierte die Ausweise und patrouillierte durch die Strassen. Es gab mit Sicherheit ein paar Menschen, die uns erkennen würden. Während unserer Abwesenheit hatten sich bestimmt viele Dinge verändert, und es gab zweifellos neue Vorschriften, von denen wir nichts wussten. Wir konnten uns jeden Augenblick verraten. Wenn uns jemand auch nur einen Moment genauer betrachtete, würde er in unseren Gesichtern die untrüglichen Zeichen der Konzentrationslager erkennen und sofort wissen, wer wir waren.

Die Strassenbahn rumpelte in die Prager Innenstadt. Als sie im Zentrum der Stadt anhielt, warf Hanka mir einen stummen Blick zu, drückte mir den Ellbogen und stieg aus. Ich blieb allein zurück in dem Wagen, der voller Menschen war, aber sie schienen keine Notiz von mir zu nehmen. Sie hatten alle ihr eigenes Leben und ihre eigenen Kriegssorgen. Vielleicht nichts so Grauenhaftes, wie wir es durchgemacht hatten, aber jede Art von Leiden kann unerträglich werden. Manche von ihnen hatte das Rennen in die Luftschutzkeller und das ständige Schlangestehen nach Lebensmitteln vielleicht ebenso erschöpft wie uns die Schrecken der Lager.

Im Laufe dieser Jahre hatte sich Prag sehr verändert, vielleicht sogar mehr als ich mich selbst. Die meisten meiner Freunde und Verwandten waren noch in den Konzentrationslagern, und ich hätte nicht gewusst, an wen ich mich wenden sollte, wenn Jenda nicht gewesen wäre. Jenda war mein engster Freund, und wenn er sich verändert hatte, dann sicherlich nur zu seinem Besten. Ich wusste, wenn er noch am Leben und in Freiheit war, dann würde ich in Sicherheit

sein. Am Tag vor unserer Deportation war er mit einem kleinen Geschenk für jeden in unsere Wohnung gekommen und hatte erklärt: «Was auch immer geschehen mag, ich werde euer Anker sein. Wenn ihr könnt, dann schickt mir eure Nachrichten. Solltet ihr getrennt werden, könnt ihr darauf zählen, euch in meiner Wohnung wiederzutreffen. Falls mir etwas zustossen sollte, werde ich jemand anders finden. Ich werde nie aufhören, auf eure Rückkehr zu warten. Ihr werdet immer einen Ort haben, an den ihr zurückkehren könnt.»

Es war bereits Abend, als ich zu dem Mietshaus kam, in dem Jenda wohnte, und mir taten die Füße weh, als ich langsam die Treppen hinauf stieg. Irgendwie fiel mir das Gehen schwer. Ich zog mir das Kopftuch zurecht und läutete. Die Tür ging auf. Es war Jenda – welch ein Glück!

Er schien mich nicht zu erkennen. Kein Wunder, dachte ich. Ich versuchte zu lächeln, aber im selben Moment nahmen seine Augen einen so schrecklichen Ausdruck von Schock und Entsetzen an, dass mein Lächeln gefror. Jenda packte meine Hand, warf einen schnellen Blick ins Treppenhaus und zog mich in die Wohnung. Er schloss die Tür hinter uns und platzte dann heraus: «Um Gottes willen, wie kommst du denn hierher?»

Die Antwort blieb mir im Halse stecken. Das also war mein Anker, dieser verängstigte, zitternde Wicht, der mir nicht einmal gerade in die Augen sehen konnte. War das wirklich Jenda? Ich sah mich im Zimmer um und versuchte, etwas Vertrautes, Persönliches zu finden, an das ich anknüpfen konnte. Da stand sein Bücherregal. Der Sessel am Fenster. Alte und vertraute Dinge. Aber da war auch ein neuer roter Teppich, ein neuer Phonograph und ein paar Gemälde, die ich noch nie gesehen hatte.

Wortlos standen wir uns gegenüber. Dann begann er zu sprechen. Ich konnte mir seine Erklärungen nicht sehr lange anhören; es war auch ohne Worte deutlich, wie die Dinge lagen. Ich sah, dass er sich schämte und Schuldgefühle hatte, dass seine Furcht jedoch stärker

war als alles andere. Das einzige, woran er denken konnte, war die tödliche Gefahr, die ich mitgebracht hatte: ob ich auch ganz sicher war, dass mich niemand auf der Treppe gesehen hatte? Er wollte mich nicht kennen und nichts von mir wissen, sondern einfach nur leben. In Ruhe und Frieden leben, inmitten von Tod und Verzweiflung. Aber ich glaube, ihm wurde, während er mit mir redete, bewusst, dass seine Ruhe ein für allemal dahin war. Selbst wenn er nie wieder von mir hören sollte, würde sein Leben nicht mehr so sein wie früher.

Ich ging wieder hinaus auf die Strasse. Sie war dunkel und fast menschenleer. Eine alte Freundin meiner Eltern wohnte ganz in der Nähe, eine nette Frau, die ich immer Tantchen genannt hatte. Vor unserer Deportation hatte sie einen Teil meiner Kleidung und andere Dinge versteckt, die mir jetzt gut zustatten kommen würden. Vielleicht konnte ich die Nacht über bei ihr bleiben.

Kaum hatte ich geläutet, als ich auch schon hörte, wie jemand in Hausschuhen nervös den Flur entlangschlurfte. Wahrscheinlich hatte ich sie erschreckt; sie hatte gelernt, Besuchern gegenüber misstrauisch zu sein. Aber wie sich herausstellte, war sie eine mutige alte Frau, und als sie sich von ihrem anfänglichen Schock erholt hatte, hiess sie mich freundlich willkommen und setzte mich auf ihr samtbezogenes Sofa, über dem Familienfotos die Wand schmückten.

«Kann ich heute Nacht hierbleiben, Tantchen? Morgen werde ich etwas anderes finden.»

Sie nickte, mit Tränen in den Augen. Dann fing sie an, in der Wohnung herumzulaufen und alle möglichen Dinge für mich aufzustöbern. Sie wühlte in den Schränken und Schubladen und brachte mir schliesslich eine vollständige Garnitur Kleidung aus der Zeit vor dem Krieg, mit der ich auf der Strasse nicht mehr auffallen würde. Dann deckte sie mich mit einer Woldecke zu und setzte sich auf ei-

nen Stuhl neben der Tür, die Hände im Schoß gefaltet. Dort blieb sie die ganze Nacht über sitzen, ohne ein Auge zuzutun, als könnte ihre Nachtwache uns vor der Gefahr beschützen.

Es war noch dunkel, als ich wieder auf die Strasse hinaustrat. Ich fühlte mich wohl in meinen sauberen neuen Kleidern und nach einem grossen Frühstück, auch wenn mir klar wurde, dass sich meine Situation eher verschlimmert hatte. Bis dahin hatte ich es nur mit dem Polizeisystem eines faschistischen Regimes zu tun gehabt. Jetzt musste ich mich mit einem schlimmeren Feind auseinandersetzen – mit menschlicher Angst und Gleichgültigkeit. Bis zum gestrigen Tage hatte ich nur ein Ziel im Kopf gehabt – ich musste Prag erreichen und Jenda finden. Jetzt war ich auf der Suche nach einem Menschen, dessen Menschlichkeit stärker war als seine Angst.

Ich ging durch die Strassen und wartete, bis es hell war, ehe ich es wagte, einen weiteren alten Freund namens Fran ta aufzusuchen. Auch wenn er selbst mir nicht helfen konnte, so würde ich doch von ihm zumindest erfahren können, was aus meinen anderen Freunden geworden war. Franta war immer ein ehrgeiziger, verantwortungsbewusster junger Mann gewesen, der sich seine Ausbildung selbst verdient und gleichzeitig seine verwitwete Mutter unterstützt hatte. Von morgens bis abends hatte er geschuftet und auf Bauernhöfen gearbeitet, während wir anderen Ferien machten, während des Schuljahrs anderen Schülern Nachhilfeunterricht gegeben und die schwersten Arbeiten übernommen, nur um sich ein bisschen Geld dazuzuverdienen. Er hatte nie an seinen Fähigkeiten gezweifelt oder seine Ziele in Frage gestellt. Ich war mir sicher, dass der Krieg auch seine Pläne durchkreuzt hatte.

Franta öffnete die Tür in einem Trainingsanzug und noch unrausiert. Er starrte mich einen Moment lang an, dann ging er einen Schritt zurück und liess mich in den Flur treten.

«Franta, ich bin aus dem Lager geflüchtet. Ich brauche Hilfe. Weisst du, wo ich mich ein paar Tage verstecken kann? Wo ich mich

ein wenig ausruhen kann? Kennst du jemanden, der Kontakte zum Widerstand hat? Der Krieg ist fast zu Ende. Es kann sich nur noch um Monate handeln.»

Im Dunkel des Flurs konnte ich Frantas Gesicht nicht erkennen, und er sagte kein einziges Wort. Dann öffnete er die nächste Tür und sagte: «Komm rein. Setz dich.»

Eine Zeitlang lief er nervös im Zimmer hin und her. Dann setzte er sich mir gegenüber, nahm sich eine Zigarette, warf einen Blick darauf, legte sie auf den Tisch, nahm sie wieder auf und zündete sie sich schliesslich an.

«Ich muss dich anschauen», sagte er. «Ich muss mir wirklich genau anschauen, was für ein Mensch das ist, der aus einem Konzentrationslager flieht, ohne Papiere in Prag herumläuft, keinen Platz zum Schlafen hat und immer noch glaubt, überleben zu können. Das ist wirklich aufregend. Ich selbst habe seit der Okkupation immer wieder versucht, ein Gefühl persönlicher Freiheit zu erreichen – wenn auch nur für ein paar Augenblicke. Eine Stunde vielleicht. Es ist mir nicht gelungen. Es ist unmöglich. Du befreiest dich aus der unmittelbaren Unterdrückung und versinkst in etwas, was noch viel schlimmer ist. Du musst rennen und dich verstecken, und am Ende wirst du trotzdem gefasst. Verzeih mir, aber ich kann mir nicht vorstellen, wie du dich retten könntest. Natürlich hast du getan, was du in deiner Lage für das Beste gehalten hast, aber es widerspricht jeder Logik und Vernunft. Sieh mal, ich könnte natürlich so tun, als würde ich versuchen, dir zu helfen. Ich könnte lügen und dir falsche Versprechungen machen. Aber es würde nichts nützen. Wenn du die Sache nüchtern betrachten würdest, dann würdest du sehen, wie hoffnungslos es ist.»

Ich erhob mich und ging zur Tür. Franta sprang auf und versuchte, mich zurückzuhalten.

«Bitte geh noch nicht», sagte er. «Ich habe mich endlos lange mit diesen Fragen herumgeschlagen. Wann und wie sollte man sein Leben riskieren? Du bist entkommen, weil du wahrscheinlich über-

zeugt warst, getötet zu werden. Meiner Meinung nach aber ist die Chance, dass du dein Leben verlierst, auf diese Weise sehr viel grösser, als wenn du im Lager geblieben wärest. Schliesslich werden einige Leute auch dort überleben. Aber hier, in dieser Situation, gibt es für dich sehr viel weniger Hoffnung. Und habe ich das Recht, mein Leben oder das eines anderen aufs Spiel zu setzen für etwas, was ich von vornherein für aussichtslos halte? Was hat es überhaupt für einen Sinn, mein Leben für jemand anderen zu riskieren?»

Ich trat zurück, um ihm besser in die Augen sehen zu können, und Franta warf seine Zigarette in den Aschenbecher. Nach einem weiteren Augenblick des Schweigens sagte er: «Also gut. Es stimmt. Ich habe Angst.»

Wieder ging ich hinaus auf die Strasse. An den Häusern hingen rosafarbene Plakate mit langen Auflistungen der Namen von Menschen, die wegen «Verbrechen gegen das Reich» hingerichtet worden waren. In vielen Fällen waren drei oder vier Leute mit dem gleichen Nachnamen aufgeführt – man hatte ganze Familien ermordet, weil sie versucht hatten, jemandem wie mir zu helfen.

Martas Haus lag in einem Vorort, hoch oben auf einem Hügel, und ich wurde zweimal von Luftangriffen überrascht, bevor ich dort ankam. Luftangriffe waren genauso gefährlich wie Strassenbahnen. Die Polizei und Luftschutzwarte kontrollierten die Ausweise aller Fremden, die in die Bunker kamen, aber wenn man versuchte, auf der Strasse zu bleiben, was streng verboten war, dann würde man mit Sicherheit auf fallen.

Beidemale gelang es mir, mich in einem Durchgang zu verstecken, wo ich die Zeit damit verbrachte, mir vorzustellen, was Marta wohl machte. Es war nicht schwer zu erraten. Sie würde sicherlich malen,

denn das war ihr ganzes Leben. Und wahrscheinlich wartete sie immer noch auf Vlada, denn auch das war ihr Leben. Jetzt, gegen Mittag, legte sie wahrscheinlich gerade ihre Pinsel beiseite und machte sich daran, das Mittagessen für Vlada zuzubereiten. Ich sollte mich beeilen, um dort zu sein, bevor Vlada nach Hause kam.

Als Marta mich erblickte, schreckte sie im ersten Moment zurück, aber dann leuchtete ihr Gesicht vor Freude auf. Sie liess mich in ihrer warmen Küche Platz nehmen, und ich fühlte mich schlagartig so müde, dass ich kaum mehr als ein paar Sätze zustande brachte. Für Marta aber war selbst das schon genug.

«Es ist grossartig, dass du gekommen bist», sagte sie. «Jetzt brauchst du dir um nichts mehr Sorgen zu machen. Vlada wird dir helfen. Schau nicht so überrascht! Es ist wahr. Ich weiss, was du von ihm hältst. Ich muss zugeben, dass ich schon anfang, dir recht zu geben, und schliesslich habe ich ihm gesagt, wenn er sich nicht änderte, würde ich ihn verlassen. Glaub mir, er hat es sich zu Herzen genommen. Du wirst es ja selbst sehen. Um es kurz zu machen, Vlada arbeitet inzwischen für die Widerstandsbewegung! Er hilft mit, Flüchtlinge zu verstecken, und arbeitet mit den Partisanen zusammen! Kannst du dir das vorstellen? Zuerst wollte er nicht darüber sprechen, aber du weisst ja, es ist nicht besonders schwer, ihn dazu zu bringen, über etwas zu reden, was ihn gut aussehen lässt. Und der entscheidende Punkt ist, dass er wirklich etwas Nützliches tut. Schau – da kommt er! Ich werde ihm sagen, dass du hier bist.»

Marta verschwand im Korridor, und als sie zurückkam, stand Vlada hinter ihr. Er hatte sich wirklich verändert. Er war nicht mehr der charmante Playboy, den ich aus der Zeit vor dem Krieg in Erinnerung hatte, auf nichts anderes bedacht als auf gutes Aussehen und nette Unterhaltung. Er war schmaler geworden, und sein Gesicht war voller Falten. Er sah tatsächlich noch besser aus als früher. Aber er konnte mir nicht in die Augen sehen. Er brachte gerade nur ein gequältes Lächeln zustande und reichte mir die Hand. Sie war kalt wie Eis.

«Marta hat mir erzählt, du bist aus dem Konzentrationslager geflüchtet», sagte er. «Das ist wirklich unglaublich. Ich würde dir natürlich gerne helfen, aber es gibt da gewisse Schwierigkeiten. ...»

«Was?» fragte Marta. «Erst gestern Abend hast du doch gesagt. ...»

«Marta, es ist etwas Unvorhergesehenes geschehen. Der Mann, den ich heute Abend treffen sollte, wird nicht kommen. Aus irgendeinem Grund ist die Verbindung abgerissen. Es ist wirklich Pech, aber wir haben immer gewusst, dass so etwas jederzeit passieren kann.»

«Aber irgendwas wirst du doch tun können. Du hast mir immer gesagt, dass für alle Eventualitäten vorgesorgt ist. Ihr habt doch bestimmte Pläne gemacht für einen solchen Fall.»

«Natürlich, aber das dauert seine Zeit. Vielleicht eine Woche. Oder zehn Tage.»

«Na schön», meinte Marta und wandte sich zu mir. «Du bleibst hier, bis der Kontakt wiederhergestellt ist. Vlada, wir können sie doch in der kleinen Kammer unter dem Dach verstecken. Da ist sie sicher, und warm ist es auch.»

«Marta!» Auf Vladas Stirn hatten sich Schweißstropfen gebildet. «Weisst du nicht, dass sie Leute erschiessen, die Illegale bei sich aufnehmen?»

«Was ist denn los mit dir? Plötzlich hast du Angst davor, etwas zu tun, was du schon das ganze Jahr über machst? Oder hast du mir das alles nur so erzählt? Vlada!»

Vlada sackte auf dem nächsten Stuhl zusammen. Martas Gesicht wurde so blass, dass ihre schwarzen Augen und ihr Haar aussahen, als seien sie an die Wand hinter ihr gemalt. Ich stand auf und ging auf Zehenspitzen in den Korridor und dann hinaus in den Hof. Keiner von beiden schien Notiz davon zu nehmen.

Es war ein langer Fussmarsch bis nach Vinohrady, einem Viertel fast am anderen Ende der Stadt, und meine Beine wollten schon ih-

ren Dienst versagen, als ich endlich die Wohnung erreichte, wo Otto und Milena lebten. Es war später Nachmittag, als Otto mir die Tür öffnete. Er brauchte eine ganze Weile, um sich zu orientieren, aber Milena rannte an ihm vorbei und fiel mir um den Hals.

«Das ist ja grossartig, dass du zurückgekommen bist! Ich hatte solche Angst, ich würde dich nie wiedersehen! Du bleibst natürlich bei uns. Keine Angst, wir werden dich verstecken. Du musst uns alles ausführlich erzählen, aber komm erst einmal rein und sieh dir die beiden Kleinen an! Überrascht? Dann kannst du dich hinlegen und ein wenig ausruhen. Du siehst schrecklich aus. Leg dich erst mal ein bisschen lang, und dann mache ich dir was Gutes zu essen.»

Widerspruchslos liess ich mich in ihr Schlafzimmer führen und ins Bett bringen, als sei ich das dritte Kind. Milenas Mutter deckte mich zu, setzte sich neben mich aufs Bett und strich mir übers Haar.

So hatte ich schliesslich doch noch Menschen gefunden, die sich nicht verändert hatten, die sich selbst inmitten all der Zerstörung treu geblieben waren. Hier konnte ich endlich wieder zu Atem kommen, wenn auch nur für ein oder zwei Tage. Dann würde ich mich aufmachen in die Wälder, um mich den Partisanen anzuschliessen... Otto und Milena würden irgendeine Verbindung herstellen. Es würde alles gut werden. Ich brauchte nicht mehr in den Strassen herumzuirren... Ich hatte wirklich jemanden gefunden... Wer hätte gedacht, dass es ausgerechnet Milena sein würde, die keine Angst hatte?... Obwohl sie an ihre Mutter denken musste... und ihre Kinder... diese Kinder!

Ich setzte mich im Bett auf, meine Müdigkeit war verflogen. Ich konnte auf keinen Fall bleiben. Zwei kleine Kinder! Und diese nette alte Dame! Ich musste sofort verschwinden. Welch ein Glück, dass mich niemand auf der Treppe gesehen hatte!

Ich schloss erneut die Augen für eine Minute und versuchte, nicht zu denken. Ich musste weiter, und in ein paar Stunden würde es wie-

der dunkel sein. Dann stand ich auf und ging in die Küche, wo Otto und Milena und ihre Mutter miteinander flüsterten wie eine Gruppe von Verschwörern. Otto war sogar dabei, eine Art Grundriss zu zeichnen; wahrscheinlich hatten sie vor, eine Ecke ihrer ohnehin winzigen Wohnung zuzumauern, um ein Versteck für mich zu schaffen.

Als erstes musste ich erzählen. Ich machte es kurz und liess aus Rücksicht auf Milenas Mutter die schlimmsten Dinge aus. Dann fragte ich nach unseren anderen Freunden. Wie viele waren noch übrig? Nur Zdena und Ruda. Zdena hatte kürzlich geheiratet, lebte aber mit ihrem Mann wie früher immer noch in der Wohnung ihrer Eltern. Ruda sah man nur selten. Er war immer unterwegs, sagte Milena, manchmal sogar monatelang. Im letzten Jahr hatten sie ihn nur zweimal gesehen. Beidemal war er unerwartet bei ihnen aufgetaucht, müde und in sich verschlossen. Er hatte eine Weile dageessen und war dann wieder verschwunden.

Schliesslich teilte ich ihnen mit, dass ich wieder gehen würde. Sie stritten mit mir und versuchten mich zu überreden, meinen Entschluss zu ändern, aber sie erkannten bald, dass ich auf keinen Fall bleiben würde. Am Ende machte Milena eine grosse Tasche mit Lebensmitteln und anderen nützlichen kleinen Dingen für mich zurecht und rang mir das Versprechen ab zurückzukommen, wenn ich kein anderes Versteck fand. Aber ich wusste, es war ein Versprechen, das ich niemals halten würde.

Dunkelheit hatte sich über die Stadt gesenkt, und ich war nur von dem einen Gedanken getrieben: Ich musste einen Platz zum Schlafen finden, ich durfte die Nacht auf keinen Fall auf der Strasse verbringen. Aber wo sollte ich hin? Dann fielen mir die Machs ein, zwei nette ältere Leute, die mich schon seit meiner Kindheit kannten. Die beiden arbeiteten als Hausmeister in einem der neuen Mietshäuser in Strasnice, wo die Wohnungen so klein waren wie Kaninchenställe. Ich wusste, dass ich mich dort nicht verstecken konnte, aber

ich hoffte, sie würden mir helfen können, eine andere Unterkunft zu finden.

Frau Machova begrüßte mich mit Freudentränen in den Augen, aber dann überwältigte sie der Schock. Sie lief unaufhörlich in ihrer kleinen Wohnung hin und her, suchte alle möglichen Dinge zusammen und liess sie dann in ihrer Verwirrung wieder fallen. Sie wollte mich nicht wegschicken, aber sie konnte mich nicht bei sich aufnehmen. Schliesslich setzte sie sich an den Küchentisch, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und sank schluchzend zusammen.

Es war schon sehr spät, und ich stand auf, um zu gehen. In diesem Augenblick rief Herr Mach, ein schüchterner, zurückhaltender Mann, der uns beiden bis dahin aus seinem Sessel schweigend zugehört hatte: «Verdammt noch mal, setz dich hin, du dummes Ding! Wir lassen dich nicht gehen. Jetzt hör mir mal zu...» Dann erklärte er mir, dass einer seiner Mieter verreist war und seine Wohnung bis zum nächsten Tag leerstünde. Ich konnte dort schlafen, wenn ich mich am nächsten Morgen in aller Frühe wieder davonschlich. Das ganze Haus schlief schon, als ich das dunkle Treppenhaus hinauf lief, eine fremde Wohnung betrat und mich auf einem fremden Sofa zusammenrollte, hellwach wie eine streunende Katze.

Bereits lange vor Morgengrauen war ich wieder draussen in der Kälte. Das einzige Geräusch auf der Strasse waren meine Schritte. Ich hatte nur noch eine Hoffnung: Zdena, die letzte meiner Freundinnen aus der Zeit vor dem Krieg. Es dauerte lange, bis ich den Mut aufbrachte, an ihrer Tür zu läuten. Ihre Mutter machte mir auf, rundlich und strahlend. Auf dem Arm hielt sie einen kleinen, nur wenige Monate alten Jungen. Sie sah mich entgeistert an und wurde blass. Dann hob sie das Kind hoch und hielt es mir entgegen, als wollte sie mit einem Kruzifix den Antichrist ab wehren, und zischte: «Um Gottes willen, verschwinden Sie! Sehen Sie denn nicht? Dieses Kind! Gehen Sie doch, um des Kindes willen! Bitte! Gehen Sie!»

Ich rannte die Treppe hinunter. Verdammt! Zum Teufel mit allem! Ich hatte endgültig genug. So ging es nicht weiter! Kein Flehen mehr. Kein Betteln um Hilfe mehr. Es war genug. Ich wollte überleben, aber dieser Preis für das Leben war einfach zu hoch. Wenn es so weiterging, würde in meiner Welt niemand mehr übrigbleiben. Ich würde auf diese Weise auch noch das verlieren, was die Lager und der Krieg mir nicht hatten nehmen können.

Ich machte mich auf den Weg zum Stadtrand, wo die Strassen endeten, und ging hinaus auf die Felder. Der Geruch der feuchten Erde erinnerte mich daran, dass wir erst vor zwei Tagen über die gefrorenen Schollen gerannt und gestolpert waren und uns gesagt hatten: «Auf allen vieren, wenn es nicht anders geht, aber wir werden es nach Hause schaffen...» Der Himmel stand klar und hoch über mir, und ich spürte, dass der Winter beinahe vorbei war. In zwei oder drei Monaten würde der Frühling anbrechen. Dann würden sich alle Farben verändern, und vielleicht würde sogar der Krieg ein Ende haben. Aber für mich würde es zu spät sein.

Meine Flucht ins Leben war einfach gescheitert, wenn auch aus ganz anderen Gründen, als ich befürchtet hatte. Letzten Endes spielte das jedoch keine Rolle mehr, denn jede Art von Scheitern bedeutete den Tod. Trotzdem war es ein grossartiger Versuch gewesen, auch wenn er gescheitert war, auch wenn es jetzt noch schwerer sein würde, zu sterben.

Bei diesem Gedanken schaute ich auf und sah, dass ich auf eine kleine Kirche zuing. Ein Zufluchtsort, zumindest für kurze Zeit! Hier gab es bestimmt keine Razzien. Ich ging hinein und liess mich auf eine der geschnitzten Holzbänke fallen. Es waren nur wenige Menschen in der Kirche, hauptsächlich Frauen. Ich schloss die Augen. Erst sehr viel später fühlte ich etwas meine Wangen herunterlaufen. Ich empfand keinen besonderen Schmerz, keine Furcht, kein Bedauern. Ich war einfach nur unendlich müde und mir selbst fremd. Ich konnte weder einen Gedanken fassen noch mir etwas

wünschen und wiederholte innerlich immer nur die Worte: Leben...
Leben.

Wie durch einen Nebel bekam ich mit, wie der Priester seine Predigt begann, aber es dauerte sehr lange, bis ich wirklich hörte, was er sagte. Er sprach von den Frauen, die Christus am Kreuz leiden sahen, die Mitleid mit ihm fühlten, aber nichts taten, um seine Schmerzen zu lindern. Dann sprach er von wirklichem Mitgefühl und davon, seinen Mitmenschen zu helfen. Ich fragte mich, was wohl geschehen würde, wenn ich nach der Messe zu ihm ginge und ihm sagte: Hier haben Sie Gelegenheit, Ihre Lehre in die Tat umzusetzen. Helfen Sie mir. Lassen Sie mich hier in Ihrer kleinen Kirche ein paar Nächte schlafen. Sobald ich mich besser fühle, werde ich weiterziehen. Ich überlegte lange hin und her, um den Gedanken am Ende doch zu verwerfen. Wenn meine eigenen Freunde mir schon nicht hatten helfen können, was konnte ich dann von einem fremden Menschen erwarten? Vielleicht würde er mich auf der Stelle den Behörden verraten. Seine Predigt bedeutete überhaupt nichts. All die Leute, die mich wieder auf die Strasse gejagt hatten, hatten irgendwann einmal die gleichen Ansichten vertreten und versucht, anderen einzureden, sie hätten die Pflicht, Freunden in der Not zu helfen.

Ich wollte die Kirche nicht wieder verlassen, aber schliesslich blieb mir keine andere Wahl. Ein leuchtendes Dämmerlicht breitete sich über Prag aus. Es war ein wunderschöner Tag, auch wenn er jetzt zu Ende ging. Langsam wanderte ich durch die Strassen in Richtung Altstadt. Der Fluss war nicht zugefroren, und ich sagte mir, das sei der einfachste Weg, mit allem Schluss zu machen. Das Problem war natürlich, dass ich schwimmen konnte wie ein Fisch. Ausserdem musste ich sichergehen, dass ich nicht in letzter Minute noch gerettet wurde. Irgendwo unter einer der Brücken würde ich mir ein paar schwere Steine nehmen, sie in Milenas Tasche stecken und mir diese mit Hilfe meines Mantelgürtels um den Hals binden.

Nachdem ich mir diese technischen Details überlegt hatte, wollte ich nicht weiter darüber nachdenken. Aber aus irgendeinem Grunde konnte ich an nichts anderes denken, und so war es kein sehr angenehmer Spaziergang. Mir war schwindlig, und meine Haut schmerzte am ganzen Körper. Ich fieberte, und meine wunden Füße brannten, als seien sie entzündet. Die Strassen waren voller Menschen, und immer wieder hatte ich das Gefühl, misstrauisch angestarrt zu werden.

Ich kam an eine Brücke und beugte mich über das Geländer. Unter mir floss die Moldau, dunkel und kalt, und schien leise vor sich hin zu flüstern. Die Entfernung von der Brücke bis zur Wasseroberfläche erschien mir riesig. Hier also sollte meine Reise enden. Dies war die Freiheit, die sich niemand vorstellen konnte – die Freiheit eines Vogels, die Freiheit des Windes, eine Freiheit ohne Menschen. Eine Freiheit ohne Ausweg, einsam und grauenerregend wie der Fluss unter mir. Ich zog meine Handschuhe aus und legte meine Hände auf den kalten Stein der Brücke.

In diesem Augenblick tauchten links und rechts von mir zwei Uniformen auf, drängten sich an mich, und ein harter deutscher Dialekt dröhnte mir in den Ohren. Ich erstarrte vor Schreck. Also hatten sie mich doch noch erwischt! Buchstäblich in letzter Sekunde. Nein! Lebend sollten sie mich nicht bekommen! Spring doch! Jetzt sofort! Ich riss mich mit allerletzter Kraft los, und einer der Männer lachte auf. Erst jetzt sah ich sie mir genauer an. Es waren keine SS-Leute, sondern einfache Soldaten. Ich stammelte etwas Unzusammenhängendes und stolperte davon. Sie versuchten nicht, mich zurückzuhalten. Selbst als ich schon ausser Hörweite war, konnte ich noch lange Zeit ihr Gelächter hören, das immer lauter wurde. Es war wie ein Echo in meinem Kopf, wie eine riesige dröhnende Glocke. Lichtpunkte tanzten mir vor den Augen, und mein Herz weigerte sich, an seinen normalen Platz in meinem Körper zurückzukehren. Dies ist

jetzt wirklich das Ende, dachte ich bei mir. Ich kann nicht mehr weiter. Soll doch das Ende kommen... egal welches Ende...

Aber es war zu früh. Unten am Fluss gingen Menschen spazieren, und es war noch nicht dunkel genug, um auf die Brücke zurückzukehren. Ich schleppte mich weiter, ohne Rücksicht darauf, wohin meine Füße mich trugen. Die Bürgersteige schienen mir bei jedem Schritt entgegenzukommen. Strassen, Menschen, Schatten, Stimmen, die mir in den Ohren dröhnten, Strassen, Schatten. Erst als ich vor dem Mietshaus stand, in dem Ruda wohnte, wurde mir plötzlich bewusst, wo ich mich befand.

Ich ging eine Weile vor dem Haus auf und ab. Ich hatte beschlossen, niemand anders mehr aufzusuchen. Ruda würde ohnehin nicht zu Hause sein. Vielleicht lebte er überhaupt nicht mehr dort. Vielleicht hatten irgendwelche Deutschen längst seine Wohnung konfisziert. Es war gefährlich und hoffnungslos. Trotzdem wollte ich etwas tun – ich wollte weitergehen, ich wollte nachdenken, ich wollte schauen und den Tod einfach noch eine Weile hinauszögern. Ich wollte jemanden haben, mit dem ich sprechen konnte. Ich wollte noch einmal einen Augenblick lang spüren, dass ich ein Teil der Menschheit war.

Ich ging durch die Eingangshalle und begann die Treppe hinaufzustolpern, wobei ich mich am Geländer festhalten musste. An der Tür stand immer noch Rudas Name. Durch das Guckloch war ein dünner Lichtstrahl zu sehen. Zum Teufel mit der Vorsicht, dachte ich. Es ist sowieso alles vorbei. Ich läutete. Die Tür flog auf, als hätte jemand dahinter auf mich gewartet. Marta stand bleich und mit aufgelöstem Haar vor mir, packte meine Hand und zog mich eilig in die Wohnung.

«Wo hast du die ganze Zeit gesteckt? Wo warst du denn? Warum bist du nicht sofort hierhergekommen, nachdem du unser Haus verlassen hattest? Ich habe auf dich gewartet und war schon ganz verrückt vor Angst!» Marta flüsterte und schrie und schluchzte, alles

zur gleichen Zeit. «Gestern bin ich sofort – nein, nicht sofort, aber sobald ich konnte – hierhergerannt, um mit Ruda zu sprechen. Ich war sicher, du würdest als nächstes hierherkommen. Ruda ist der Einzige von uns, der noch etwas taugt. Und du hast auch nicht gewusst, dass er neuerdings gar nicht mehr in Prag ist, stimmt's? Es war wirklich ein Wunder, dass ich ihn hier antraf. Er war seit über einem Jahr nicht mehr zu Hause gewesen, und auch gestern war er nur für einen einzigen Tag hier. Er hat mir versprochen, bis zum Morgen auf dich zu warten, und als ich heute Morgen wiederkam, gab er mir die Schlüssel und sagte, du solltest hierbleiben, er würde schon für dich sorgen. Seitdem habe ich hier gesessen und auf dich gewartet. Ich hätte mir nie verzeihen können, wenn dir etwas zugestossen wäre. Wo warst du denn?»

«Ich werde es dir irgendwann einmal erzählen», antwortete ich. «Jetzt habe ich nicht die Kraft dazu.»

Ich musste mich an der Tür festhalten, um nicht zusammenzubrechen. «Und was ist mit Vlada?»

«Du hast es ja gesehen. Er hat mich die ganzen Monate nur belogen. Es war alles nur Schein. Und doch hätte ich ihm verzeihen können, wenn er wenigstens verstanden hätte, dass du ihm die Chance gegeben hast, einmal in seinem elenden Leben etwas Anständiges zu tun. Aber vergessen wir die Sache erst mal. Das Problem bist du. Bleib hier und warte. Aber sei vorsichtig. Die Nachbarn können jeden Schritt hören...»

Martas Gesicht schien mit jedem Augenblick grösser zu werden. Ihre Stimme dröhnte mir in den Ohren. Das ganze Zimmer drehte sich vor meinen Augen. Ich sah, wie sich die Wohnungstür schloss, hörte, wie der Schlüssel sich im Schloss drehte und dann mit einem metallischen Geräusch durch den Briefkastenschlitz fiel – wahrscheinlich, um die Nachbarn irrezuführen. Aber da lag ich schon mit dem Gesicht nach unten auf dem Sofa. Ich hatte das Gefühl, mein Körper würde in tausend Stücke zerfallen. Die Spannung, die mich

zusammengehalten hatte, wich plötzlich von mir. Mein Magen verkrampfte sich. Schauer liefen mir über den Rücken, und die Wände ringsum warfen jeden Herzschlag wie ein Echo zurück.

Eine Reihe von Tagen verging, vielleicht ein oder zwei Wochen.

Allmählich liess das Fieber nach. Mein Kopf hörte auf zu schmerzen, und ich konnte wieder laufen. In der Küche fand ich ein paar Lebensmittel und fühlte mich bald wieder kräftiger. Dann, eines Morgens, warf jemand einen Brief durch den Türschlitz. Ich hob ihn auf und legte ihn auf den kleinen Tisch neben dem Sofa, ohne ihn zu öffnen. Ich wollte das Gefühl auskosten, dass jemand wusste, ich existierte, dass jemand an mich gedacht und sich die Mühe gemacht hatte, mir zu schreiben, ja den Brief sogar eigenhändig hergebracht hatte. Als ich ihn endlich öffnete, fand ich eine in Blockschrift geschriebene Nachricht:

KOMMEN SIE UM SECHS IN DEN PARK BEI DER KIRCHE.
ICH WERDE EINEN BRAUNEN MANTEL UND EINEN
GRAUEN HUT TRAGEN UND EINE AKTENTASCHE
IN DER RECHTEN HAND HABEN. SAGEN SIE:
ICH GLAUBE, WIR SIND UNS SCHON MAL IRGENDWO BEGEGNET.

Den ganzen Nachmittag verbrachte ich damit, mich auf meinen ersten Spaziergang vorzubereiten. Ich war zwar noch vom Fieber geschwächt, aber ich hatte ein wenig schlafen und mich ausruhen können, und ich fühlte mich wieder lebendig bei dem Gedanken, auszugehen und einen Menschen zu treffen.

Der Abend war nasskalt und trübe, und der Nieselregen liess die letzten Schneehaufen schmelzen. Ich sah ihn schon bei Weitem an der Ecke des Parks stehen – ein dünner Mann in einem abgetragenen Mantel, in der Hand eine Aktentasche. Langsam und zögernd ging ich auf ihn zu. Er musterte mich sorgfältig, dann lächelte er.

«Sie brauchen nichts zu sagen», meinte er. «Ruda hat mich geschickt. Haben Sie keine Angst mehr. Wir werden Ihnen helfen. Alles wird gut werden.»

Das Flüstern des Regens hörte auf, und es begann zu schneien. Hinter einer Biegung des Parkwegs konnte ich durch das Schneetreiben hindurch die Silhouette eines Mannes sehen. Er ging wie eine Maschine, mit mechanischen, festen Schritten. Ich wusste sofort, dass es ein SS-Mann war, noch ehe ich die Umrisse seiner Uniform erkennen konnte. Ich umklammerte den Arm meines Begleiters. Der SS-Mann kam näher, wandte uns mit einer ruckartigen Bewegung den Kopf zu und richtete ihn dann mit einem erneuten Ruck wieder geradeaus, ging aber an uns vorbei. Ich schaute auf zu dem Mann neben mir und spürte, wie die Schneeflocken auf meinem Gesicht schmolzen. Er lächelte wieder und drückte meine Hand.

Wir verliessen den Park und gingen durch die Strassen. Menschen eilten an uns vorüber, eingehüllt in ihre Mäntel, unterwegs nach Hause zu ihren warmen Öfen und zu den Türen, die sich hinter ihnen schliessen würden. Wir bogen um eine Ecke in eine steil ansteigende Strasse, die ich noch nie gegangen war. In der Dunkelheit und durch den dichten Schnee konnte ich nicht erkennen, wo sie endete. Wir gingen schnell, ohne ein Wort zu sprechen.

DER KRIEG IST AUS

Der Krieg endete, wie eine Fahrt durch einen Tunnel endet. Schon bei Weitem konnte man das Licht in der Ferne erkennen, einen Glanz, der immer grösser wurde, ein Leuchten, das, wenn man in der Finsternis hockte, immer blendender wirkte, je länger es dauerte, zu ihm zu gelangen. Aber als der Zug endlich in den wunderbaren Sonnenschein kam, sah man nur eine Einöde voller Unkraut und Steine und einen Haufen Unrat.

Die letzten Wochen meines Lebens im Untergrund kamen mir beinahe endlos vor. Ich fühlte mich so einsam, dass ich die meiste Zeit neben dem Radio verbrachte, nur um eine menschliche Stimme zu hören. Allerdings bestanden die Sendungen nur aus Lügen über den siegreichen Vormarsch der deutschen Armeen und gemeiner Nazi-Propaganda, und so war das, was diese Stimmen sagten, alles andere als menschlich. Mein einziger Trost waren die Märchensendungen für Kinder. Immer wenn ich einschlief, wünschte ich mir, die Sendungen am nächsten Tag würden ein einziges langes Märchen sein und die Stimmen im Radio würden nur in der Sprache von Kindern, Elfen und verzauberten Tieren sprechen.

Eines Abends brachten meine Freunde aus dem Widerstand einen verwundeten russischen Partisanen mit, der vom Fieber ganz entkräftet war. Sie legten ihn aufs Bett und liessen mich mit ihm und

seiner Ikone allein, die er aus seinem Rucksack holte und an die Wand hängte. Ich pflegte ihn zwei Tage lang, teilte meine wenigen muffigen Kekse mit ihm und betete darum, er möge nicht sterben. Als sie ihn am dritten Abend wieder abholten, fühlte ich mich noch einsamer als zuvor.

Ein- oder zweimal wurde mir ein anderes Versteck zugewiesen, denn wenn man allzulange am selben Ort blieb, bedeutete das fast mit Sicherheit, entdeckt zu werden. Anfang April zog ich in meine letzte geheime Unterkunft, eine leere Wohnung in dem vornehmen Vorort Dejvice. Es war ungewöhnlich warm; der Frühling war früher als sonst in die Stadt eingezogen. Der Sonnenschein liess das bleiche, ausdruckslose Antlitz Prags aufleuchten und gab der Stadt fast über Nacht ihren natürlichen Glanz zurück.

Ich hielt es nicht mehr aus, hinter verschlossenen Türen und Fenstern zu sitzen. Jeden Tag ging ich hinaus und spazierte stundenlang unter den grünenden Bäumen durch Strassen, die ebenso ungeduldig wie ich darauf zu warten schienen, ins Leben zurückzukehren. Natürlich war mein Verhalten höchst leichtsinnig. Wenn die Gestapo mich erwischt und gefoltert hätte, dann hätte ich unter Umständen das Leben all derer gefährdet, die mir geholfen hatten, und Rudas gesamte Partisanengruppe in Gefahr gebracht.

Nachts hörte ich im Radio die Sendungen der BBC, die nicht nur Nachrichten und Informationen in tschechischer Sprache übertrug, sondern auch verschlüsselte Botschaften für die Widerstandsgruppen. Auf den Besitz eines Kurzwellenempfängers stand die Todesstrafe. Hunderte von Menschen waren für dieses Verbrechen standrechtlich erschossen worden, aber trotzdem hörten noch Tausende diese Sendungen ab und verbreiteten die Meldungen weiter.

Eines Abends Anfang Mai hörte ich in der Übertragung der BBC das Kodewort für Rudas Gruppe und vermutete sofort, dass die wenigen Worte, die dann folgten, das Signal für die letzte entscheidenden

de Aktion waren. Am nächsten Abend erschien Ruda selbst, bis zu den Ohren voller Schlamm und Dreck, und holte die Waffen aus dem Versteck, das sich hinter der falschen Rückwand eines riesigen Schrankes befand.

«Das nächste Mal, wenn ich wiederkomme», sagte er, «wird der Krieg vorbei sein.»

Dann, am fünften Mai, wurde das normale Rundfunkprogramm von Radio Prag plötzlich durch das Geräusch von Gewehrfeuer unterbrochen, und eine neue Stimme, eine sehr menschliche Stimme, rief: «Kommt alle und helft uns! Wir kämpfen gegen die Deutschen!» Die gesamte Bevölkerung von Prag wurde aufgerufen, sich zu erheben und die Stadt zu befreien. Ich stürzte zum Fenster und sah eine grosse Zahl von Männern bereits die Strasse entlangrennen, manche schon mit dem Gewehr in der Hand.

Überall begannen die Menschen in ihren Kellern, unter den Komposthaufen im Garten und mitten in den Blumenbeeten zu graben. Sie schlitzen ihre Matratzen und die Sofas der Grossmütter auf; sie rissen die Holzdielen aus dem Fussboden. Man öffnete geheime Gewölbe in Fabriken und Lagerhallen und auf einigen Friedhöfen sogar Särge, holte die seit Jahren versteckten Waffen heraus und verteilte sie in grosser Eile. In den Strassen wurden mit unglaublicher Geschwindigkeit Barrikaden errichtet. Die Freiheitskämpfer steckten sich die Trikolore an – das traditionelle Abzeichen der Freiheit – , und die letzte Aktion des Krieges, der erste und letzte Kampf um Prag, nahm ihren Anfang.

Ich verliess das Haus, rannte zu einer der Hauptverkehrsstrassen und schloss mich einer Gruppe junger Leute auf einer Barrikade an, doch es wurde schon bald deutlich, dass ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gerade im bewaffneten Kampf auszeichnen würde. Aber das spielte keine Rolle. In meinem Leben hatte es ohnehin schon viel zuviel Tod und Mord gegeben, und deshalb begab ich

mich an den einzigen Ort, wo ich vielleicht von Nutzen sein konnte: in das provisorische Rote-Kreuz-Lazarett, das man in einem alten Kellerkino eingerichtet hatte, in dem sich auch das Hauptquartier des Widerstands im Vorort Dejvice befand. Dort begegnete ich einer Gruppe von Leuten, die ganz anders waren als die tapfere, zu allem entschlossene Masse auf der Strasse.

Das Hauptquartier war in erster Linie mit wohlhabend wirkenden Herren besetzt – ehemaligen Offizieren der tschechischen Armee, die 1939 aufgelöst worden war. Sie schienen sich jetzt, sozusagen in letzter Minute, den Ruf von Widerstandskämpfern gegen die deutsche Besatzung erwerben zu wollen. Es war offensichtlich, dass sie kaum etwas über die Strategie des Strassenkampfes wussten. Sie sass stundenlang um einen grossen Tisch herum und diskutierten ruhig und entspannt über Theorie und Praxis der Kriegführung, während ihr kommandierender Offizier, ein Oberst, der nur eine äusserst vage Vorstellung von der Situation draussen hatte, ununterbrochen sinnlose Befehle an Achtzehnjährige erteilte, deren Väter und Brüder von den Deutschen ermordet worden waren und die jetzt auf den Barrikaden kämpften und starben.

Die freiwilligen Krankenschwestern im Notlazarett waren fast alle gutgekleidete Hausfrauen aus der Vorstadt, die den grössten Teil ihrer Energie darauf verwandten, ihren überschwenglichen Patriotismus unter Beweis zu stellen und mit den Ärzten und Offizieren zu flirten. Die harte Arbeit überliessen sie den wenigen ausgebildeten Rotkreuzschwestern.

Eine wichtige Funktion hatte dieses Untergrundzentrum allerdings: Es diente als Depot und Verteilungsstelle für Waffen, Munition, Verbandszeug, Medikamente und Verpflegung, die von draussen hereingeschmuggelt wurden. Häufig schlich sich ein alter, halbverhungertes Rentner trotz des Gewehrfeuers durch die Strassen, um uns einen Laib Brot zu bringen, den er sich von seinen mageren Rationen abgespart hatte, ein zerdrücktes Päckchen Zigaretten, eine Flasche Vorkriegs-Rum.

Später verschwanden viele dieser wertvollen Geschenke in den grossen Einkaufstaschen, die unsere freiwilligen Hilfsschwestern schon vorsorglich mitgebracht hatten.

Unser kleiner Vorrat an Waffen war fast zu Ende, als von einer Widerstandsgruppe, die in der Nähe des Bahnhofs operierte, die Nachricht kam, wir könnten noch mehr bekommen, wenn zwei Freiwillige, am besten Rotkreuzschwestern, sie bei ihnen abholen würden. Unter dem Bahnhof gab es ein grosses Waffenversteck, das schon zu Beginn der Nazi-Okkupation angelegt worden war, und nun gelang es den Eisenbahnern, von denen viele zur Widerstandsbewegung gehörten, die Gewehre direkt unter den Augen der Deutschen aus dem Bahnhof zu schmuggeln.

Ich meldete mich, und jemand gab mir eine Schwesternhaube und heftete mir eine Armbinde mit einem roten Kreuz an den Ärmel.

«Wir brauchen noch jemanden», meinte der Oberst.

Nach Augenblicken peinlichen Schweigens trat eine ältere Frau in Schwesterntracht vor. «Ich komme mit», sagte sie.

In den Strassen tobten schwere Kämpfe. Wir mussten von einem Hauseingang zum nächsten rennen und über mehrere Kreuzungen spurten. Die alte Frau war ganz ausser Atem, wurde aber nicht langsamer.

Als wir uns dem Bahnhof näherten, sahen wir den Bahnhofsvorsteher mit zwei schwerbewaffneten deutschen Soldaten sprechen, die dort Wache standen. Vor ihnen auf dem Pflaster stand ein riesiger ovaler Wäschekorb. Er hatte Griffe an beiden Enden und war mit einem weissen Tuch bedeckt, auf das jemand mit unsicherer Hand ein grosses rotes Kreuz gemalt hatte. Wir packten jede einen Griff, hoben den Korb an und gingen damit weg. Sobald wir ausser Sichtweite waren, machten wir in einem Hauseingang halt und sahen nach, was unter dem Tuch war. Die ganz unten im Korb liegenden Waffen waren mit einer Lage kleiner Kartons, Wattepäckchen und Mullbinden bedeckt.

Der Rückweg erwies sich als ziemlich problematisch. Mit dem schweren Korb zwischen uns konnten wir nicht schnell laufen und mussten uns gleichzeitig dicht an den Hauswänden halten, von denen immer wieder Querschläger wie Hagelschauer abprallten. Wir waren gerade um die letzte Ecke vor unserem Hauptquartier gebogen, als wir beinahe mit einem noch sehr jungen deutschen Soldaten mit einem Maschinengewehr zusammenstiessen. Wir blieben abrupt stehen, und die Krankenschwester liess vor Schreck ihren Griff los. Der Korb kippte leicht und landete auf dem Boden, wobei ein lautes metallisches Klicken zu hören war. Der Soldat sprang zurück, legte sein Gewehr an, zielte zuerst auf sie, dann auf mich, und brüllte los. Ich sah meine Partnerin an. Ihr Gesicht war unter der weissen Haube fast so grau wie ihr Haar. Ich dachte, sie würde ohnmächtig werden. Aber im gleichen Augenblick begann sie in ihrer beruhigenden Krankenhausstimme zu sprechen.

«Wir holen nur Verbandmaterial und Medikamente für die Verwundeten», sagte sie in gutem Deutsch. «Möchten Sie vielleicht eine Rolle Verbandzeug haben? Man weiss nie, wann man so etwas brauchen kann.»

Sie schlug das Tuch zurück und nahm ein Päckchen aus dem Korb. Der Junge in der Soldatenuniform nahm es widerspruchslos entgegen und starrte uns mit offenem Mund an. Wir nahmen den Korb wieder auf und liefen so schnell wir konnten die wenigen hundert Meter, die noch zwischen uns und dem Bunker lagen.

Ich werde mich immer mit grosser Liebe an diese Frau erinnern. Wenn Mut die Fähigkeit ist, seine eigene Angst zu überwinden, dann war sie die mutigste Person, der ich je begegnet bin.

Unter den Freiwilligen, die ins Rote-Kreuz-Zentrum gekommen waren, um sich auf billige Weise mit Ruhm zu bekleckern, befand sich eine ehemalige Schulkameradin von mir, eine gepflegte, elegante Erscheinung. Man sah sofort, dass sie während des Krieges

gut für sich gesorgt und jeglichen Ärger vermieden hatte; auch jetzt war sie sorgfältig darauf bedacht, sich im Hintergrund zu halten. Aber als sich die Situation in den Strassen verschlechterte, begann sich unsere Erste-Hilfe-Station zu füllen, und wir hatten alle Hände voll zu tun. Dabei sah sie, wie ich einem sterbenden deutschen Soldaten ein Glas Wasser gab, und meinte: «Wenn ich nicht wüsste, dass du im Konzentrationslager warst, dann würde ich dafür sorgen, dass du dafür bezahlst. Hast du nicht gehört, was der Doktor gesagt hat? Kümmert euch um die Tschechen und lasst die Deutschen zur Hölle fahren!»

Das war mein erster, erschreckender Einblick in die Verwüstung, die tiefe Korrosion, die der Krieg in uns angerichtet hatte. Er hatte die Menschen wie mit einem Messerhieb gespalten, und es würde lange dauern, bis diese Wunde wieder heilte.

Obwohl der Krieg verloren war und die russischen Armeen ihnen dicht auf den Fersen waren, kämpften die deutschen Truppen, die Gestapo und die SS-Leute in Prag mit verbissener Härte. Insbesondere die SS war entschlossen, ihre letzten Tage an der Macht soweit wie möglich auszunutzen. Selbst während ihrer Flucht aus der Stadt nahmen sie sich noch die Zeit, in den relativ ruhigen Vororten aus den Wagen zu springen, die Kellerräume zu stürmen, in denen sich Frauen, Kinder und alte Leute versteckt hatten, und sie alle zu erschiessen. Jeden Tag fielen neue SS-Truppen mit ihren schweren Waffen in die Stadt ein. Der Mangel an Gewehren und Munition wurde langsam kritisch.

Am fünften Tag des Aufstands, als die Kampfhandlungen auf unserer Seite nur noch ein verzweifelter Versuch waren, Zeit zu gewinnen, rollte plötzlich eine mit roten Sternen markierte Panzerkolonne durch die auf gerissenen Strassen. Heraus sprangen wettergegerbte, hellhaarige Männer mit Maschinengewehren. Sie brauchten nur wenige Stunden, um die hartnäckigen Deutschen in die Flucht zu schlagen.

Die Menschen strömten auf die Strassen, um ihre Befreier zu bejubeln, zu begrüßen und zu umarmen; man bat sie in die Häuser und bot ihnen das Beste an, was man hatte. Hübsche Mädchen schmückten die Panzer mit Blumen und kletterten auf die gepanzerten Lastwagen. Die Russen lachten gutgelaunt und holten ihre Akkordeons hervor. Die Welt war voller Duft und Musik und Freude.

Als die Deutschen endlich abgezogen waren, konnte ich das erste Mal seit Jahren wieder auf die Strasse gehen, ohne Angst haben zu müssen. Am Tag zuvor hatte mich eine Kugel am Bein gestreift, und ich konnte nur unter Schwierigkeiten gehen. Langsam humpelte ich aus dem Haus und den schmalen Fussweg entlang, den wir das «Mauseloch» nannten und der durch Fliederbüsche hinunter zum Flussufer führte. Die Luft war still und schwer von Fliederduft, und nur hin und wieder hörte man einen Schuss fallen, als die Parks und Dachböden auf der Suche nach den letzten versteckten Deutschen durchkämmt wurden.

Ich ging auf den Klärov hinaus, den grossen freien Platz vor der Brücke. Nirgends war eine Menschenseele zu sehen, nur die Stadt breitete sich über und vor mir aus wie in einer Umarmung. Es war die Zeit kurz vor Sonnenuntergang, wenn alle Konturen schärfer und deutlicher und die Farben leuchtender werden, um uns daran zu erinnern, dass die Nacht kurz ist, dass die Dunkelheit kommt und wieder geht. Ich lief ein paar Schritte weiter und sah unten an der Brücke einen Mann in der schwarzen Uniform der SS in einer schwarzen Blutlache liegen. Prag strahlte und erhob sich über jener schwarzen Lache und dem schwarzen, jetzt harmlosen Ding, das darin lag, und ich sagte zu mir selbst: «Jetzt, in diesem Augenblick und an dieser Stelle, ist der Krieg zu Ende, denn er ist tot und ich lebe.»

Und so endete jener schreckliche, lange Krieg, der immer unvergessen bleiben wird. Das Leben ging weiter. Es ging weiter, den To-

ten wie den Lebenden zum Trotz, denn dies war ein Krieg, den niemand so richtig überlebt hatte. Etwas sehr Wichtiges und Wertvolles war in diesem Krieg getötet worden, oder vielleicht war es auch vor Grauen, vor Hunger oder einfach vor Ekel gestorben – wer konnte das sagen? Wir versuchten, es so schnell wie möglich zu begraben, die Erde glättete sich darüber, und wir kehrten ihm ungeduldig den Rücken. Schliesslich fing jetzt unser wirkliches Leben an, und es hing nur von uns ab, was wir daraus machen würden.

Die Menschen kamen aus ihren Verstecken gekrochen. Sie kamen zurück aus den Wäldern, aus den Gefängnissen und aus den Konzentrationslagern, und das einzige, was sie denken konnten, war: «Es ist vorbei, es ist alles vorbei.» Ich erinnere mich an einen Jungen, dem man die Holzpantinen von den Füßen operativ entfernen musste, weil seine Fusssohlen in ihnen festgewachsen waren. Ich erinnere mich an Eliska, die zweimal nach Auschwitz gekommen war, jedesmal den Gaskammern entging und dann zu Fuss bis nach Prag gelaufen war. Dort setzte sie sich vor das Denkmal des heiligen Wenzel, küsste den Boden und wurde ohnmächtig. Sie wurde mit dem Krankenwagen in ein Hospital gebracht, wo sie innerhalb einer Woche starb, weil ihre Lungen völlig zerfressen waren. Und Herr Lustig, der sich den ganzen Krieg über in einem Wandschrank versteckt gehalten und beinahe das Augenlicht verloren hatte. Aber er hatte Glück; er überlebte. Dann, während des Auf Standes, ging er zum erstenmal bei hellem Tageslicht auf die Strasse und wurde, kaum dass er ein paar Schritte getan hatte, durch den Kopf geschossen.

Manche von denen, die zurückkamen, schwiegen, und manche redeten unaufhörlich, als ob man etwas zum Verschwinden bringen könnte, indem man darüber spricht. In Wirklichkeit ist es genau umgekehrt: Wenn Dinge und Gedanken erst einmal ausgedrückt und beschrieben werden, dann nehmen sie eine neue Realität an, als wür-

den wir ihnen mit unseren Worten auch etwas von uns selbst geben. Danach haben wir keine Chance mehr, sie hinter uns zu lassen.

Einige Stimmen sprachen von Tod und Flammen, von Blut und Galgen, während im Hintergrund ein Chor von Tausenden unermüdlich wiederholte: «Aber wir haben doch auch gelitten, wissen Sie... Nichts als Magermilch... Keine Butter auf dem Brot...»

Manchmal nahm ein völlig zerlumpter und barfüssiger Überlebender eines Konzentrationslagers all seinen Mut zusammen und klopfte an die Tür von Freunden aus der Zeit vor dem Krieg, um zu fragen: «Ich bitte um Entschuldigung, aber habt ihr vielleicht zufällig noch ein paar von den Sachen, die wir euch zur Aufbewahrung gegeben haben?» Und die Freunde antworteten: «Das muss ein Irrtum sein, uns habt ihr nichts gegeben, aber komm doch bitte trotzdem herein!» Und dann liessen sie ihn im Wohnzimmer Platz nehmen, wo sein Teppich auf dem Boden lag, und servierten Kräutertee in antiken Tassen, die seiner Grossmutter gehört hatten. Der Überlebende bedankte sich bei ihnen, schlürfte seinen Tee und warf einen Blick auf die Wände, an denen seine Gemälde hingen. Dann sagte er sich: «Was macht das schon? Hauptsache, wir sind am Leben. Was macht das schon?»

Aber es gab auch weniger schöne Situationen, wenn einem die Vorkriegsfreunde keinen Tee anboten und nicht einmal so taten, als müsse man sich wohl geirrt haben. Sie lachten einfach nur und meinten erstaunt: «Aber hör mal, hast du wirklich geglaubt, wir würden das Risiko auf uns nehmen, eure Sachen den ganzen Krieg hindurch aufzuheben, nur um sie euch jetzt zurückzugeben?» Dann lachte der Überlebende ebenfalls, erstaunt über seine eigene Dummheit, entschuldigte sich höflich und ging. Draussen vor dem Haus lachte er dann wieder, glücklich darüber, dass es Frühling war und die Sonne ihm ins Gesicht schien.

Es kam auch vor, dass ein Überlebender einen Rechtsanwalt

brauchte, um irgendwelche verlorengegangenen Dokumente zurückzubekommen, und sich an den Namen eines Anwalts erinnerte, der früher einmal grosse jüdische Unternehmen vertreten hatte. Er suchte ihn auf und nahm auf einem Empirestuhl in der Ecke eines eleganten Wartezimmers Platz, genoss den Luxus und die geschmackvolle Einrichtung um sich herum und sah den hübschen Sekretärinnen bei der Arbeit zu. Bis eines der hübschen Mädchen vergass, die Tür hinter sich zu schliessen, und die sonore Stimme des Anwalts durch den Spalt drang: «Man sollte meinen, wir wären diese Leute endlich los, aber nein, sie sind einfach nicht auszurotten – nicht mal Hitler hat das geschafft. Jeden Tag kommen wieder welche angekrochen, immer mehr, wie die Ratten...» Da stand der Überlebende heimlich von seinem Stuhl auf und verliess das Wartezimmer, diesmal ohne zu lachen. Auf dem Weg die Treppen hinunter trübten sich seine Augen wie vom Rauch der Verbrennungsöfen in Auschwitz.

Freunde vom Land schickten eine Einladung: Komm uns besuchen! Wir werden dich füttern. Wir haben mehr als genug von allem! Der Überlebende kam im Dorf an und traute seinen Augen nicht. Das Bauernhaus war doppelt so gross wie vor dem Krieg. In der Küche stand ein Kühlschrank, im Korridor eine Waschmaschine. Auf dem Boden lagen Orientteppiche, an den Wänden hingen Originalgemälde. Die Wurst wurde auf silbernen Platten serviert, das Bier in geschliffenen Gläsern. Der alte Bauer strich sich den Schnurrbart und machte sich Sorgen: «Es hat keinen Zweck, es zu leugnen – es ist uns sehr gut gegangen im Krieg. Die Menschen mussten schliesslich doch essen, nicht wahr, und mit ein bisschen Nachdenken... Aber jetzt ist es anders ... Hauptsache, die Kommunisten kommen nicht an die Macht...»

Es dauerte eine Weile, bis ich den Mut aufbrachte, nach Hut zu fahren, in das Dorf, wo wir immer die Ferien verbracht hatten. Das Landhaus, das wir dort besaßen, war für mich genauso ein Zuhause

gewesen wie unsere Stadtwohnung in Prag, vielleicht sogar noch mehr, weil sich für mich so viele schöne Erinnerungen damit verbanden. Ganz allein dorthin zurückzukehren, als einziges überlebendes Mitglied unserer Familie, war sehr schwer. Auf der Fahrt hatte ich den Eindruck, dass der Zug viel zu schnell fuhr; die Luft war heiss und stickig, mein Kopf dröhnte, und ich hatte Bauchschmerzen. In Beroun, wo ich umsteigen musste, überfiel mich eine solche Angst, dass ich am liebsten nach Prag zurückgefahren wäre. Schliesslich kam ich in Hut an und machte mich zögernd auf den Weg vom Bahnhof ins Dorf. Schon bei Weitem erkannte ich die Fenster, aus denen ich meine Mutter immer hatte heraussehen, lebendig und glücklich.

Die Bäume in unserem Obstgarten waren bereits verblüht, es schien niemand dazusein. Die Tür unseres Hauses war verschlossen. Ich läutete, und nach einer Weile öffnete ein fetter, unrasierter Mann die Tür, starrte mich einen Moment lang an und rief dann: «Sie sind also zurückgekommen! O nein! Das hat uns noch gefehlt!»

Ich drehte mich um und ging in den Wald. Die drei Stunden bis zur Abfahrt des nächsten Zuges nach Prag verbrachte ich damit, auf moosbewachsenem Boden unter den Tannen zu schlendern und den Stimmen der Vögel zu lauschen.

Vielleicht wäre alles ganz anders gekommen, wenn der Krieg im Herbst zu Ende gegangen wäre statt im Frühling. Der Regen und der Schlamm hätten die Menschen gezwungen, ihre Augen auf den Boden gerichtet zu halten. Aber der Frühling des Jahres 1945 war so wunderschön und Prag im Glanz seiner zahllosen Gärten so zauberhaft, dass wir blind wurden für die drohenden Schatten, die Warnzeichen einer unheilvollen Zukunft.

Ich verbrachte ganze Tage damit, durch Prag zu laufen und über zerbrochene Pflastersteine zu stolpern. Manchmal begegnete ich Menschen, die mir den Rücken kehrten, aber andere luden mich zu sich nach Hause ein, gaben mir zu essen und stellten mir interessier-

te, nachdenkliche Fragen. Einmal traf ich die Schneiderin meiner Mutter, die in Tränen ausbrach, als sie mich sah, mich bei der Hand nahm und in ihre Werkstatt führte. Dort nähte sie mir auf der Stelle ein neues Kleid aus allen möglichen Stoffresten, die sie während des Krieges aufbewahrt hatte. Dabei hörte sie die ganze Zeit über nicht auf zu weinen.

Jeden Tag setzte ich mich ans Radio und wartete ungeduldig auf die Nachrichten von befreiten Gefangenen. Hin und wieder wurde ein bekannter Name genannt. Dann, eines Tages, sagte die Stimme am Mikrofon: «Bruder Ervin Bloch ist in Prag eingetroffen und bemüht sich, die Rückkehr weiterer Gefangener zu organisieren...»

Ervin Bloch war der Name meines Vaters. Sein abgemagertes bleiches Gesicht stand mir plötzlich vor Augen, wie ich ihn zuletzt gesehen hatte, nachdem wir am Bahnhof Auschwitz aus dem Zug gestiegen waren, inmitten einer Gruppe von Leuten, die dem Tod geweiht waren. Seine Augen sagten: Auf Wiedersehen, und kümmere dich um deine Mutter. Aber ein paar Minuten später hatte man mir meine Mutter entrissen, und als ich ihr nachlaufen wollte, packte mich ein Soldat mit einer Maschinenpistole an der Schulter und stieß mich zu Boden. Zu diesem Zeitpunkt hatte der hübsche Dr. Mengele bereits gewinkt, und meine Mutter wurde von der tausendköpfigen Schlange verschluckt, die weiter hinten langsam in einem fensterlosen Gebäude verschwand. Benommen erhob ich mich aus dem Dreck. Ich sah nur noch, wie meine Mutter die Arme nach mir ausstreckte, als wäre sie am Ertrinken. Der Soldat mit der Maschinenpistole stand immer noch da, und ich schrie ihn an: «Was passiert mit ihnen? Was habt ihr mit ihnen vor?» Aber er grinste nur verächtlich. «Halt's Maul! Es passiert überhaupt nichts! In ein paar Stunden siehst du sie wieder.» Dann kam ein Mädchen in gestreifter Kleidung und mit rasiertem Kopf an mir vorbei, berührte mich leicht und flü-

sterte: «Glaub ihm nicht. Du wirst sie nie wieder sehen. Sie werden alle verbrannt.» In diesem Augenblick ging die ganze Welt in Feuer und Rauch auf, und das Feuer verbrannte mein Gehirn zu Asche, bis nur noch eine einzige Zelle übrig war. Diese eine Zelle leuchtete wochenlang immer wieder auf und verlösch, und jedesmal, wenn sie aufleuchtete, sah ich meine Mutter und meinen Vater, wie sie mit ausgebreiteten Armen in die Flammen stürzten.

Und jetzt kehrte mein Vater nach Hause zurück! War es möglich, dass er noch lebte? Dass er durch irgendein Wunder in letzter Minute noch gerettet worden war? Ich sprang von meinem Stuhl auf und war im nächsten Augenblick auf der Strasse, wo ich in rasender Eile den Hügel hinunter zur Radiostation humpelte. Die öffentlichen Verkehrsmittel in der völlig zerstörten Stadt funktionierten noch nicht wieder, und ich hatte einen weiten Weg vor mir.

Schon mehrere Strassen vorher sah ich eine riesige Menschenmenge, die versuchte, in das Gebäude der Radiostation zu gelangen, den einzigen Ort, an dem man Informationen bekommen konnte über die, die zurückkehrten, und die, die verschwunden waren. Voller Verzweiflung starrte ich auf die undurchdringliche Mauer menschlicher Rücken; ich musste es schaffen, irgendwie in das Gebäude zu kommen. Dann sahen mich plötzlich ein paar Leute an und traten von selbst zur Seite. Ein Kopf nach dem anderen drehte sich nach mir um, und langsam öffnete sich vor mir ein Weg. Jemand gab mir sogar einen kleinen Stoss, so dass ich wie aus der Pistole geschossen durch die Menge flog. Selbst der Mann, der an der Eingangstür Wache hielt, warf mir nur einen Blick zu und öffnete die Tür.

Kurze Zeit später stand ich in einem kleinen Büro dem Mann gegenüber, der mit den Sendungen für die befreiten Gefangenen betraut war. Er war schrecklich abgemagert, sein Kopf bestand nur aus Schädel und Haut, und seine Augen waren vor Erschöpfung halb geschlossen. Er überlegte einen Moment und sagte dann: «Ich habe in der ganzen Sendung keine einzige Minute frei. Hunderte von

Menschen rufen mich an mit der Bitte um eine winzige Durchsage. Es ist unmöglich; wir haben einfach nicht genug Zeit. Aber setzen Sie sich. Warten Sie. Vielleicht kann ich hier oder da ein paar Worte einschieben.»

Stunde um Stunde wartete ich in der Radiostation. Ab und zu wiederholte die Stimme im Lautsprecher den Namen meines Vaters und bat ihn, bei der Station anzurufen, wo seine Tochter auf ihn wartete. Aber niemand meldete sich. Der hagere Mann sah mich immer wieder an und meinte schliesslich: Hören Sie, das ist noch kein Grund, die Hoffnung aufzugeben. Ich habe am späten Abend noch eine Nachrichtensendung, die alle Gefangenen regelmässig hören. Ich werde den Namen Ihres Vaters noch einmal durchsagen, und wenn er noch lebt, dann wird er sich bestimmt melden. Gehen Sie nach Hause. Ich rufe Sie an, wenn ich irgendetwas erfahre.»

Ich kehrte zurück in die leere Wohnung in Dejvice, wo ich immer noch meine Nächte verbrachte. Direkt neben dem Radio auf einem Stuhl kauern, lauschte ich der Stimme, die einen Vater rief, der schon lange nicht mehr lebte, der nur den Namen gemeinsam hatte mit dem Fremden, der nach Hause zurückgekehrt war. Zwei Tage später jedoch läutete plötzlich das Telefon.

«Leider haben wir Ihren Vater nicht ausfindig machen können», sagte die freundliche Stimme, «aber heute kam ein Brief von einem gewissen Rudolf Margolius. Er ist aus Dachau entkommen, und die Amerikaner haben ihn zum Kommandanten eines Lagers für ehemalige Gefangene in Garmisch-Partenkirchen ernannt, wo er für die Repatriierung zuständig ist. Er hat meine Sendung gehört und mir einen Bericht über die Situation im Lager geschickt. Aber vor allem hat er sich nach Ihnen erkundigt. Ihr Name ist doch Heda, nicht wahr? Hören Sie heute Abend wieder zu, dann werde ich ihm antworten.»

Ich sass da und hielt den Hörer umklammert, unfähig, auch nur ein Wort zu sagen. Der freundliche Mann lachte kurz und sagte: «Viel Glück.»

Seit Monaten hatte ich, wenn auch erfolglos, versucht, sowenig wie möglich an Rudolf zu denken, sowenig wie möglich zu hoffen. Ich wusste, wie gering die Chancen waren, dass wir beide überlebt hatten, und fürchtete, es nicht ertragen zu können, wenn diese Hoffnung enttäuscht würde.

Aber Rudolf lebte! Rudolf, der beste Mann der Welt, mein Mann, der Mann, mit dem ich den Rest meines Lebens verbringen würde.

Ich legte den Hörer auf und machte, wie immer, wenn meine Gefühle mich überwältigten, einen Spaziergang. Ich ging in einen Park und fing an, mich über ein Blumenbeet herzumachen. Zwei Kinder, ein kleiner Junge und ein etwas älteres Mädchen, standen auf dem Weg und sahen mir missbilligend zu.

«Du darfst die Tulpen nicht abpflücken», sagte der kleine Junge. «Das ist nicht erlaubt.»

«O doch, das darf ich», antwortete ich. «Wenigstens heute darf ich es. Ich habe etwas zu feiern.»

«Und was feierst du?» fragte das Mädchen. «Das Ende des Krieges?»

Ich dachte einen Augenblick nach.

«Nein», sagte ich dann. «Den Beginn des Friedens.»

An diesem Abend sass ich wieder am Radio und dachte daran, dass genau in diesem Moment auch Rudolf irgendwo in einem Lager hoch oben in den Bergen sass und zuhörte, dass er dieselbe Stimme hörte, dieselben Worte.

Die Stimme sagte: «Wir danken Rudolf Margolius für seinen Bericht und freuen uns, ihm mitteilen zu können, dass...»

Erst sehr viel später erfuhr ich, dass Rudolf nur die ersten drei Wörter dieses Satzes hören konnte, weil in Garmisch der Strom ausfiel. Alle Radioapparate verstummten, und seine Frage blieb unbeantwortet. Von diesem Abend an vertrieben sich die Tschechen in seinem Lager die Langeweile, indem sie Wetten abschlossen, ob ich wohl die Heda war, die in der Sendung erwähnt wurde oder nicht. Die Repatriierung aus Garmisch war etwa Mitte Juni beendet, und

Rudolf kehrte erst mit der allerletzten Gruppe von befreiten Gefangenen nach Prag zurück. Als sie am Bahnhof ankamen, stieg niemand aus dem Zug aus. Alle standen an den Fenstern und Türen und sahen zu, wie Rudolf von der Telefonzelle auf dem Bahnsteig aus die Nummer der Radiostation wählte. Als er den Hörer einhängte, riefen sie laut: «War es Heda?»

Rudolf nickte, und erst jetzt sprangen alle aus dem Zug und eilten nach Hause.

DIE LOCKUNGEN DER IDEOLOGIE

Zwei Monate nach der Befreiung hatten die Menschen aufgehört, zu jubeln und einander zu umarmen. Sie verschenkten keine Lebensmittel und Kleider mehr, sondern verkauften sie auf dem Schwarzmarkt. Diejenigen, die sich während der Okkupation kompromittiert hatten, begannen nun zu planen und zu rechnen; sie beobachteten und bespitzelten sich gegenseitig, versuchten ihre Spuren zu verwischen und bemühten sich eifrig, den Besitz zu sichern, den sie durch Kollaboration mit den Deutschen, durch Feigheit oder Denunziation oder durch Plünderung der Wohnungen deportierter Juden erworben hatten. Ihre Schuldgefühle und ihre Angst vor Vergeltung liessen schon bald Hass und Verdächtigungen aufkommen, die sich vor allem gegen die wahren Opfer der Okkupation richteten: diejenigen, die aktiven und passiven Widerstand geleistet hatten, die Partisanen, die Juden und die politischen Gefangenen – gegen die ehrlichen Menschen, die standhaft geblieben waren und ihre Überzeugungen nicht verraten hatten, auch wenn sie sich dadurch der Verfolgung aussetzten. Die Unschuldigen wurden zu einem lebenden Vorwurf und einer potentiellen Bedrohung für die Schuldigen.

Und jetzt fingen diese Überlebenden an, todmüde vom endlosen Schlangestehen nach Dokumenten, Rationierungskarten und Lebensmitteln und angewidert von dem ständigen Kleinkrieg mit Bü-

rokraten und Profiteuren, sich ernsthaft um die Zukunft des Landes zu sorgen. Vielen Menschen wurde klar, dass das Böse zwar ganz von allein wächst, das Gute aber hart erkämpft werden muss und nur durch unermüdliche Anstrengungen bewahrt werden kann, dass wir uns selbst eindeutige, kühn erdachte Ziele setzen und diese mit vereinten Kräften erreichen mussten. Die Schwierigkeit war nur, dass jeder verschiedene Vorstellungen von diesen Zielen hatte.

Für alle diejenigen, die der Krieg heimatlos gemacht hatte, waren die Wohnungen die grösste Sorge. Partisanen, die während des Krieges in den Wäldern gelebt hatten, Witwen von Hingerichteten, die jahrelang in irgendeinem Keller auf dem nackten Boden geschlafen hatten, und leidende Überlebende der Konzentrationslager verbrachten Tag für Tag damit, bei den Wohnungsämtern Schlange zu stehen, während Fleischer, Lebensmittelhändler und andere Kriegsgewinnler durch die Hintertür kamen und zuerst abgefertigt wurden. Die meisten von ihnen hatten bereits gute Wohnungen, aber jetzt, da sie reich geworden waren, wollten sie noch bessere. In Prag standen zahlreiche Wohnungen leer, die von den Deutschen geräumt worden waren, wunderschön eingerichtet mit Möbeln, die früher einmal Juden gehört hatten – wie wäre es damit? Hatten die Fleischer und Lebensmittelhändler nicht die Bürokraten im Rathaus den ganzen Krieg über mit Fleisch und Mehl versorgt? Hatten sie jetzt nicht ein Anrecht auf eine kleine Anerkennung für das, was sie geleistet hatten?

Im Wartesaal wurden unterdessen die Frauen, die oft weinend standen, von einem Angestellten angeschrien: «Was denkt ihr denn, was ich machen soll? So viele von euch sind jetzt zurückgekommen – woher sollen wir denn für euch alle die Wohnungen nehmen? Glaubt ihr vielleicht, wir können zaubern?» Daraufhin gingen die Menschen wieder, gedemütigt, die Fäuste geballt in ohnmächtiger Wut.

Ich habe mir oft gedacht, dass viele von unseren Leuten sich nicht

so sehr aus Protest gegen das herrschende politische System dem Kommunismus zugewandt haben, sondern vielmehr aus reiner Verzweiflung über die menschliche Natur, die sich nach dem Krieg von ihrer schlimmsten Seite zeigte. Und da es den Menschen unmöglich ist, ihren Glauben an die Menschheit völlig aufzugeben, suchen sie die Schuld daran bei der Gesellschaftsordnung, in der sie leben; sie verdammen ihre Existenzbedingungen.

Am Ende kam ich noch früher zu einer Wohnung als Herr Boucek, der Besitzer des Geflügelladens, den ich oft mit den Angestellten des Wohnungsamtes sprechen sah. Natürlich wollte er etwas Luxuriöses, während ich einfach nur ein Dach über dem Kopf brauchte.

Eines Abends, kurz bevor das Gebäude geschlossen wurde, marschierte ich in das Büro des Wohnungsamtsdirektors mit einer Einkaufstasche in der Hand, die alles enthielt, was ich besass, das meiste davon Geschenke von Freunden, und erklärte, ich würde von jetzt an hier in seinem Büro übernachten, solange ich keine Wohnung hatte, denn ich wüsste nicht, wo ich sonst bleiben sollte. Das entsprach der Wahrheit. Ich hatte die letzten Nächte in verschiedenen provisorischen Obdachlosenasylen verbracht. Davor hatte ich meinen Vorrat an Bekannten erschöpft, die bereit waren, mir Unterkunft zu gewähren; ich hatte beschlossen, ihre Grosszügigkeit und Geduld nicht länger zu strapazieren. Ausserdem war ich der Meinung, es sei nun wirklich an der Zeit, dass ich nach all diesen Jahren endlich einmal wieder in meinem eigenen Bett schlafen konnte.

Der Leiter des Wohnungsamtes begann zu toben, aber ich schenkte ihm keinerlei Aufmerksamkeit. Nach und nach packte ich meine Tasche aus. Ich nahm zuerst ein Stück Seife heraus, dann eine Zahnbürste, dann ein Glas. Daneben breitete ich eine weisse Serviette aus, auf die ich eine Scheibe Brot legte und ein Stück Käse. Dazu stellte ich eine Flasche Milch. Mein Handtuch und mein Nachthemd hängte ich über einen der Bürostühle.

Dann setzte ich mich in den Sessel des Amtsleiters, goss mir ein Glas Milch ein und nahm einen Bissen Brot zu mir. Der Amtsleiter tobte immer noch. Ich beendete meine Mahlzeit und machte mich ganz langsam daran, meine Schuhe auszuziehen. Dann öffnete ich den ersten Knopf meiner Bluse und betete im stillen, dass etwas geschehen möge, irgendwas. Ich machte den zweiten Knopf auf. Das Gesicht des Amtsvorstehers lief rot an. Er wischte sich den Schweiß vom Nacken und stürmte aus dem Büro.

Ich legte meine Füße auf einen anderen Stuhl, zündete mir eine Zigarette an – ebenfalls ein Geschenk – und wartete. Kurze Zeit später klopfte es, und nach meiner freundlichen Aufforderung öffnete sich die Tür einen Spaltbreit. Der kahle Schädel des Amtsvorstehers tauchte wieder auf. Als er sich davon überzeugt hatte, dass meine Vorbereitungen für die Nacht nicht weitergegangen waren, stiess er einen Seufzer der Erleichterung aus, winkte jemandem hinter sich zu und trat ein. Er wurde gefolgt von einem Untergebenen, einem Angestellten, der mir in der Vergangenheit viele Male gesagt hatte, er verstehe meine Situation und würde mir wirklich sehr gerne helfen, aber er könne mir keine Wohnung geben, weil er ganz einfach keine hätte. Dann hielt er mir ein Stück Papier hin und sagte: «Wenn wir Ihnen jetzt sofort diesen Mietvertrag geben, damit Sie morgen einziehen können, würden Sie dann bitte wieder gehen?»

Ich unterschrieb den Vertrag, trank mein Glas Milch aus und fragte, ob sie den Rest der Flasche mit mir teilen wollten. Sie lehnten höflich ab, und der Amtsleiter faltete eigenhändig meine Sachen zusammen und legte sie zurück in meine Einkaufstasche. Ich nahm die Tasche und den Mietvertrag und machte mich auf den Weg, mir die Wohnung anzusehen, in der ich von jetzt an leben würde. Ich glaube mich zu erinnern, dass das Wohnungsamt schliesslich wegen einer Bestechungsaffäre aufgelöst und neu besetzt wurde, aber ich bin mir nicht ganz sicher.

Die Wohnung war so winzig, dass Rudolf zwei Jahre später, als ich ein Kind erwartete, das Kochen übernehmen musste, weil für mich zwischen Herd und Wand nicht mehr genug Platz war. Aber es gab viele Bücherregale, und den ganzen Tag schien die Sonne herein. Freunde besuchten uns und brachten Becher und Teller und Decken und Kopfkissen, und als der Herbst kam, war die Wohnung für uns schon ein richtiges Zuhause.

Die Bücherregale füllten sich rasch mit Büchern über Politik und Ökonomie – alte, zerfledderte Bände, die Rudolf endlos lange studierte – und mit einer Menge neuer Pamphlete, auf billigem Papier gedruckt, die ich verschlang. Die Antworten, die sie auf die kompliziertesten Fragen boten, waren so klar und einfach, dass ich das Gefühl nicht los wurde, es müsse irgendwo ein Fehler darin sein.

Ungerechtigkeit, Diskriminierung, Elend und Krieg, so las ich, resultieren aus der Tatsache, dass die kleine Gruppe von Leuten, die Macht haben, nicht gewillt ist, ihre Habgier, ihre Ausbeutung der Arbeiterklasse und ihre Gier nach Weltherrschaft aufzugeben. Sobald die arbeitenden Menschen – die Schöpfer aller Werte – erkennen, was getan werden muss, werden sie die Ausbeuter und ihre Henkersknechte stürzen und diese wie auch sich selbst umerziehen, und dann wird das Himmelreich auf Erden erstehen. Die wahren Feinde des Menschen sind diejenigen, die von dem Schweiß und den Schwielen anderer profitieren. Wenn wir den Reichtum der Welt gerecht verteilen und uns den anstehenden Aufgaben widmen, jeder nach seinen Fähigkeiten, dann wird die Gesellschaft dafür sorgen, dass niemand mehr Not und Mangel leiden muss.

Dann werden wir uns nicht länger gegenseitig bekämpfen für ein immer grösseres Stück vom ökonomischen Kuchen. Wir werden unsere Anstrengungen vereinen und Glück und Wohlstand für alle aufbauen. Der Boden gehört den Menschen, die ihn bestellen, und die Fabriken denjenigen, die in ihnen arbeiten. Zu Anfang wird es natürlich notwendig sein, den Reichen gegenüber eine unnachgiebige

Position einzunehmen; die Mächtigen werden auf ihre Privilegien nicht freiwillig verzichten. Kein Kapitalist wird seine Position kampflos aufgeben. Aber wenn die neue Ordnung erst einmal etabliert ist, wird auch der Kapitalist einsehen, dass der Fortschritt in Richtung auf eine bessere Gesellschaft unaufhaltsam ist. Schliesslich wird auch er sich, um nicht ganz auf der Strecke zu bleiben, unserer Sache anschliessen. Wir werden alle Brüder sein, ohne Rücksicht auf Sprache oder Rasse. Nur der Kapitalismus erzeugt Rassismus; in einer sozialistischen Gesellschaft sind alle Menschen gleich. Demokratie war eine fortschrittliche Idee, zu der Zeit, da sie entwickelt wurde, aber inzwischen ist sie längst verkommen und hat ihre geschichtliche Rolle ausgespielt. Heute bietet sie den Kapitalisten die Möglichkeit zur Ausbeutung und den Arbeitslosen die Möglichkeit zu betteln. Die kapitalistische Wirtschaftsordnung führt unausweichlich in die Krise, und Krisen führen zu Faschismus und Krieg. Die Bourgeoisie hat die Welt an den Rand der Vernichtung gebracht. Wollen Sie, dass in zehn oder zwanzig Jahren der nächste Krieg ausbricht? Der letzte aller Kriege, eine nukleare Katastrophe? Ist es nicht an der Zeit, die Welt zu verändern?

Machen wir uns auf, andere zu überzeugen, unsere Vorstellungen und unsere Ziele zu erläutern. Wir wollen niemanden zwingen, sich zu ändern – die Menschen müssen selbst das Licht der Erkenntnis finden und aus ihren eigenen Erfahrungen lernen. Wir können ihnen nur helfen, ein neues Bewusstsein zu entwickeln, indem wir unsere Vorstellungen verbreiten, unsere eigene – die einzige wissenschaftliche – Wahrheit.

Warum gibt es Kriege? Lesen Sie Seite 45 bis 47! Was ist die Ursache für Wirtschaftskrisen? Lesen Sie Seite 66! Gibt es einen Gott? Was ist die Wahrheit? Der Marxismus hat eine Antwort auf alle diese Fragen und bietet Lösungen für Probleme, die die Menschheit seit Anbeginn der Geschichte plagen. Die grosse Veränderung, die wir fordern, ist zum Greifen nah: Die Menschen sind in der Lage, die

Bedingungen zu verändern, unter denen sie leben, und durch diese Veränderung wird sich auch der Mensch selber schliesslich verändern.

Freunde – ausnahmslos junge Leute – kamen Rudolf und mich in unserer kleinen Wohnung besuchen. Sie setzten sich auf den Fussboden, weil es keine anderen Sitzgelegenheiten gab, und debattierten bis zum frühen Morgen. Es gab kaum eine Meinung, die nicht von irgendeinem vertreten wurde, kaum eine Idee, die nicht vorgeschlagen wurde. In der Regel sass ich still in einer Ecke und hörte einfach nur zu. Ich verstand nichts von Politik und erst recht nichts von Ökonomie. Aber ich fing an zu begreifen, dass das Leben jetzt Politik war und Politik Leben. Es reichte nicht mehr, einfach zu sagen: «Das ist mir gleichgültig. Ich will einfach nur meine Ruhe und meinen Frieden.»

Jedesmal, wenn jemand die Grundprinzipien der Demokratie verteidigte, mit denen ich aufgewachsen war, rief in mir eine Stimme: Ja, genau das ist es! Aber dann wurde ich wieder unsicher, als ich die Einwände hörte. Die Prinzipien, auf denen die Erste Tschechoslowakische Republik vor dem Krieg gründete, die humanistischen, demokratischen Ideale von Tomas G. Masaryk, waren eine wirklichkeitsfremde Illusion. Unsere Demokratie hatte das Aufkommen der faschistischen und nationalsozialistischen Parteien zugelassen, die sie am Ende zerstört hatten. Und das Schlimmste war, sie hatte das Land nicht gegen Hitler verteidigen können. Nach dem Münchner Abkommen, als unsere treulosen Verbündeten uns verrieten, hatte unsere demokratische Regierung sich den Deutschen kampfflos unterworfen.

Wollten wir die gleichen Fehler wiederholen und eine neue Auflage von München erleben? Wer hatte uns denn an Hitler verkauft? Unsere Verbündeten, die Kapitalisten des Westens. Wer hatte Hilfe angeboten, als alle anderen Länder uns im Stich liessen? Die Sowjetunion. Wer hatte Prag befreit, während die amerikanische Armee in Pilsen stand und zuschaute, nicht einmal achtzig ungesicherte Kilometer entfernt? Die Sowjetunion.

Einmal trafen sich zwei Freunde, die Rudolf seit seiner Kindheit kannte, in unserer Wohnung. Einer von ihnen war Zdenek, dessen Vater, ein Fabrikarbeiter, der vor dem Krieg jahrelang arbeitslos gewesen war, sich gleich nach der Okkupation der Widerstandsbewegung angeschlossen hatte. Die Deutschen hatten ihn gefangen genommen und hingerichtet. Zdenek selbst hatte die Kriegsjahre bei den Partisanen verbracht. Er humpelte mühsam auf seinen Füßen, die er sich im Krieg erfroren hatte, aber wenn er einen Raum betrat, strahlte er die Selbstsicherheit und Stärke eines Menschen aus, für den Not und Sorgen eine Herausforderung sind, eine Gelegenheit, sich selbst zu messen, zu sehen, wie weit man die Grenzen seiner Willenskraft, seiner Persönlichkeit, seiner Menschlichkeit erweitern kann. Zdenek war irgendwo in den Wäldern in die Kommunistische Partei aufgenommen worden, in einem Zelt, bei Kerzenlicht, mit einer Maschinenpistole in den Händen.

Der andere Freund war Franta, einer von denen, die mir in den ersten Tagen nach meiner Flucht aus dem Lager ihre Unterstützung versagten. Er hatte den Krieg über still und unauffällig in Prag gelebt und auf diese Weise alle Wirren überstanden. Er hatte weder mit den Nazis kollaboriert noch irgendjemanden denunziert. Aber er war auch keinerlei Risiko eingegangen. Obwohl er vor dem Krieg seinen Militärdienst als Offizier der tschechoslowakischen Armee absolviert hatte, kam es ihm nie in den Sinn, sich der Widerstandsbewegung anzuschließen. Er hatte den Krieg überdauert wie ein Tier im Winterschlaf. Er hatte nichts gewonnen, aber er hatte auch nur sehr wenig verloren.

Später sollte ich mich noch oft an das Gespräch zwischen diesen beiden Männern erinnern. Jedes Argument, das Franta für die Demokratie vorbrachte, klang in meinen Ohren richtig und vernünftig. Aber jedes Argument, das Zdenek für den Kommunismus anführte, wurde gestützt von der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit und sei-

ner Erfahrung. Alles, was er sagte, klang stark und überzeugend, einfach weil er es war, der es sagte. Wenn ich ihm zuhörte, schämte ich mich fast, mit seinem Gegner Franta übereinzustimmen, der so vernünftig und besonnen war und nie vergass, auf welcher Seite sein Brot gebuttert war. Es schien undenkbar, sich in dieser Konfrontation von Vorsicht und Mut für Frantas Seite zu entscheiden. Die Diskussion an jenem Abend endete wie gewöhnlich in völliger Uneinigkeit, nur dass der Konflikt zwischen den beiden diesmal ungewöhnlich scharf war. Hier trafen nicht nur zwei unterschiedliche Positionen aufeinander, sondern zwei Welten, zwei einander widersprechende Systeme von Vorstellungen, Gefühlen und Visionen.

Lange Zeit später, während der quälenden Verwirrung der fünfziger Jahre, als ich mich närrischerweise bemühte, im Nachhinein den Augenblick zu bestimmen, von dem an unser guter Wille und unser Enthusiasmus uns irreführt und wir den ersten Schritt in Richtung Trostlosigkeit und Zerstörung getan hatten, musste ich wieder an diesen Abend denken. Rudolf hörte den beiden Männern aufmerksam zu und mischte sich nur gelegentlich in die Diskussion ein. Aber ich konnte deutlich spüren, dass er mit dem Herzen ganz auf der Seite Zdeneks stand, sicherlich zum Teil auch deswegen, weil er Franta sein feiges Verhalten mir gegenüber nie verziehen hatte. Selbst wenn sein Verstand noch irgendwelche Einwände gegen Zdeneks Argumente vorbringen mochte, so hatte sich Rudolf offensichtlich entschieden, sie zu ignorieren. Die Kommunisten verwiesen in jener Zeit immer wieder auf die wissenschaftlichen Grundlagen ihrer Ideologie, aber ich weiss, dass der Weg, der so viele Menschen in der Tschechoslowakei in ihre Reihen führte, mit guten und starken Gefühlen gepflastert war.

Rudolf war ein sehr stiller, ernsthafter Mann ohne jeden Egoismus. Die Erfahrungen der Konzentrationslager und der Okkupation hatten ihn tiefer geprägt als irgendeinen anderen Menschen, den ich kannte. Er vermochte es nie, die Demütigung zu überwinden, dass

er – ein junger, gesunder Mann und Offizier der tschechoslowakischen Armee – es zugelassen hatte, ohne Gegenwehr in ein Lager verschleppt zu werden, und dass er wie ein hilfloser Krüppel zugehen hatte, wie um ihn herum Menschen ermordet wurden. Er hatte oft genug sein Leben riskiert, um seinen Mitgefangenen zu helfen – sie kamen selbst zu mir und erzählten mir davon –, aber die Erinnerung an seine Ohnmacht und die Schuldgefühle hörten nie auf, ihn zu quälen. Mehr als jemals zuvor glaubte er jetzt daran, dass jeder Einzelne sich bemühen sollte, zum Wohl der Gemeinschaft beizutragen, aber er bezweifelte, dass man das mit denselben Mitteln erreichen könne, die schon einmal versagt hatten.

Etwa eine Woche nachdem Zdenek und Franta den Abend bei uns verbracht hatten, nahm mich Rudolf mit zu einem Besuch bei alten Freunden, kommunistischen Intellektuellen aus der Vorkriegszeit, die während des Krieges in der Sowjetunion gelebt hatten. Es war ein Ehepaar in den mittleren Jahren mit einem hübschen Haus, das sehr geschmackvoll und völlig unproletarisch eingerichtet war. Sie waren überaus gebildet und freundlich, und ich fühlte mich bei ihnen sehr wohl. Die Frau unterhielt sich mit mir über Hausarbeit und gab mir Tips, wie die Schweinefleischkonserven, die wir über den Hilfsfonds der Vereinten Nationen bekamen, so zubereitet werden konnten, dass sie tschechisch schmeckten. Wir baten die beiden, uns von ihrem Leben in der Sowjetunion zu erzählen. Mit Tränen in den Augen schilderten sie die Opferbereitschaft und den Patriotismus selbst der einfachsten Russen, ihre Ausdauer und ihren unerschütterlichen Glauben, dass sie die Nazis am Ende besiegen würden. Sie sprachen von dem tiefen Gefühl der Brüderlichkeit, das in der Sowjetunion herrschte, der Gleichheit der verschiedenen Nationalitäten und Rassen, der Begeisterung, mit der die Menschen selbst die härtesten Arbeiten und die gefährlichsten Aufgaben für ihr Land verrichteten; sie beschrieben die Fürsorglichkeit der Partei und der

sowjetischen Regierung, die freundliche Aufnahme, die sie und andere Flüchtlinge genossen hatten. Als wir gingen, waren wir tief beeindruckt.

Zwei Tage später brachte Rudolf Aufnahmeanträge für die Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei mit nach Hause.

Zehn Jahre später gestand die alte Dame, die damals unsere Gastgeberin gewesen war, dass fast alles, was sie und ihr Mann uns bei unserem Besuch erzählt hatten, nicht der Wahrheit entsprach. Sie hatten in Russland schwere Zeiten durchgemacht. Die Menschen hatten Angst gehabt, mit ihnen zu sprechen. Schwarzmarkthandel, Kollaboration und Antisemitismus griffen um sich. Viele Menschen starben einen vermeidbaren Tod. Aber da die Mehrheit es nicht wagte, über die Ursachen ihres Leidens nachzudenken, lobten sie die Partei und Stalin noch mit dem letzten Atemzug.

Unsere Konditionierung für die Revolution hatte bereits in den Konzentrationslagern begonnen. Vielleicht waren wir in erster Linie von dem Beispiel derjenigen unserer Mitgefangenen beeindruckt, die Kommunisten waren und sich oft wie Wesen höherer Ordnung zu benehmen schienen. Ihr Idealismus und ihre Parteidisziplin verliehen ihnen eine Kraft und ein Durchhaltevermögen, die wir anderen nicht besaßen. Sie wirkten wie gut ausgebildete Soldaten unter lauter Kindern.

Aber es gab auch noch andere Dinge. Alle Überlebenden erinnern sich bis heute an die hartnäckige Entschlossenheit, die damals dominierte, die absolute Konzentration auf ein einziges Ziel, das Ende des Krieges. Das Leben war kein Leben im eigentlichen Sinne, sondern nur eine Anstrengung auf dieses eine Ziel hin. All unser Denken und Handeln hatte seine Berechtigung allein in der Hoffnung auf die Zukunft. Die Gegenwart war lediglich etwas, das man irgendwie überstehen musste, egal wie.

Als der Krieg endlich vorbei war, machte unsere Freude nur allzubald einem Gefühl der Enttäuschung Platz und dem Verlangen, die Leere zu füllen, die jene ungeheure Erwartung und Willensan-

strengung hinterlassen hatten. In den Konzentrationslagern hatte sich ein ausgeprägtes Solidaritätsempfinden entwickelt – der Gedanke, dass das Schicksal des Einzelnen in jeder Hinsicht mit dem der Gruppe verknüpft war, ob es sich dabei um die Gruppe der Mitgefangenen handelte, um die Nation insgesamt oder sogar um die ganze Menschheit. Viele Menschen verloren fast jegliches Verlangen nach materiellen Dingen. Sosehr wir uns nach den angenehmen Seiten des Lebens sehnten, nach gutem Essen, guter Kleidung, einem schönen Zuhause, so sehr war uns bewusst, dass diese Dinge völlig sekundär waren und dass unser Glück und der Sinn unseres Lebens in etwas anderem bestanden. Ich erinnere mich noch, wie einige unserer Mitbürger, für die die Kriegsjahre eine Zeit der Bereicherung und des Hortens gewesen waren, uns anstarrten, als wir keine Anstalten machten, verlorenen Besitz zurückzubekommen, Entschädigung zu verlangen oder Verwandten gegenüber Erbschaftsansprüche geltend zu machen. Das galt nicht nur für Rudolf und mich, sondern ebenso für viele andere Menschen, die gelernt hatten, ihr eigenes Wohlergehen mit dem der Gemeinschaft gleichzusetzen, und die, völlig logisch, in der ideologisch attraktivsten Partei landeten – bei den Kommunisten.

Die Jahre der Gefangenschaft hatten noch einen weiteren paradoxen Effekt. Obwohl wir unaufhörlich auf Freiheit hofften, hatte sich unsere Vorstellung davon, was Freiheit war, verändert. Eingesperrt hinter Stacheldraht, aller Rechte beraubt, einschliesslich des Rechts auf Leben, hatten wir aufgehört, Freiheit als etwas Natürliches und Selbstverständliches zu betrachten. Langsam verschwamm unsere Vorstellung von Freiheit als einem Geburtsrecht. Am Ende ihres Aufenthalts im Lager waren viele Gefangene so weit gekommen, Freiheit als etwas zu begreifen, das man sich verdienen und erkämpfen muss, eine Auszeichnung, die einem verliehen wird wie eine Medaille. Es ist kaum möglich, dass Menschen so viele Jahre als Sklaven

im täglichen Kontakt mit Faschisten und Faschismus leben können, ohne deformiert zu werden, ohne sich unwissentlich und unwillentlich eine Spur von dieser Trockenfäule zuzuziehen. In der Regel wurde etwa so argumentiert: Wenn es im Hinblick auf das Ziel, eine neue Gesellschaft aufzubauen, notwendig ist, eine Zeitlang auf meine Freiheit zu verzichten und etwas, was mir sehr wertvoll ist, einer Sache unterzuordnen, an die ich mit ganzer Kraft glaube, dann bin ich gerne bereit, dieses Opfer zu bringen. Wie dem auch sei, wir sind eine verlorene Generation. Wir hätten alle einen sinnlosen Tod im Lager sterben können. Da wir jedoch überlebt haben, wollen wir das, was von unserem Leben noch übrig ist, der Zukunft widmen.

Dieser Hang zum Märtyrertum war weit stärker als allgemein angenommen. Es gab Menschen, die das Gefühl hatten, vom Schicksal auserwählt zu sein, sich selbst zu opfern – ein Gefühl, das noch durch das starke Schuldgefühl verstärkt wurde, unter dem viele Überlebende der Lager litten. Warum war ich noch am Leben und nicht mein Vater, meine Mutter, mein Freund? Ich schuldete ihnen etwas. Sie waren an meiner Stelle gestorben. Um ihretwillen musste ich eine Welt aufbauen helfen, in der so etwas nie wieder geschehen konnte.

Genau hier lag der Irrtum: in dem Gedanken, der Kommunismus sei das einzige System, unter dem derartiges sich nie wiederholen könne. Natürlich wussten wir Bescheid über den Kommunismus in den dreissiger Jahren in der Sowjetunion, aber das war eine Ära der Grausamkeit, die längst der Vergangenheit angehörte, eine der Krisen, aus denen alle grossen Veränderungen erwachsen. Wer würde heute wegen des Terrors der Jakobiner nach der Französischen Revolution die Demokratie verdammen?

Damals machte man sich mit grösstem Eifer den Glauben zu eigen, dass es in einer kommunistischen Gesellschaft keine nationale oder rassistische Unterdrückung geben könne. Tatsachen, die das Gegenteil hätten beweisen können, waren nur schwer zu erfahren, und

weit überzeugender als jede Propaganda waren die Märchen über das Leben in der Sowjetunion, die von tschechischen Kommunisten wie unseren Freunden erzählt wurden, die die Kriegsjahre dort verbracht hatten.

Viele dieser Leute erzählten Lügen in der Hoffnung, für ihre Loyalität belohnt zu werden, wenn die Partei an die Macht kam, aber manche logen auch, weil sie ihren eigenen Erfahrungen zum Trotz glaubten, dass der Sieg der Arbeiterklasse das höchste Gut war, ein Ziel, das alle Mittel rechtfertigte. Ein Ideal war nicht durch bloße Tatsachen zu besiegen, und ausserdem würde alles, was bis jetzt nicht verwirklicht worden war, in der Zukunft verwirklicht werden. Alle Augen waren auf den fernen Horizont gerichtet.

Diese Einstellung kann auch erklären helfen, warum selbst Jahre später, nachdem alle Schrecken des Stalinismus öffentlich bekanntgeworden waren, viele alte Kommunisten sich weigerten, ihren so in Verruf geratenen Glauben aufzugeben. Für sie wurde der Kampf für ihre Ideale zu einem Kampf um ihre persönliche Erlösung. Es war ein Sieg über die eigene Bedeutungslosigkeit, eine selbstlose Unterordnung persönlicher Interessen unter das Wohl der Gesellschaft. Dieses Ideal aufzugeben hätte bedeutet, den Sinn des eigenen Lebens in Frage zu stellen. Diese Tendenz zur Selbstaufgabe erschien mir schon damals äusserst gefährlich. Eine gute Gesellschaft ist die, in der jeder gut leben kann, ich selbst eingeschlossen. Menschen, die bereit sind, ihr eigenes Wohlbefinden einem höheren Ziel zu opfern, neigen dazu, auch von anderen, die dazu nicht bereit sind, das gleiche Opfer zu fordern. Ein politisches System, das nicht ohne Märtyrer auskommt, ist ein schlechtes, destruktives System.

Diese endlosen Diskussionen über Wirtschaft! Ich konnte die Argumentationen nie richtig verstehen. Ich wusste nur, dass Rudolf und seine Freunde überzeugt waren, ihre erste und vordringlichste Aufgabe bestünde darin, dafür zu sorgen, dass unsere Wirtschaft wieder auf die Beine kam, und das könne nur durch eine sozialisti-

sche Ökonomie erreicht werden, wie sie sie verstanden. Mit Sicherheit stellten sie sich diesen Prozess nicht als Unterordnung des tschechischen Wirtschaftssystems unter die Bedürfnisse der Sowjetunion vor. Von Anfang an, als er noch für die tschechoslowakische Industriekammer arbeitete, hatte sich Rudolf auf die Handelsbeziehungen mit dem Westen konzentriert, und später, als Vizeminister für den Aussenhandel, initiierte er die sogenannte Dollar-Offensive und andere Programme.

Heute ist es leicht, zurückzublicken, zu urteilen und zu verdammen, aber ich bin sicher, dass die Fehler, die Rudolf und andere wie er machten, auf einer falschen Einschätzung der Lage beruhten, auf intellektueller Unzulänglichkeit und nicht auf Charakterfehlern. Ihre Absichten waren gut, aber natürlich zählen Absichten nicht. Manchmal stellt sich heraus, dass böse Absichten zu guten Ergebnissen führen und gute Absichten genau das Gegenteil zur Folge haben – es hängt alles vom jeweiligen Kontext ab. Ist der Kontext gut, dann werden unter Umständen selbst die böswilligsten Handlungen im Licht der Geschichte als verzeihliche Fehler betrachtet. Entscheidet sich ein Mensch jedoch für ein politisches System, das sich als böse erweist und unfähig ist, die eigenen Irrtümer zu korrigieren, dann wird jeder Fehler, der ihm unterläuft, später womöglich als unverzeihliches Verbrechen betrachtet werden. In einer Demokratie lassen sich Fehler schliesslich wieder rückgängig machen, und Menschen, die Dummheiten oder sogar Grausamkeiten begangen haben, werden im Laufe der Zeit eher mit Toleranz und Mitleid betrachtet als mit Hass. Wenn man die Situation in der Tschechoslowakei nach dem Zweiten Weltkrieg verstehen will, dann darf man zwei Dinge nicht vergessen. Erstens zweifelte niemand daran, vielleicht mit Ausnahme der sowjetischen Agenten, dass wir in der Lage sein würden, politisch und ökonomisch unseren eigenen Weg zu gehen, der sich grundlegend von dem totalitären Modell der Russen unterschied.

Der «nationale Weg zum Sozialismus» spielte in unserem Denken eine grundlegende Rolle, auch für Klement Gottwald, den Generalsekretär der Tschechoslowakischen Kommunistischen Partei, der von Stalin selbst in dieser Überzeugung bestärkt wurde. Marschall Tito, der in Jugoslawien eine besondere Form des Kommunismus eingeführt hatte, galt damals noch als Held, und es schien durchaus im Bereich des Möglichen zu liegen, in unserem Lande seinem Beispiel zu folgen.

Das zweite war die Art und Weise, wie die Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei, ähnlich wie die Mitgliedschaft in einem religiösen Orden, unser Leben bestimmte. Die Parteidisziplin verlangte, dass wir ständig Selbstkritik übten und unsere Gedanken, unsere Wünsche und unsere Neigungen analysierten – und wenn wir eine Diskrepanz zwischen den Geboten der Partei und unserer eigenen Meinung feststellten, diese auf unsere bürgerliche Herkunft, unser veraltetes Denken, unsere intellektuelle Dekadenz oder unsere verfehlte Erziehung zurückführten. Wenn jemand Kommunist wurde, dann wollte er auch ein guter Kommunist sein. Wir waren davon überzeugt, auf den Ruinen eines Systems aufzubauen, das gescheitert war, aber dennoch unsere Denkweise entscheidend beeinflusst hatte. Wir waren, so dachten wir, belastet mit veralteten Vorstellungen, Vorurteilen und Schwächen. Warum hatten wir uns Hitler unterworfen? Warum hatten wir es zugelassen, dass man uns in Konzentrationslager und Gefängnisse einsperrte? Weil wir schwach, verdorben und degeneriert waren. Wenn wir jemals etwas erreichen wollten, dann mussten wir uns ändern. Der Kommunismus war das ewige Ideal der Menschheit, und wir durften nicht an diesem Ideal zweifeln, sondern nur an uns selbst.

Es war ein heimtückischer, schleichender Prozess, der so alt ist wie die Welt selbst. Wäre der Krieg nicht gewesen und die alles überwältigende Notwendigkeit einer Veränderung, dann hätten wir ihn leicht durchschaut. Aber wenn die Menschen so weit kommen, alles abzulehnen und alles in Zweifel zu ziehen, dann bedeutet das

nur, dass sie an sich selbst zweifeln und an ihrer Fähigkeit, mit den anstehenden Problemen fertig zu werden – und die Partei bemühte sich, uns das Selbstvertrauen zurückzugeben, das durch unsere Kriegserfahrungen zerstört worden war.

Die Schrecken der Okkupation hatten alle Menschen gleichermaßen betroffen. Zehntausende von Tschechen waren in Gefängnisse und Lager gesteckt worden, in den Folterkammern der Gestapo umgekommen oder hingerichtet worden. Die Nazis hatten die Slawen zu Untermenschen erklärt, die keiner höheren Bildung fähig und nur dazu geeignet waren, niedere Arbeiten für die Herrenrasse zu verrichten. Während des Krieges waren die Universitäten geschlossen worden, und junge Leute wurden zu Schwerarbeit in den am stärksten bombardierten Gegenden Deutschlands zwangs verpflichtet. Das Resultat war ein plötzlicher Verlust der persönlichen und nationalen Identität. Viele patriotische Tschechen begannen darüber nachzudenken, wer sie eigentlich waren, und sich zu fragen, ob man überhaupt von einer tschechischen Nation sprechen konnte. Schliesslich hatte es die Tschechoslowakei als modernen Staat erst seit 1918 gegeben.

Der Krieg hatte alles zerstört, was wir über das Leben, über Menschen, über Geschichte und über uns selbst zu wissen glaubten; alles, was wir in der Schule, von unseren Eltern oder aus Büchern gelernt hatten. Die demokratische Regierung unter Tomas Masaryk hatte die Gewissheit in uns wachsen lassen, dass gewisse Dinge nie wieder geschehen würden. Wir hatten nur mit halbem Ohr zugehört, wenn unsere Geschichtslehrer über Folterungen oder Verfolgungen unschuldiger Menschen sprachen. Solche Dinge konnten sich nur vor sehr langer Zeit abgespielt haben, im finsternen Mittelalter. Als sie dann in unserer Zeit geschahen und auf unendlich viel schrecklichere Weise, als wir es uns vorstellen konnten, hatten wir das Gefühl, die Welt würde einstürzen. Es war, als erlebten wir einen absoluten

Bruch in der Evolution der Menschheit, den völligen Untergang des Menschen als vernunftbegabtes Wesen.

Für die tschechischen Juden war der Angriff auf ihre Identität noch weit schlimmer, insbesondere für Menschen wie Rudolf und mich, deren Familien sich seit Generationen als Tschechen gefühlt hatten. Es mag merkwürdig erscheinen, dass ich vor Hitler nie auf den Gedanken gekommen war, ich sei anders als andere Menschen. Rudolf sagte einmal: «Als Kind hatte ich eine Vorliebe für die Bücher von Walter Scott und Alexandre Dumas, und ich stellte mir vor, dass ich einmal kämpfen und grosse Taten vollbringen würde. Erst jetzt wird mir klar, dass ich, wenn ich wirklich in jener Zeit gelebt hätte, irgendwo in einem Ghetto verfault wäre.» Nach der Hitlerschen Okkupation waren wir keine Tschechen mehr, keine Bürger, keine Studenten, nicht einmal mehr menschliche Wesen. Wir waren weniger wert als das Vieh, denn selbst Vieh musste gefüttert werden. In Auschwitz waren die Juden nichts anderes als ein Haufen Abfall, der massenweise in den Krematorien verbrannt wurde.

Im Laufe der Geschichte hat es immer Juden gegeben, die sich selbst für das hassten, was sie erdulden mussten, dafür, dass sie immer wieder zu Opfern von Unheil und Gewalt gemacht wurden. Jetzt fragten wir uns, wieviel schwieriger es für Hitler gewesen wäre, wenn es keine Juden gegeben hätte. Wie viele Deutsche waren allein deshalb in die NSDAP eingetreten, weil sie ihnen Gelegenheit gab, sich ihren Anteil an jüdischem Besitz zu ergattern und ihre Frustrationen abzureagieren? Vielleicht hatten die Juden allein durch ihre Existenz mehr dazu beigetragen, die Nazis an die Macht zu bringen, als irgendein anderer Faktor.

Die Kommunisten – selbst die Juden unter ihnen – waren in einer weitaus besseren psychologischen Situation. Sie litten für eine Idee, für etwas, das sie sich gewählt hatten, nicht für das, was sie waren. Ausserdem wussten sie, was sie von den Faschisten zu erwarten hatten. Der Zusammenbruch der alten Ordnung bestätigte sie nur in ihren Überzeugungen. Ihre Welt wurde nicht wie unsere plötzlich auf

den Kopf gestellt, sondern bewegte sich ganz logisch in die Richtung, in die die Bourgeoisie sie ihrer sicheren Erwartung nach führen würde. Die Nazis hatten die Sowjetunion immer als ihren gefährlichsten Feind betrachtet, und wir waren schliesslich zu der Überzeugung gelangt, der Kommunismus sei das genaue Gegenteil des Nationalsozialismus, eine Bewegung, die alle Werte, die die Nazis zerstört hatten, wiederherstellen würde, vor allem die Menschenwürde und die Solidarität aller Menschen. Es sah so aus, dass nur eine neue Revolution das rückgängig machen konnte, was die vorige angerichtet hatte.

Dass ich selbst nicht auf die Lockungen der Ideologie hereinfliel, lag sicher nicht daran, dass ich klüger war als Rudolf, sondern dass ich als Frau der Wirklichkeit und den fundamentalen Dingen des Lebens viel näher war. Ich interessierte mich mehr dafür, was in der Gegenwart um mich herum geschah, unter den Menschen, die ich liebte, als für die nebulösen Sphären der Ideologie. Rudolf ging von – natürlich meist gefälschten – Statistiken aus und stellte fest, dass die Menschen im Kommunismus besser und glücklicher lebten. Ich dagegen sah aus nächster Nähe und mit eigenen Augen, dass das nicht stimmte.

Wenige Monate nach Kriegsende machte ich einen Ausflug in das vergessene kleine Dorf in der Nähe von Benesov, wo mein Vater geboren worden war. Es war eine lange Fahrt, erst mit dem Zug, dann mit dem Bus, so dass ich viel Zeit hatte, meinen Erinnerungen nachzuhängen.

Meine Eltern und ich waren einmal im Winter dorthin gefahren, um meine Grossmutter zu besuchen. Ich war damals noch ziemlich klein gewesen. Überall lag hoher Schnee, und im Häuschen meiner Grossmutter war es warm und duftete nach Holzfeuer. Ihr gefleckter kleiner Hund hatte mit mir gespielt, frisch geschlüpfte Küken hatten aus einem Karton unter ihrem Bett hervorgeschaut, und meine Grossmutter hatte uns Kuchen und riesige Walnüsse angeboten.

Mein Vater hatte mit mir einen Spaziergang im Wald gemacht, um mir zu zeigen, wo er als Kind die Gänse gehütet hatte. Es war schon fast dunkel, als wir zurückkamen; auf dem Teich hatte sich eine dünne Eisschicht gebildet, und meine Grossmutter wartete auf der Veranda auf uns und weinte, weil die Schwester meines Vaters, während wir unterwegs gewesen waren, auf einem Bauernhof in der Nähe ein Kind zur Welt gebracht hatte. Grossmutter sagte, das Baby sei sehr schön und würde den Namen Marta erhalten wie meine Mutter. Marta war erst ein paar Jahre alt, als sie in einem Konzentrationslager umkam, genau wie ihre Eltern, ihre Geschwister und ihre Grossmutter.

Ich verzichtete darauf, den Bauernhof zu besuchen. Er war nach dem Krieg von Fremden übernommen worden. Das Häuschen meiner Grossmutter sah heruntergekommen aus. Alles wirkte noch kleiner, als ich es in Erinnerung hatte. Eine freundliche alte Nachbarin liess mich hinein und erklärte mir, wo sich das Ganze abgespielt hatte. «Sehen Sie?» fragte sie. «An dieser Stelle hat Ihre Grossmutter ihre Tasse Kaffee abgesetzt, kurz bevor die Deutschen kamen. Und hier hat sie eine Weile neben mir gesessen, und ich habe zu ihr gesagt: ‚Sie brauchen keine Angst zu haben, Frau Bloch.. ‘»

Gewiss, niemand konnte etwas daran ändern. Aber sie schleppten eine 86jährige Grossmutter in einen schrecklichen Tod, und das Dorf, in dem sie ihr Leben verbracht hatte, wo alle sie geliebt hatten, sah tatenlos zu. Das Einzige, was jemand zu ihr sagte, war: «Sie brauchen keine Angst zu haben, Frau Bloch...»

DIE GROSSE VERSCHWÖRUNG GEGEN DIE PARTEI

Ich zögerte lange, ehe ich mich entschloss, den Antrag auf Mitgliedschaft in der Partei zu unterschreiben. Ich wusste, dass ich Schwierigkeiten mit der Parteidisziplin haben würde. Versammlungen waren mir zuwider, und ich hatte keinerlei Interesse an einem aktiven politischen Leben. Ich wollte endlich arbeiten, studieren, ein Kind bekommen und all das nachholen, worauf ich im Krieg hatte verzichten müssen. Warum sollte ich meine Abende mit politischen Versammlungen vergeuden? Mein ganzes Leben lang war es mir schwergefallen, im Gleichschritt zu marschieren. Die Begeisterungsrufe der Menge und die Parolen, die sie brüllte, jagten mir einen Schauer über den Rücken. Vom ersten Augenblick an hatte ich etwas gegen das Wort «Massen», das mir in jedem der Pamphlete, die ich las, in die Augen sprang. Jedesmal, wenn ich es las oder hörte, sah ich im Geiste eine endlose Schafherde vor mir, ein wogendes Meer von gebeugten Rücken und hängenden Köpfen und die eintönige Bewegung wiederkäuender Mäuler. Ich hasste die hysterische Lobhudelei um Stalin, die bombastischen Phrasen der politischen Rhetorik ebenso wie das Geklitze der Medaillen und militärischen Auszeichnungen auf den fetten Bäuchen der sowjetischen Offiziere. Aber, so sagte ich mir, das waren alles nur unwichtige Details, die schliesslich durchaus angemessen waren für die plumpen Russen mit ihrer langen Tradition zaristischen Poms.

In der Tschechoslowakei würde alles ganz anders werden. Wir würden den Sozialismus nicht in einer rückständigen Gesellschaft aufbauen müssen, unter Bedingungen imperialistischer Intervention und innerer Zerrissenheit, sondern unter friedlichen Vorzeichen, in einer fortschrittlichen Industrienation, mit einer intelligenten, gebildeten Bevölkerung. Wir würden eine ganze Epoche überspringen können.

Trotzdem hatte ich keine Lust, mich politisch zu betätigen. Immer wieder sagte ich mir: « Alles, was ich will, ist ein normales, ruhiges Leben.» Dann wurde mir jedoch klar, dass ein ruhiges, einfaches Leben weder normal noch leicht zu verwirklichen ist. Um in Frieden leben und arbeiten zu können, Kinder aufzuziehen und die kleinen und grossen Freuden des Lebens geniessen zu können, muss man nicht nur den richtigen Partner finden, den richtigen Beruf wählen, den Gesetzen des Landes und dem eigenen Gewissen gehorchen, sondern – was noch viel wichtiger ist – eine solide soziale Grundlage haben, auf der man ein solches Leben aufbauen kann. Man muss in einem Gesellschaftssystem leben, mit dessen fundamentalen Prinzipien man einverstanden ist, unter einer Regierung, der man vertrauen kann. Man kann in einer korrupten Gesellschaft kein glückliches Leben aufbauen, ebensowenig wie man in einem schlammigen Graben ein Haus bauen kann. Man muss zuerst die Fundamente legen.

Rudolf lachte und sagte: «Ich hätte nie gedacht, dass du eine von denen bist, die weder heiss noch kalt sind. Wenn du dich jetzt nicht entscheidest, dann wirst du es dein Leben lang bereuen!»

Das war der erste Irrtum.

Und dann: «Wenn du später das Gefühl hast, dass du wirklich nicht in die Partei gehörst, dann kannst du jederzeit wieder austreten.»

Das war der zweite Irrtum.

Eines Abends nahm ich schliesslich an einer Parteiversammlung der Ortsgruppe teil mit Menschen, die einander bis heute als «Genosse» anreden. Irgendwie gefiel mir diese Form der Anrede. Mir

gefiel die Vorstellung, dass Menschen aus unterschiedlichen Ländern, die unterschiedliche Sprachen sprechen und unterschiedlichen Rassen und Kulturen angehören, sich irgendwo auf der Welt begegnen mochten und allein daran, dass sie «Genosse» zueinander sagen, erkennen, dass sie, so fremd sie einander auch sind, so schwer sie sich auch verständigen mögen, bestimmte Dinge teilen, für die sie sich bewusst und frei entschieden haben.

Aber diese erste Versammlung deprimierte mich. Unter den Anwesenden war auch mein alter Bekannter aus dem Wohnungsamt, Herr Boucek, zusammen mit einem Mann, der, wie es hiess, von den Deutschen wegen Schwarzmarkthandels ins Gefängnis gesteckt worden war und sich jetzt als ehemaliger politischer Gefangener und eine Art nationaler Märtyrer ausgab, der «gegen den Faschismus gekämpft» hatte. Die meisten der Anwesenden waren mindestens doppelt so alt wie ich, und ich fühlte mich erleichtert, als ein junger Mann mit einem Vollbart erschien und uns einen Vortrag über «Die Grundlagen des Marxismus» hielt. Seine Rede war eine Aneinanderreihung von Gemeinplätzen und ein paar vorsichtigen, versteckten Angriffen auf Präsident Masaryk, die mich ziemlich aufbrachten. Als er endlich fertig war, war ich sehr verärgert, aber dann stand ein älterer, erschöpft wirkender Mann auf, ein Maurer, und begann zu sprechen.

«Das ist alles schön und gut», sagte er, «aber ich möchte Ihnen mal erzählen, wie es im richtigen Leben aussieht.» Dann berichtete er von jahrelanger Plackerei und Armut, die sich mit Jahren der Arbeitslosigkeit und des Elends abwechselten, und erklärte zum Schluss, was er sich von der Zukunft erwartete. Er sprach langsam und suchte mühsam nach Worten, aber das, was er sagte, war erstaunlich klar und treffend. Auf dem Heimweg sagte ich mir: «Ein Mann wie dieser wiegt hundert Bouceks auf, und ja, ich glaube, ich bin auf der richtigen Seite. Das Leben ist nie einfach. Was gut ist, das ist nie hundert-

prozentig gut, und was böse ist, das ist nur selten durch und durch böse. Es geht nur darum, nicht den Mut zu verlieren.»

Trotzdem machte ich auf dieser Versammlung zum erstenmal die Feststellung, dass die Partei ihre Mitglieder nicht ausschliesslich aus den Kreisen der Antifaschisten, der Intellektuellen und aus dem Proletariat zog, das in unserer kapitalistischen Gesellschaft nie eine Chance bekommen hatte. Ich glaube, es wäre keineswegs übertrieben, zu sagen, dass diese Leute eindeutig in der Minderheit waren. Sehr viel später räumten selbst offizielle Sprecher der Partei ein, dass die Partei unterwandert worden war – aber von wem?

Da waren Kollaborateure, die glaubten, jene zweifelhaften Geschäfte, die sie in den Kriegsjahren getätigt hatten, am besten hinter lauten Proklamationen ihrer loyalen Einstellung gegenüber Fortschritt und Sozialismus verbergen zu können; da waren Schwarzmarkthändler und Gauner, die hofften, mit Hilfe eines Parteibuchs leichter ihre illegalen Gewinne schützen zu können; da waren korrupte Bürokraten und natürlich das riesige Heer der «Erniedrigten und Beleidigten», die es aufgrund ihrer Unfähigkeit oder Faulheit nie zu etwas gebracht hatten und wussten, dass sich ihre Schwächen in der Partei als Vorteil herausstellen konnten. Sie nahmen zu Recht an, dass in einer Organisation, die auf strengem, stumpfsinnigem Gehorsam aufgebaut war, Mittelmässigkeit und die Unfähigkeit, selbständig zu denken, als höchste Tugenden gelten würden.

Für diese Leute ist ein totalitäres Regime geradezu ideal. Staat und Partei nehmen ihnen das Denken ab, sorgen für sie und geben ihnen Gelegenheit, sich an den Menschen, die sie immer beneidet haben, zu rächen. In einer totalitären Gesellschaft besteht ein ständiger Bedarf an Denunzianten und Spionen. Ergebenheit, Unterwürfigkeit und Gehorsam gegenüber der Partei machen den Mangel an Intelligenz, Initiative und Ehrlichkeit mehr als wett.

Daneben gab es alle möglichen Leute, die in die Partei eintraten.

In der Tat wurde der Besitz des Parteibuchs schon bald zu einer unerlässlichen Qualifikation für die grosse Zahl von Männern, die sich um eine Position als Manager von verstaatlichten Unternehmen, Bauernhöfen oder Fabriken oder als Treuhänder für die Besitztümer von vertriebenen deutschen oder tschechoslowakischen Emigranten bewarben, deren Zahl immer grösser wurde. Ein paar Jahre später besuchte ich zufällig einen «Genossen», der gerade von seinem zweijährigen Aufenthalt in einem Grenzgebiet zurückgekehrt war. Seine Wohnung sah aus wie ein Museum. Noch nie hatte ich so viele ausgesuchte Antiquitäten und Gemälde in einer Privatsammlung gesehen. Er erzählte mir: «Als ich Prag verliess, hatte ich nichts als einen kleinen Koffer in der Hand. Und jetzt sehen Sie sich das an!»

Die geachtetsten Parteimitglieder waren die Berufsrevolutionäre aus der Zeit vor dem Krieg, die in ihrem ganzen Leben noch nie eine nützliche Arbeit geleistet hatten, die aber nie auch nur eine Versammlung oder einen Streik versäumt hatten. Sie wussten genau, mit welchen Worten und Gefühlen sie sich an die Massen wenden mussten, die sie dann, wenn die Zeit reif war, in die höchsten Positionen in Partei und Regierung bringen würden.

Es dauerte nicht lange, bis die Concierges – die weiblichen Portiers, die in den meisten tschechischen Mietshäusern zu finden sind – zur wichtigsten Stütze der Partei avancierten. Jahrelang herrschten sie mit eiserner Faust nicht nur über ihre eigenen Gebäude, sondern über ganze Strassenzüge. Ihr Leben wurde zu einer einzigen Orgie aus Bespitzelung und Denunziation, was in manchen Fällen auch offene Erpressung beinhaltete. Wehe der Person, die ihr Missfallen erregte! Selbst die höchsten Parteifunktionäre achteten sorgfältig darauf, keine Zigarettenasche im Treppenhaus zu verlieren. Auch liessen sie keine Gelegenheit aus, der Genossin Concierge – die in der Regel gleichzeitig die Leiterin der örtlichen Parteizelle war – eine

kleine Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Wie wichtig die Position der Concierges tatsächlich war, wird aus einer Bemerkung deutlich, die eine dieser Frauen einmal mir gegenüber machte.

«Ich glaube, Genosse Präsident Zapotocky muss selbst einmal ein Concierge gewesen sein», meinte sie. «Er hat so viel Sympathie für uns!»

Meine arme Frau, dachte ich bei mir, der Genosse Präsident hat nie im Leben etwas Anstrengenderes getan, als Akkordeon zu spielen. Als er jung war, da war es noch harte, ehrliche Arbeit, Concierge zu sein!

Ja, die Partei hatte recht. Viele missliebige Leute hatten sich in ihren Reihen eingenistet. Später sollten wir uns allerdings fragen, ob diese Leute nicht immer schon der eigentliche Kern der Partei gewesen waren, ob in Wirklichkeit nicht die idealistischen Intellektuellen und Arbeiter die Aussenseiter und Unterwanderer waren, von denen die Parteipropaganda sprach. Aber selbst viele dieser ehrlichen Idealisten machten eine Veränderung durch, als die Partei die Macht ergriff und anfang, Jobs zu verteilen. Es wird oft gesagt, dass Macht korrumpiert, aber ich bin der Meinung, was die Menschen in unserem Lande korrumpierte, war nicht allein die Macht, sondern die Angst, von der sie begleitet war. Sobald jemand Macht bekam, war er besessen von der Angst, sie wieder zu verlieren, denn in unserer kommunistischen Gesellschaft bedeutete Machtverlust nicht einen Schritt abwärts auf der sozialen Stufenleiter, zurück auf die frühere Position, sondern einen weit tieferen Sturz. Je höher man gestiegen war, umso tiefer fiel man. Je grösser die Macht wurde, die man besass, umso gefährlicher wurde es, diese Macht zu verlieren, und umso grösser wurde die Angst. Und Machterhaltung, die auf Angst gründet, ist eine ungeheuer grausame und gefährliche Kombination.

Nach all dem, was ich gesagt habe, muss ich gestehen, dass ich mich nach dem Ende des Krieges mindestens zwei Jahre lang kaum um das gesellschaftliche Leben kümmerte. Ich hatte alle Hände voll zu tun, den Weg zurück ins Alltagsleben zu finden. Ich verbrachte Monate damit, in Regierungsämtern Schlange zu stehen und auf amtliche Papiere zu warten, die beweisen würden, dass ich überhaupt am Leben war. Die Deutschen hatten die meisten Archive vernichtet, und um ein neues Dokument zu bekommen, musste man drei alte vorlegen, und um diese drei zu bekommen, brauchte man fünf andere, und um diese fünf zu finden – es war endlos. Kaum leichter war es, andere lebensnotwendige Dinge zu bekommen: Lebensmittel, Kleidung, Möbel. Gleichzeitig musste ich in anderen Ämtern Schlange stehen, um herauszufinden, was im Kriege aus den Mitgliedern meiner Familie geworden war. Auf alle meine Fragen erhielt ich die gleichen Antworten. Erschossen in Minsk. Umgekommen in Majdanek. Gestorben in Mauthausen. Deportiert nach Auschwitz. Verschollen. Vermisst. Vermisst.

Ich ging durch die Strassen von Prag wie über ein Minenfeld, wo sich bei jedem Schritt die Erde unter meinen Füßen öffnen konnte. Dies war die Strasse, durch die ich immer mit meiner Mutter gegangen war. Dies war die Konditorei, in die mich mein Vater sonntags morgens mitgenommen und wo er mir ein Eis gekauft hatte, ohne dass meine Mutter davon erfuhr. Dies war das Gebäude, an dem ich zum erstenmal eine Hakenkreuzfahne gesehen hatte. Dies war die Strasse, auf der unser Transport zum Bahnhof entlangmarschiert war, wo die Leute auf den Bürgersteigen stehenblieben und ihre Hüte abnahmen und die SS-Männer sie anbrüllten: «Bewegung! Weitergehen, oder wir nehmen Sie auch mit!»

Ich war nicht fähig, dem Rat derjenigen zu folgen, die mir immer wieder sagten, der einzige Weg zurück ins Leben bestünde darin zu vergessen. Ich wollte alles bewahren, nichts verbergen, nichts beschönigen, die Dinge in meinem Innern so aufbewahren, wie sie ge-

wesen waren, und mit ihnen leben. Ich wollte leben, weil ich am Leben war, und nicht einfach nur, weil ich aus irgendeinem Zufall nicht tot war.

Anfang des Jahres 1946 fand ich eine Stelle in einem kleinen angesehenen Verlag als Lektorin im Bereich Kunst. Ich entwarf Buchumschläge, wählte Illustrationen und Reproduktionen aus, zeichnete und malte und verhandelte mit den Autoren und Künstlern. Es war eine Arbeit, die mich faszinierte und die mir sehr viel Spass machte. Der Verleger war ein älterer Herr, der mir mehr über Literatur und Kunst beibrachte, als ich in der Schule je hätte lernen können. Wir verbrachten zahllose Stunden in Museen und Bibliotheken und manchmal auch damit, einfach durch die Strassen der Stadt zu schlendern, wo er jeden Stein, die Geschichte jedes einzelnen Gebäudes, jeder Skulptur und jedes Gemäldes kannte.

Ich hatte viel Zeit für diese Exkursionen, weil Rudolf schon damals so sehr in die Arbeit im Institut für industrielle Entwicklung eingespannt war, dass er oft erst spätabends nach Hause kam und dann noch bis tief in die Nacht las. Er war eigentlich Rechtsanwalt, aber jetzt studierte er mit seinem üblichen Eifer Wirtschaftswissenschaft und versuchte, die Zeit wieder aufzuholen, die er durch den Krieg verloren hatte. Ich gewöhnte mich daran, in unserer winzigen Wohnung beim Licht der Schreibtischlampe einzuschlafen, das auf einen Stapel Bücher fiel. Denke ich an Rudolf, so sehe ich ihn bis heute so still dasitzen, die Umrisse seines Kopfes schwach beleuchtet.

Wir waren beide so mit unserer Arbeit beschäftigt, dass wir kaum darauf achteten, was um uns herum vorging. Ich erinnere mich nur noch, dass in diesem ersten Jahr nach dem Krieg überall, in den Wohnungen, im Restaurant und selbst auf der Strasse, wenn zwei Leute sich trafen, sofort über Politik diskutiert wurde. Vor den ersten Wahlen im Mai 1946 hatte jemand in der Nähe unseres Hauses auf den Zaun geschrieben:

WÄHLT KOMMUNISTISCH ODER WENIGSTENS SOZIALDEMOKRATISCH.

Der Slogan amüsierte mich. Ich stimmte für die Sozialdemokraten, weil schon mein Vater so gewählt hatte und weil Rudolfs Vater ein Funktionär der Sozialdemokratischen Partei gewesen war. Ich war stolz darauf, die Familientradition fortzusetzen. Die Kommunisten erhielten auch ohne meine Stimme die meisten Parlamentssitze.

In jenem Herbst dachte ich daran, mich an der Universität zu immatrikulieren, aber ich war schwanger, und der Arzt schüttelte nur den Kopf. «Sie müssen sich schonen», sagte er. «Sie sind noch immer sehr schwach. Warum, in Gottes Namen, müsst ihr jungen Leute es mit allem immer so eilig haben?»

Wie sich herausstellte, musste ich die letzten Wochen meiner Schwangerschaft das Bett hüten. Und dann, an einem Montagabend im Februar, brachte mich ein völlig aufgelöster Rudolf ins Krankenhaus. Bis Donnerstag Morgen, als mein Sohn endlich geboren wurde, lief Rudolf immer wieder in der Wohnung herum, dann durch die Strassen und dann die Flure im Krankenhaus auf und ab, ungekämmt und unrasiert, und hinterliess eine Spur von Rosenblättern aus einem Blumenstrauss, der die lange Wartezeit nicht überlebte.

Wenn Sie mich fragen, was der schönste Augenblick in meinem Leben war, so kann ich es Ihnen genau sagen: Es war der Moment, als die Schwester mein Baby hereinbrachte, seine Haare zu einer Stirnlocke gekämmt, mit langen Wimpern und Augenbrauen, die aussahen, als hätte sie jemand auf sein zartes kleines Gesicht gemalt, und sagte: «Da haben Sie aber einen hübschen kleinen Jungen!» Die ganze Welt erstrahlte und begann zu singen. Das schmucklose Krankenzimmer wurde von Paradiesesdüften erfüllt, und plötzlich standen mein Vater, meine Mutter und meine Grossmutter neben meinem Bett und lächelten. Ich drückte diesen kleinen Kopf fest an mich und sagte zu mir selbst, wie ich es noch nie zuvor gesagt hatte: «Leben. .. Leben...»

Kurze Zeit später nahm ich meine Arbeit wieder auf, aber jetzt ar-

beitete ich zu Hause, damit ich mein Baby nicht allein lassen musste. Ich zog mich ganz und gar in meine private Welt zurück. Ausserhalb dieser Welt fanden grosse Veränderungen statt, aber ich schenkte ihnen kaum Aufmerksamkeit. Rudolf kam jeden Tag später von der Arbeit nach Hause. Es tat ihm leid, dass er nicht mehr Zeit mit seinem Sohn verbringen konnte, aber er schien mit seiner Arbeit sehr zufrieden zu sein, und wenn ich zurückdenke, dann war das, so glaube ich, die friedlichste und zufriedenste Phase unseres Lebens. Dabei wäre es die letzte Gelegenheit gewesen, unsere wenigen Besitztümer zusammenzupacken und so schnell wir konnten wegzulaufen vor dem Licht im Osten, das immer schneller zu einem Feuersturm wurde.

Ein- oder zweimal in der Woche kam Frau Machová vorbei, um mit dem Baby spazierenzugehen. Ich nutzte diese halben Tage, um meine fertigen Skizzen zum Verlag zu bringen, mir neue Arbeit zu holen und einen Blick auf das Leben ausserhalb meiner Wohnung zu werfen. Eines Abends Ende Februar 1948 machte ich mich zu recht, um auszugehen. Ich war in besonders guter Stimmung. Ich zog meinen schönsten Mantel an, setzte meinen neuen Hut auf und machte einen Bummel durch die Strassen von Prag. Näher zur Stadtmitte hin traf ich auf grosse Ansammlungen von Menschen, die alle in Richtung Altstädter Ring marschierten, und ich dachte bitter: Schon wieder eine Demonstration! Warum finden die Leute das immer noch so amüsant? Und dazu noch bei dieser Eiseskälte!

Die Kreuzung am unteren Ende des Wenzelsplatzes war von Fabrikarbeitern blockiert. Sie machten mir höflich Platz und riefen mir auf die charmante Art, die den Prager Männern eigen ist, freundliche Komplimente nach. Ich lächelte zurück und drängte mich zur Nationalstrasse durch.

Als ich das Büro des Verlegers betrat, stand der alte Herr am Fenster und schaute hinunter auf die belebte Strasse. Er drehte sich nicht einmal um, um mich zu begrüßen. Mit sehr leiser Stimme sagte er:

«Dies ist ein Tag, an den man sich erinnern wird. Heute stirbt unsere Demokratie.» Ich stellte mich neben ihn und verspürte plötzlich Angst. Draussen auf der Strasse hörte man die Stimme von Klement Gottwald aus den Lautsprechern dröhnen.

Jedes Jahr gegen Ende des Winters, wenn die Luft noch kalt ist, aber bereits die ersten Vorboten des Frühlings ahnen lässt, verbringe ich einen Nachmittag ganz mit mir allein. Der Frühling war für mich immer eine Zeit der Erinnerung.

Da waren die Frühlinge in Hut vor dem Krieg, wenn die Menschen aus ihren Häusern und in ihre Gärten gingen, um gestreifte Federbetten auszulüften und den feuchten Boden umzugraben. Unser Nachbar, Grossvater Pleticha, schien überhaupt nicht mehr ins Haus zu wollen. Jedesmal, wenn ich in seinen Garten hinüberschaute, sah ich ihn dort stehen in seiner alten kurzen Joppe, die Hände in den Taschen und eine Stoffmütze über dem wettergegerbten Gesicht – dem Gesicht einer alten tschechischen Marionettenfigur, wie sie Matěj Kopecký vor hundert Jahren geschnitzt hat. Ich wartete fast schon darauf, dass er Wurzeln schlagen und austreiben würde. Aus dem Eckfenster hatte ich immer einen kahlen, mit schwarzen Bäumen bestandenen Hügel sehen können. Dann sah ich eines Morgens hinaus, und ein grüner Wind schien durch einen Wald geweht zu haben. Ein paar Tage später waren die Äste und Zweige hinter einer Fülle frischer grüner Blätter verschwunden. Die Menschen standen vor ihren Häusern und wärmten sich im Sonnenschein, und Jahr um Jahr sagten sie aufs Neue: «Ist es nicht wunderschön?», als ob sie es noch nie zuvor gesehen hätten.

Dann waren da die Frühlinge im Ghetto von Łódź, wo weder ein Grashalm wuchs, noch ein einziger Vogel flog; der Gestank des ungelöschten Kalks, der als Desinfektionsmittel benutzt wurde, stiess

alle Lebewesen ab. Aber selbst im Ghetto von Łódź brachte der Wind manchmal den Geruch von Erde, von Leben mit. In weiter Ferne, in Wirklichkeit nur ein kleines Stück hinter den Ghettomauern, lagen Felder, auf denen die Deutschen Weizen anbauten.

In unserem letzten Winter in Łódź meldete mein Vater sich freiwillig zur Arbeit auf diesen Feldern, und ich machte mir Sorgen um ihn. Eines Tages gelang es mir, ich weiss nicht mehr wie, einen Nachmittag frei zu bekommen und einen Passierschein zu erhalten, damit ich ihm folgen konnte. Die Sonne schien, und ich sah ihn, wie er vor mir langsam hinter dem Pflug herging, gebeugt unter der Anstrengung. Zum erstenmal wurde mir bewusst, wie schrecklich er gealtert war, wie blass er aussah und wie eingeschrumpft von Hunger und Erniedrigung. Wir standen einen Moment lang nebeneinander in der Sonne, und dann nahm mein Vater seine Mütze ab und sagte ein wenig verlegen: «Jetzt, im Frühling, ist mir das Herz so schwer...» Erst viele Jahre später verstand ich, warum er sich diese Arbeit ausgesucht hatte, die so viel anstrengender war als die vorherige. Täglich musste er einen weiten Weg zurücklegen, bis er zu den Feldern kam. Dann musste er sich von morgens bis abends mühsam hinter dem Pflug herschleppen, wobei seine schweren Holzschuhe immer wieder im lehmigen Boden steckenblieben. Aber da draussen war er allein mit dem, was er am meisten liebte, der frisch gepflügten Erde, dem offenen Himmel, der frischen Luft. Am Vorabend seines Todes war er zu den Elementen zurückgekehrt, aus denen er hervorgegangen war.

Frühling in Prag – wer könnte das je vergessen? Die Forsythien auf der Letná-Ebene. Die blühenden Hügel von Strahov. Die Kastanien auf der Sophieninsel. Die Möwen an der Jirásek-Brücke. Es gibt keine andere Stadt, die so ist wie Prag. Es ist nicht nur die Schönheit der Gebäude, der Türme und Brücken, obwohl es auch das ist. Sie erheben sich an den Hängen und Flussufern in solcher Harmonie, dass man meinen könnte, die Natur selbst habe sie zusammen mit

den Bäumen und Blumen geschaffen. Was Prag so einzigartig macht, ist die Beziehung zwischen der Stadt und ihren Menschen. Prag ist keine gleichgültige Hintergrundkulisse, die unberührt dasteht und Glück wie Leid ignoriert. Prag lebt in den Leben ihrer Menschen, und sie belohnen die Stadt dafür mit der Liebe, die wir gewöhnlich nur anderen Menschen schenken. Prag ist nicht einfach nur eine Ansammlung von Gebäuden, in denen Menschen geboren werden, arbeiten und sterben. Die Stadt lebt, sie ist traurig und mutig, und wenn sie ihr Frühlingslächeln aufsetzt, dann glänzt ihr Lächeln wie eine Träne.

Der Frühling des Jahres 1948 begann mit der Trauer über den Tod des Aussenministers Jan Masaryk. Er war der Sohn des ersten tschechoslowakischen Präsidenten, Tomas G. Masaryk, und wie sein Vater war er ein Symbol für die kulturellen Werte und humanistischen Traditionen unseres Landes. Viele Menschen glaubten, seine Beteiligung an der neuen Regierung – unter Führung der Kommunisten – sei ein Zeichen dafür, dass unser Weg zum Sozialismus sich vielleicht doch nicht allzu weit von den Prinzipien entfernen würde, auf denen unsere Erste Republik gegründet war.

Während der Okkupation durch die Nazis war Jan Masaryk Aussenminister der tschechoslowakischen Exilregierung in London gewesen. Er hatte sich grossen Respekt bei den Führern der Alliierten erworben und war auch im Lande selbst ungeheuer populär. Von Anfang bis Ende des Krieges hielt er regelmässig Rundfunkansprachen, die von der BBC übertragen wurden; er verstand es, den Menschen in den dunkelsten Stunden ihres Lebens neue Hoffnung und neuen Mut zu geben, und das vergassen sie ihm nie. Wann immer er in der Öffentlichkeit erschien, versammelten sich die Menschen um ihn, und er plauderte und scherzte mit ihnen, als ob sie alte Freunde seien.

Und jetzt fand man eines Morgens, noch nicht einen Monat nach

dem kommunistischen Putsch, seinen Leichnam auf dem Pflaster unter den Fenstern seiner Wohnung im Aussenministerium. Ohne die Ergebnisse der Autopsie oder der amtlichen Untersuchung mitzuteilen, gab die Regierung bekannt, Jan Masaryk habe sich in einem Anfall von Depression das Leben genommen. Allerdings glaubten nur wenige an Selbstmord. Sofort verbreitete sich das Gerücht, es sei Mord gewesen, und zahlreiche Theorien über seinen Tod waren in Umlauf.

Ein guter Freund von uns, Pavel Kavan, war wahrscheinlich der letzte Mensch, der Masaryk lebend sah – womöglich mit Ausnahme der unbekanntenen Besucher, die nach ihm gekommen sein mochten. Kavan, ein Beamter des Aussenministeriums, berichtete, Masaryk habe nicht anders gewirkt als sonst, er sei weder ungewöhnlich erregt noch depressiv gewesen und habe Kavan gebeten, am nächsten Morgen wiederzukommen, um einige Dokumente abzuholen. Ein weiterer Freund von uns, Stanislav Marek, der Masaryk seit Jahren gekannt hatte, behauptete fest, der Aussenminister habe immer wieder an schweren Depressionen gelitten, und niemand, der ihn wirklich gut gekannt habe, sei bei der Nachricht von seinem Selbstmord überrascht gewesen.

Das Rätsel um den Tod von Jan Masaryk wurde nie gelöst. Aber ob er nun den Sowjets bei ihren Plänen ein allzu grosses Hindernis gewesen und daher von Experten aus dem Weg geräumt worden war oder ob er sich aus Verzweiflung über die Zukunft seines Landes das Leben genommen hatte, eines war offensichtlich: Der Grund für seinen Tod war der kommunistische Putsch oder der «Siegreiche Februar», wie die Partei ihn nannte.

Drei oder vier Monate später sagte mir Rudolf eines Abends beim Essen, man habe ihm den Posten des Kabinettchefs im Aussenhandelsministerium angeboten. Diese Aussicht machte mir angst. Wir hatten inzwischen alle erkannt, dass der Putsch eine grundlegende Umwälzung gebracht hatte, mit ungeheuren Auswirkungen auf das

ganze Land, eine Revolution, die von einigen mit Jubel, von anderen mit Grauen aufgenommen wurde. Viele unserer Freunde hatten die Tschechoslowakei verlassen, um im Ausland zu leben; andere waren geblieben, lebten aber in ständiger Wachsamkeit. Um uns herum fiel alles in Trümmer oder wurde niedergerissen. Ich wusste, dass die grosse Veränderung, von der ich in jenen Pamphleten gelesen hatte, endlich gekommen war, fragte mich jedoch, ob es eine Veränderung zum Besseren sein würde.

Ich war der Meinung, Rudolf sollte eine Zeitlang warten, ehe er dem Ministerium seine Zusage oder Ablehnung mitteilte. Was würde geschehen, wenn die Dinge sich in eine Richtung entwickelten, die er nicht unterstützen konnte? Was wäre, wenn aller Idealismus in der Praxis scheiterte? Als gewöhnliches Parteimitglied konnte er vielleicht Widerspruch äussern, zurücktreten oder protestieren. Aber ich war mit den Praktiken der Partei inzwischen gut genug vertraut, um zu wissen, dass die Leute, die in den höheren Kreisen der Regierung oder der Partei sassen, nur wenig Spielraum für abweichende Meinungen hatten. «Wer nicht für uns ist, der ist gegen uns», so lautete die Devise: Entweder man gehörte mit Leib und Seele der Partei, oder man wurde als Verräter betrachtet.

Zum Glück sagte Rudolf selbst, dass er den Posten nicht wolle. Er sei dafür nicht geeignet. Er sei zufrieden mit dem, was er jetzt mache. Er habe noch eine Menge zu lernen. Er habe das Angebot bereits abgelehnt. Er fragte sich, warum man ihn überhaupt für einen so wichtigen Posten in Erwägung gezogen hatte – einen unerfahrenen jungen Mann wie ihn, der erst seit kurzer Zeit in der Partei war und noch nie ein politisches Amt innegehabt oder eine Parteifunktion ausgeübt hatte.

Zwei Tage später erwarteten wir Otto und Milena zum Abendessen und wollten anschliessend ins Theater gehen. Rudolf kam erst in letzter Minute. Er sagte, seine Weigerung, den Posten zu übernehmen, sei nicht akzeptiert worden. Die Partei hatte ihm ausdrücklich

Weisung erteilt anzunehmen. Die Parteioberen hätten ihm erklärt, man habe seine Tätigkeit im Institut mit grosser Aufmerksamkeit verfolgt, seine Qualifikationen seien hervorragend und seine Kenntnis fremder Sprachen von grossem Wert. Die Partei brauchte ihn. Die Partei hatte entschieden.

Jetzt sei es eine ganz einfache Entscheidung, meinte Rudolf. Entweder er übernahm den Posten des Kabinettschefs im Aussenhandelsministerium, oder er trat aus der Partei aus und kehrte damit allem, woran er glaubte, den Rücken. Ich wollte dieser Art der Argumentation widersprechen, aber Rudolf unterbrach mich.

«Siehst du?» meinte er. «So sind wir! Solange alles nur auf dem Papier steht und Theorie ist, sind wir begeistert. Aber wenn die Zeit zum Handeln kommt, dann verlieren wir den Mut! Wer weiss, ob es richtig ist, was wir tun? Aber du kannst von mir nicht erwarten, dass ich jetzt abtrete und mir dann für den Rest meines Lebens vorwerfen muss, ich sei zu feige gewesen. Wenn man Angst hat, Fehler zu machen, dann wird man es nie zu etwas bringen. Ich bin überzeugt, dass wir in der Lage sind, eine gerechtere und letztendlich freiere Gesellschaft aufzubauen. Und wenn ich davon überzeugt bin, muss ich auch die Verantwortung übernehmen, die damit einhergeht. Ich weiss, dass du glaubst, wir werden hier den gleichen Terror erleben wie in Russland nach der Revolution. Aber wenn du dir die Zeit nehmen würdest, diese Dinge genauer zu betrachten, dann würdest du sehen, dass in beiden Ländern völlig unterschiedliche Bedingungen herrschen. Unsere Entwicklung wird ganz anders verlaufen. Es hängt alles davon ab, gute Leute auf den entscheidenden Posten zu haben, damit wir unsere Energie und unsere Ressourcen nicht verschwenden und niemandem wehtun.»

Ich erinnere mich, dass ich die Meinung vertrat, Rudolf würde als Kabinettschef nichts anderes sein als der Laufbursche für den Aussenminister; er wäre gezwungen, eine Politik umzusetzen, die ohne

sein Zutun von anderen beschlossen wurde. «Experten wie du werden auf die eigentlichen Entscheidungen keinen Einfluss haben», sagte ich zu ihm. «Aber man wird dich zum Sündenbock machen, wenn irgendetwas schief geht. Du weißt doch, dass es immer der zweite oder dritte Mann weiter unten in der Rangordnung ist, der die Fehler macht. Und nur der Mann an der Spitze heimst die Anerkennung ein, wenn etwas funktioniert!»

«Es geht mir nicht um Anerkennung», erklärte Rudolf. «Abgesehen davon wird es sowieso nur für eine Übergangszeit sein. Im Grunde bin ich immer noch ein Mann der alten Ordnung. In ein oder zwei Jahren, wenn genügend junge Arbeiter ihre Ausbildung abgeschlossen haben, werde ich mit Freude diesen Job wieder abgeben und zu meinen Büchern zurückkehren. Weißt du, das ist wahrscheinlich meine einzige echte Qualifikation für diese Aufgabe: Ich habe kein Interesse daran, meine eigene Karriere voranzutreiben. Ich werde ehrliche Arbeit leisten.»

Plötzlich überwältigte mich die Anspannung der vergangenen Wochen, und ich brach in Tränen aus. In diesem Augenblick läutete es an der Tür, und Otto und Milena kamen herein. Rudolf erklärte den beiden, worum es ging, und Milena warf die Hände in die Luft.

«Du lieber Gott!» rief sie. «Ich kenne dich seit der ersten Klasse. Ich habe die schrecklichsten, fürchterlichsten Dinge mit dir erlebt. Und jetzt sehe ich dich zum erstenmal weinen, jetzt, wo dein Mann es geschafft hat, ganz nach oben zu kommen! Bist du denn verrückt geworden?»

Wir gingen doch noch ins Theater an diesem Abend, und für kurze Zeit gelang es mir, meine Sorgen zu vergessen. Als wir nach Hause zurückkamen, redeten wir nicht weiter über den Job. Wir lagen noch lange im Dunkeln wach, lauschten den Atemzügen des anderen und wussten genau, dass der andere ebenfalls wach war. Schliesslich sagte Rudolf: «Ich weiss, dass die nächsten Jahre nicht leicht sein werden, aber wenn wir unsere Arbeit gut machen, werden

die Menschen danach glücklicher sein und es wird ihnen bessergehen. Ist das nicht einen Versuch wert?»

Ich fühlte, wie er mir die Finger auf die Mundwinkel legte.

«Bitte», sagte er. «Lächle doch, nur ein ganz kleines bisschen.»

Was mir aus jener Zeit nach dem Putsch besonders in Erinnerung blieb, ist ein Gefühl der Verwirrung, ein Tappen im Dunkeln, das doppelt bedrückend war, weil die Dunkelheit nicht nur draussen herrschte, sondern auch in meinem Innern. Wie haben wir so leichtgläubig sein können? So unwissend? Wenn man erst einmal beschlossen hat, an etwas zu glauben, dann – so scheint es – wird einem dieser Glaube wichtiger und wertvoller als die Wahrheit, realer als die Realität.

Von dem Tag an, als die Zeitungen Rudolfs Nominierung auf seinen neuen Posten im Aussenhandelsministerium meldeten, veränderte sich meine Welt schlagartig. Ich machte meinen wöchentlichen Besuch bei meinem Friseur. Er war ein netter Bursche, und ich hatte immer eine ungezwungen freundschaftliche Beziehung zu ihm und seinen Angestellten gehabt. Während Herr Oldrich mich frisierete, spielte einer der Angestellten in der Regel mit meinem Kind oder fuhr es in seinem Kinderwagen spazieren. Diesmal begrüßte mich niemand mit einem Scherz oder einem Lächeln. Statt dessen hielten alle sofort in ihrer Tätigkeit inne und standen stramm. Mein Friseur selbst half mir aus dem Mantel, hängte ihn auf und fing an, um mich herumzutanzten und mir alle möglichen Essenzen und Spülungen anzubieten – die gleichen, von denen er mir sonst immer abgeraten hatte mit den Worten: «Lassen Sie die Finger von diesem Zeug!» Als ich herausplatzte: «Was ist denn mit Ihnen los?», antwortete er: «Nichts, aber mit Ihnen ist was los. Man kann doch eine hochgestellte Persönlichkeit, wie Sie es sind, nicht behandeln, als hätte man ein Leben lang mit ihr die Gänse gehütet!»

Das war der erste Vorgeschmack von dem, was noch kommen

sollte. Ich musste mich an die Tatsache gewöhnen, dass ich für alle bis auf wenige alte Freunde aufgehört hatte, ein menschliches Wesen zu sein. Stattdessen wurde ich zum Gegenstand von Neid, Hass, Verdächtigungen oder kriecherischer Ehrerbietung. Die ganzen Jahre über, die Rudolf seinen Posten im Ministerium innehatte, gelang es mir nicht, unter den Genossen und ihren Ehefrauen auch nur einen einzigen Freund oder eine einzige Freundin zu finden, und ich glaube, dies wirft ein bezeichnendes Licht darauf, wie jene Jahre waren. Wenn die Ideologie in den Vordergrund rückt, dann werden menschliche Beziehungen beiseite gedrängt. Wenn jede Handlung und jeder Gedanke auf den Aufbau einer neuen Gesellschaft ausgerichtet ist, dann bleibt nur wenig Platz für Gefühle. Gefühle sind ohnehin so eine Sache, sie sind schwer zu kanalisieren und schwer zu steuern – sie lenken nur von der Arbeit und von konstruktiven Bemühungen ab und sollten deshalb besser vermieden werden. Die einzigen Gefühle, denen man sich gefahrlos überlassen kann, sind die Liebe zur Partei und die aufrichtig empfundene Solidarität mit den Genossen. Natürlich ist auch hier Vorsicht angebracht, und man sollte einen Genossen sorgfältig prüfen, ehe man ihm sein Vertrauen schenkt. Allein die Partei verdient bedingungslose Hingabe. Ich erinnere mich an eine Schauspielerin, eine grossartige Künstlerin, die mir einmal erklärte, wer bei der Erwähnung von Lenins Namen keine feuchten Augen bekäme, sei es nicht wert, auf der Bühne des National theaters zu stehen.

Etwa um diese Zeit kam einer von Rudolfs Kollegen zu uns zu Besuch, und bei unserer Unterhaltung ging es wieder um genau dieses Thema. «Rudolf, du weisst, wie sehr ich dich mag», sagte der Mann, «und dass du für mich ein guter Freund bist. Aber wenn ich je herausfinden sollte, dass du etwas getan hast, was der Partei schadet, dann würde ich mich augenblicklich gegen dich stellen und alles tun, damit du dafür bezahlst.»

An diese Bemerkung musste ich ein paar Monate später denken,

als derselbe Mann plötzlich immer häufiger bei uns auftauchte, schlotternd vor Angst. Er erzählte uns, er würde auf Schritt und Tritt von einem schwarzen Tatra-Polizeiwagen verfolgt, und flehte uns an, wir möchten ihm erlauben, sich einen Augenblick bei uns auszuruhen und zu entspannen. Er war eines der ersten prominenten Parteimitglieder, die verhaftet wurden, und er tat mir wirklich leid, aber da seine Person mir immer ein bisschen rätselhaft vorgekommen war und zu allem imstande schien, war ich durchaus bereit zu glauben, dass er in etliche zweifelhafte Aktivitäten verwickelt war.

Etwa zwei Monate nach dem Putsch kam eine ältere Frau zu uns, die ich nicht kannte. Sie sagte, sie habe gehört, wir wollten umziehen. Das stimmte. Unsere kleine Bude platzte seit der Geburt unseres Sohnes aus allen Nähten. Sie bot mir eine Wohnung in ihrem Haus im Stadtteil Letná an, die leer stand und vorher von Leuten bewohnt worden war, die ausgewandert waren. Die Wohnung gefiel mir, obwohl sie auch nicht gerade geräumig und überdies ziemlich teuer war. Die Räume standen noch voll mit Dingen, die die früheren Mieter zurückgelassen hatten.

In der Küche traf ich die ehemalige Haushälterin der Familie, ein dickes, einfaches Mädchen, das der Hausbesitzerin half, die Wohnung auszuräumen. Sie sass vor einer Tasse Kaffee, als ich hereinkam. «Nehmen Sie die Wohnung nicht, meine Dame», flüsterte sie mir zu. «Sie ist verhext. Zuerst wohnten hier Juden – die sind alle in den Lagern umgekommen. Die Deutschen, die ihnen die Wohnung abgenommen haben, sind gerade noch rechtzeitig ausgezogen – die Nachbarn hätten sie sonst gelyncht! Und jetzt sind die Leute, für die ich gearbeitet habe, nur mit dem Rucksack auf der Schulter abgehauen. Niemand verlässt diese Wohnung auf gewöhnliche Weise.»

Die Wohnung war genau richtig für uns, und wir brauchten dringend eine Unterkunft, in der drei Personen leben konnten. Ich beschloss, dass wir sie nehmen würden.

Meine sozialen Verpflichtungen begannen, kaum dass wir eingezogen waren. Ich machte mir nichts daraus, Gäste einzuladen, aber Rudolf zuliebe erklärte ich mich damit einverstanden. Heute noch bedrückt mich die Erinnerung an die vielen Diners und Empfänge, an denen wir im Rahmen unserer Parteipflichten teilnehmen mussten. Die Männer, die in den meisten Fällen eine genauso fanatische Einstellung zu ihrer Arbeit hatten wie Rudolf, nutzten diese Anlässe für Besprechungen und überliessen es uns, den Ehefrauen, sich zu amüsieren so gut wir konnten. Ich glaube, die meisten Frauen fanden die Langeweile dieser Einladungen genauso unerträglich wie ich.

Die Ehefrauen liessen sich in zwei Kategorien einteilen: auf der einen Seite Töchter der Arbeiterklasse, auf der anderen Seite solche mit einer ähnlichen bürgerlichen Vergangenheit wie ich. Die einen waren proletarischer Herkunft, selbstbewusst, laut und phlegmatisch, mit dem sicheren Gefühl, dass alles, was sie sagten, durch ihre Herkunft legitimiert war. Die anderen waren ständig auf der Hut; jede hatte Angst, ihr könnte ein politisch bedenklicher Ausrutscher passieren, sie könnte zu intellektuell erscheinen oder zu unengagiert und dadurch nicht nur Schande auf sich selbst laden, sondern auch der Karriere ihres Mannes schaden. Häufig ergab es sich, dass wir, nachdem wir das unverfängliche Thema Kinder erschöpft hatten, stundenlang in verkrampftem Schweigen herumstanden oder -sassen, lächelten, bis die Gesichtsmuskeln schmerzten, und zu dem Geplapper unserer Genossinnen aus der Arbeiterklasse nickten. Einmal hatte ich eine geschlagene Stunde lang neben der Frau eines unserer führenden Ökonomen in der Ecke gestanden, ohne ein Wort zu sagen; da konnte sie die Langeweile nicht mehr ertragen und platzte heraus: «Haben Sie in letzter Zeit etwas Interessantes im Theater gesehen?» Als ihr die möglichen Konsequenzen dessen, was sie da gesagt hatte, bewusst wurden, fügte sie hastig hinzu: «Oh, bitte verzeihen Sie mir, dass ich Ihnen eine so bürgerliche Frage gestellt habe!»

In der Tat wurde unser mangelndes politisches Bewusstsein den Behörden bald so offenkundig, dass die Partei eine Reihe von Vorträgen über den Marxismus speziell für uns veranstaltete. Viele Ehefrauen brachten ihr Strick- oder Häkelzeug mit zu diesen Vorträgen, um ihre positive Einstellung zu manueller Arbeit zu demonstrieren.

Diese Empfänge! Das Erstaunlichste daran war vielleicht das Ausmass der Verschwendung, die dabei getrieben wurde. Die Tische bogen sich unter dem Gewicht der ausgefallensten Delikatessen, und das zu einer Zeit, in der gewöhnliche Menschen immer noch von Rationen lebten. Ein neureicher Snobismus breitete sich aus, und das unter den gleichen Leuten, die so grossen Wert auf ihre Herkunft aus der Arbeiterklasse und ihre proletarischen Prinzipien legten und die im Namen von Arbeitern und Bauern regierten. Eine dieser Genossinnen tadelte mich eines Abends dafür, dass ich auf einem Empfang von Botschafter Valerian Zorin ein allzu schlichtes Abendkleid trug. Wenn man an einem sowjetischen Empfang teilnehme, so erklärte sie, dann müsse man grosse Abendgarderobe tragen – obwohl Kleidung und Stoffe in der Tschechoslowakei immer noch rationiert waren.

Rudolf hatte einen gebrauchten Wagen gekauft, den er sehr gerne mochte und mit dem wir manchmal zu diesen Empfängen fuhren. Auch damit handelten wir uns einen offiziellen Verweis ein: Erstens dafür, dass wir es wagten, in einem alten Auto zu kommen, und zweitens dafür, dass Rudolf selbst am Steuer sass. Für die neue Elite kam nur eine Limousine mit Chauffeur in Frage.

Ich hatte das Gefühl, im Kreuzfeuer zu stehen. Einerseits wurde ich ständig misstrauisch von unserer Concierge und meinen Nachbarn überwacht, die jeden meiner Schritte diskutierten und einmal sogar eine Versammlung einberiefen, um meine schockierend unproletarische Kleidung zu diskutieren. Andererseits spürte ich immer die nicht weniger strengen Augen meiner Elite-Genossen auf

mich gerichtet, die in geschmacklosem Luxus schwelgten, den sie sich mit Hilfe besonderer Zuteilungskarten leisten konnten, die anzunehmen Rudolf sich geweigert hatte. Ich löste das Problem auf meine Weise – die gewiss nicht die beste war –, indem ich beide Gruppen ignorierte.

Die Strasse, in der wir jetzt wohnten, hatte einen eigentümlichen Charakter. Während des Krieges hatten viele Deutsche die grossen, teuren Wohnungen übernommen. Nach der Befreiung wurden sie von einer merkwürdigen Mischung neureicher Tschechen abgelöst, die aus reiner Berechnung in die Partei eingetreten waren. Nur wenige echte Arbeiter wohnten in unserer Strasse, aber es gab eine Reihe von Ladenbesitzern und Handwerkern, die offensichtlich glaubten, sie müssten sich, um ihren Lebensunterhalt zu sichern, als eingefleischte, vor Klassegeist sprühende Bolschewiken ausgeben. Auf fast jeder Versammlung der örtlichen Parteigruppe kam es vor, dass irgendeine Frau, die eine Wäscherei oder ein Lebensmittelgeschäft hatte, aufstand und treuherzig verkündete: «Genossen, wenn ihr wüsstet, wie sehr ich unsere Partei liebe», um sich dann wieder zu setzen.

Einmal, es war kurz vor dem 1. Mai, erkundigte sich jemand schüchtern, ob es nicht Verschwendung sei, kilometerweise guten Stoff und ungeheure Mengen Holz für die Dekorationen zur Maiparade zu verschwenden, wo diese knappen Materialien doch in unserer Nachkriegswirtschaft sicherlich viel sinnvoller genutzt werden konnten. Daraufhin erhob sich der Besitzer des örtlichen Milchladens. «Was soll das heissen?» beehrte er auf. «Wer wagt es zu unterstellen, dass irgendetwas, was dem Ruhm der Partei dient, Verschwendung ist? Genossen, ich schlage vor, dass wir noch grössere und bessere Dekorationen herstellen – ohne Rücksicht auf die Kosten! Wir werden es den Kapitalisten schon zeigen!» Aber es nützte ihm nichts, dass er den Mund so voll nahm; sein Laden wurde trotzdem verstaatlicht, nur wenige Monate später.

Der Vorsitzende unserer Parteiortsgruppe war ein seltsames, zurückgebliebenes Subjekt mit einem langen Pferdegesicht, und auch seine pummelige Frau hatte gewisse Ähnlichkeit mit einem Pferd. Beide waren von einer geradezu pathologischen, bösartigen Neugier und verbrachten ihre Tage und Nächte damit, in den intimsten Einzelheiten des Privatlebens der Menschen in unserer Strasse herumzuzschnüffeln, egal ob sie Kommunisten oder Nichtkommunisten waren. Ich glaube, dass es viele in die Ortsgruppen der Partei zog, weil sich ihnen dort die Gelegenheit bot, das Leben anderer Menschen auszuspionieren. Klatsch wurde zu einer Tugend, zu einer Verpflichtung. Ein Kommunist war verpflichtet, alles zu wissen, was um ihn herum vorging, und ich kannte viele Leute, die ganze Tage damit zubrachten, auf der Strasse oder am Fenster zu stehen, um nur ja nichts zu verpassen.

Es mag seltsam erscheinen, aber zum damaligen Zeitpunkt habe ich mich über diese Dinge nicht besonders aufgeregt. Sie liessen zwar eine unangenehme Atmosphäre entstehen, aber das Ganze wirkte eher lächerlich als bedrohlich. Ich machte mir inzwischen kaum noch Illusionen über die Menschen und hatte keine Lust, mir das Leben durch solche Banalitäten verbittern zu lassen. Sie wurden mehr als wettgemacht durch Rudolfs Überzeugung, dass wir auf dem richtigen Weg waren und kein Hindernis unüberwindlich sei.

Gelegentlich kamen Menschen zu uns, um unsere Hilfe zu erbitten oder sich über Ungerechtigkeiten zu beschweren. Meistens waren es ältere Leute, Handwerker, deren Läden man konfisziert hatte, die aber keinen Anspruch auf Sozialunterstützung hatten, weil sie selbständig gewesen waren. Jetzt versuchten sie eine andere Arbeit zu finden oder eine Rente zu bekommen, und in vielen Fällen konnte Rudolf ihnen dabei helfen. Andere kamen zu uns, weil sie das Land verlassen wollten, aber für diese Leute konnte Rudolf nichts tun. Die Grenzen waren 1948 nach dem Putsch geschlossen worden. Das war

die schlimmste von all den Ungerechtigkeiten und Sinnlosigkeiten, die wir in diesen Jahren erdulden mussten. Warum die Menschen nicht ausreisen lassen? Warum sie gegen ihren Willen einsperren? Ein Genosse aus dem Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten erklärte, es handle sich nur um eine vorübergehende Massnahme. «Die Republik kann es sich nicht leisten, Arbeitskräfte zu verlieren», sagte er. «Viele Menschen entscheiden sich vorschnell dafür, das Land zu verlassen. Sie verstehen die Situation nicht und neigen zu einer völlig ungerechtfertigten Panik. Wenn sie erst einmal einsehen, dass sie keine Angst haben müssen, dann werden sie froh sein, dass sie geblieben sind. Dann werden wir die Grenzen wieder öffnen, und die Menschen werden wieder reisen können, wohin sie wollen.»

Für viele Menschen, besonders junge Leute, war 1948 ein Jahr, in dem viele ihrer langgehegten Hoffnungen Wirklichkeit wurden. Arbeit gab es für alle mehr als genug. Selbst Hausfrauen begannen sich nach einem Arbeitsplatz umzusehen – manche, weil sie gezwungen waren, Geld zu verdienen, andere einfach nur, um am öffentlichen Leben teilnehmen zu können. Die Menschen arbeiteten mit grosser Begeisterung, selbst an Sonn- und Feiertagen, und viele nutzten zusätzlich die Abende, um sich weiterzubilden oder zu studieren. Sie verdienten eine Menge Geld, oft mehr, als sie ausgeben konnten, und kauften alles, was sie sahen.

Ein aus Steuermitteln finanziertes nationales Gesundheitswesen wurde eingerichtet, ebenso eine Altersversorgung und geregelte Ferien für die Arbeiter. Die Verstaatlichung der privaten Betriebe erzeugte natürlich oft böses Blut, aber man sagte uns, das sei zu erwarten gewesen; es handle sich um einen schwierigen Schritt, der jedoch für die Expansion unserer Wirtschaft unerlässlich sei. Jedesmal, wenn ich aus einem Zugfenster die in zahllose winzige Felder zerstückelte Landschaft sah, musste ich zugeben, dass es stimmte – die private Landwirtschaft hatte keine Zukunft. Zum damaligen Zeit-

punkt hätte sich niemand vorstellen können, wie der grobe, rücksichtslose Prozess der Kollektivierung unsere Landwirtschaft ruinieren und dass es fünfzehn oder zwanzig Jahre dauern würde, bis die neuen staatlichen LPGs aus den roten Zahlen waren.

Irgendwann im Jahre 1950 kam ein Freund vom Lande, den wir Karlicek nannten, uns in Prag besuchen. Vor dem Putsch hatte Karlicek nicht weit von Prag einen grossen Bauernhof besessen, der inzwischen verstaatlicht worden war. Er war ein guter Mann und ein ausgezeichnete Bauer, und die Leute aus dem Dorf mochten ihn und begrüsst ihn wie einen alten Freund, wenn er zu Besuch kam, um zu sehen, wie sein einst blühender Betrieb immer mehr verkam. Eines Tages stürmte er in unsere Wohnung und schrie Rudolf an: «Wenn eine von meinen Kühen weniger als zehn Liter Milch gab, habe ich sie zum Schlachthof gebracht, weil sie mehr konsumierte als produzierte. Und weisst du, was sie jetzt machen? Sie verleihen eine Medaille an eine Kuh, die *vier* Liter Milch gibt! Ihr seid Idioten!»

Etwa zu dieser Zeit begannen die Intellektuellen in Prag, den Sozialismus als ein System zu definieren, das dazu gut sei, erfolgreich Probleme zu lösen, die unter einem anderen politischen System nie entstehen könnten.

Nichtsdestoweniger stürzte sich Rudolf mit solcher Begeisterung in die Arbeit, dass etwas davon auch auf mich abfärbte. Die Leute, mit denen er zusammenarbeitete, waren offenbar genauso fleissig und intelligent wie er, und soweit ich es beurteilen konnte, hatten ihre Bemühungen, die Handelsbeziehungen mit dem Westen zu verbessern, recht vielversprechend begonnen. Ich war besonders froh darüber, dass die Tschechoslowakei jetzt ein Hilfsprogramm für Israel verabschiedet hatte, an dessen Zustandekommen Rudolf massgeblich beteiligt war. Darüber hinaus wusste ich jedoch kaum etwas Genaueres über Rudolfs Arbeit. Alles war geheim oder streng geheim, und nach einiger Zeit hörte ich auf, ihn nach seinen Projek-

ten zu fragen. Seine Welt, die durch die Aktentasche symbolisiert wurde, die niemand anrühren durfte, verschloss sich mir immer mehr.

Rudolf arbeitete fast jeden Abend bis in die Nacht und wurde häufig auch am Sonntag ins Ministerium gerufen. So verbrachte ich ganze Nachmittage damit, mein Kind im Park spazierenzufahren und die vielen glücklichen Familien ringsum zu beneiden. Als Rudolf die Stelle im Ministerium noch nicht hatte, waren wir regelmässig ins Theater gegangen; beide liebten wir die Musik, besonders Rudolf, der ausgezeichnet Geige spielte. Jetzt war es so, dass er jedesmal, wenn ich uns Karten für das Theater oder für ein Konzert besorgt hatte, in letzter Minute anrief, um mir zu sagen, er würde nicht rechtzeitig fertig sein. So wuchs unser Kind fast ohne seinen Vater auf.

Einmal gelang es mir, Rudolf zu einem Wochenendausflug in die Berge zu überreden. Wir waren beide begeisterte Skiläufer, und es gibt nichts Schöneres als unsere Berge im Winter. Aber an jenem Sonnabend war das Wetter gegen uns. Wir waren kaum ein paar Kilometer aus Prag heraus, als wir in einen Schneesturm gerieten, und als wir endlich die ersten Ausläufer erreicht hatten, schneite es so stark, dass wir nicht mehr wussten, ob wir auf der Strasse oder mitten auf einem Feld fuhren. Wir kamen nur im Schnecken tempo voran und streckten die Köpfe aus der halbgeöffneten Tür, um zu sehen, wo wir uns befanden. Plötzlich drehte sich Rudolf zu mir um und meinte erstaunt: «Ist das zu glauben? Jetzt habe ich fast eine Stunde lang nicht an den Aussenhandel gedacht!»

Sehr viel später erst begann ich mich zu fragen, ob diese irrsinnige Arbeitsbelastung nicht bewusst intendiert war. Niemand mit einer verantwortlichen Position in der Regierung hatte auch nur einen Augenblick Zeit, um sich zu vergewissern, wie seine Arbeit sich auf das Alltagsleben des Einzelnen auswirkte. Regierungs- und Parteifunktionäre verkehrten nur mit ihresgleichen, trafen auf ihren Konferen-

zen, Versammlungen und Ratssitzungen immer nur ihresgleichen und beurteilten die Situation im Lande ausschliesslich auf der Grundlage von amtlichen Dokumenten und Berichten, die oft ungenau oder sogar von Anfang bis Ende gefälscht waren. Weil jeder sich so intensiv auf seinen eigenen begrenzten Arbeitsbereich konzentrierte, gingen jeder Blick und jedes echte Verständnis für die wahren Bedürfnisse und Wünsche der Menschen verloren. Selbst wenn sich die Gelegenheit bot, mit jemandem ausserhalb dieses kleinen Kreises zu sprechen, erfuhr man nichts, weil sich die betreffende Person in der Regel nicht traute, sich zu beschweren oder Kritik zu äussern. Rudolf war durchaus nicht der Typ Mann, der anderen Angst einflösste, aber sein Glaube an die Richtigkeit dessen, was er tat, bewegte die Menschen, brachte sie zum Schweigen und musste ihn schliesslich isolieren.

Ich wurde nach und nach Rudolfs einzige Verbindung zur normalen Welt. Abgesehen von einem heftigen Streit darüber, dass ich bei einem Volleyballspiel zwei Wochen nach unserer Hochzeit einen Aufschlag verpatzte, gab es zwischen uns keinen jener Konflikte, die selbst in den besten Ehen sozusagen das Salz in der Suppe sind. Jetzt aber verschwendeten wir die kostbare Zeit, die wir für uns hatten, mit erbitterten und nutzlosen Diskussionen über die politische Situation – nutzlos, weil Rudolf seine Statistiken für weitaus verlässlicher hielt als meine alltäglichen Erfahrungen und Klagen, die er als engstirnig und voreingenommen abtat. Den Menschen ginge es gut, behauptete er, Armut gehöre längst der Vergangenheit an. Niemand sei ohne Arbeit. Natürlich würde hier und da mal etwas schiefgehen, aber langfristig würden alle Schwierigkeiten überwunden werden, man brauche nur ein wenig Zeit. «Warte nur ein paar Jahre, dann wirst du schon sehen.»

Eines Abends zu später Stunde klopfte die Frau des Lebensmittelhändlers, bei dem meine Mutter vor dem Krieg immer eingekauft hatte, an unsere Tür. Unter Tränen erzählte sie uns, dass die Polizei in ihre Wohnung eingedrungen war, alles von unten nach oben ge-

kehrt und ihren Mann mitgenommen hatte, ohne ihr zu sagen, wohin oder warum. Der Lebensmittelhändler, ein netter, fröhlicher, beliebter Mann, war als Schwarzmarkthändler bekannt, und so erschien es uns nicht unmöglich, dass es gute Gründe gegeben haben mochte, ihn zu verhaften. Aber warum war es dann in dieser Gangstermanier geschehen? Rudolf versprach ihr, sich zu erkundigen, soweit es ihm möglich war, und die Frau ging ein wenig beruhigter nach Hause. Am nächsten Tag stellten wir fest, dass man zur gleichen Zeit zahlreiche Ladenbesitzer und Handwerker verschleppt hatte; niemand wusste, wo sie jetzt waren und was man ihnen zur Last legte. Viele von ihnen verbrachten mehrere Monate im Gefängnis, ehe sie schliesslich vor ein Volkstribunal kamen, das sich bei seinen Entscheidungen nicht an unserer Rechtsordnung, sondern am «Klassengefühl» orientierte und seine Urteile völlig willkürlich fällte.

Die Verhaftung des Lebensmittelhändlers war das erste Ereignis, das Rudolf genauso betroffen machte wie mich. Es gelang ihm, schon nach wenigen Tagen herauszufinden, wo sich der Bedauernswerte befand, und seine Frau zu informieren. Aber das war auch schon alles. Ich glaube, es war das erste Mal, dass Rudolf zu ahnen begann, wie fragwürdig die Rechtsordnung und Rechtsprechung in unserem Lande geworden waren.

Zu dieser Zeit, das heisst Ende 1949, war die Sowjetunion unser Vorbild geworden. Jugoslawien war offiziell zu einem Hort von Spionen und Verrätern erklärt worden, und sämtliche Ministerien wurden nach verstärkt zentralistischen Richtlinien neu organisiert. Rudolfs Posten im Aussenhandelsministerium hatte man abgeschafft, und er wurde zum Stellvertretenden Minister ernannt und war jetzt für den Handel mit dem westlichen Ausland zuständig. Die regierungsamtlichen Zeitungen meldeten, dass sich der Klassenkampf zugespitzt habe, dass wir uns aber keine Sorgen zu machen brauchten, denn die Partei sei wie immer informiert und wachsam. In den Kinos wurden Filme gezeigt, in denen Saboteure und Spione

versuchten, die Einheit der Arbeiterklasse zu untergraben; die Buchläden waren voll mit Büchern über die Grosse Verschwörung gegen die Partei und gegen den Genossen Stalin. Wir lasen von der unheimlichen Gerissenheit des Feindes, dem es immer wieder gelang, sich seinen engsten Kollegen und selbst seiner eigenen Familie gegenüber zu tarnen.

Inzwischen hatte man sich auch von der alten Devise verabschiedet, wonach jeder, der es ernst meinte, Gelegenheit haben würde, seine Fähigkeiten zu entwickeln und sich am Aufbau des Sozialismus zu beteiligen. Die Partei hatte es aufgegeben, überzeugen zu wollen, und verliess sich statt dessen lieber auf Erhebungen, die die Kader durchführten. Die Leute sassen jetzt bis spät in die Nacht und füllten Formulare aus, in denen nach dem Leben ihrer Vorfahren bis ins dritte Glied gefragt wurde. Welche Bildung jemand hatte, welche Arbeiten er ausführen konnte und wie gut, das spielte keine Rolle mehr. Wichtig waren nur noch Klassenbewusstsein und Klassenzugehörigkeit, die Einstellung zur Neuen Ordnung und vor allem die Treue und Ergebenheit gegenüber der Sowjetunion.

Die Überlegungen, die dem zugrunde lagen, waren überaus simpel. Jeder Mensch ist das Produkt seiner Klasse, seiner Erziehung, seiner Ausbildung und seiner Umgebung. Wenn der Vater einen Kurzwarenladen oder einen Erdnussstand gehabt hatte, dann war man eindeutig das Produkt privatwirtschaftlichen Denkens und folglich nicht vertrauenswürdig. Diese rigide Beurteilung eines Menschen nach seiner Herkunft hatte manchmal geradezu komische Folgen. Ich kannte einen Mann, der vor dem Krieg in einem kleinen Dorf einen winzigen Stoffladen geführt und gerade genug verdient hatte, um mit seiner Familie überleben zu können. Dann wurde sein Geschäft verstaatlicht, und er wurde wegen seiner kleinbürgerlichen Vergangenheit zur Umerziehung in eine Fabrik geschickt. Von diesem Tag an konnten seine Kinder in jedem Fragebogen, in dem nach

dem Beruf des Vaters gefragt wurde, stolz «Arbeiter» schreiben und auf diese Weise Posten und Gehälter erlangen, von denen ihr bürgerlicher Vater nicht einmal geträumt hätte. Andererseits verweigerte man dem Sohn des Parteiideologen und Ministers Ladislav Stoll zunächst die Zulassung zur Universität und riet ihm, im Kohlebergwerk zu arbeiten, da er als Sohn eines Regierungsbeamten weder aus der Arbeiter- noch aus der Bauernschicht stammte.

Im Sommer 1949 bereitete Rudolf sich darauf vor, als Leiter einer Delegation, die ein Handelsabkommen mit England schliessen sollte, nach London zu fahren. Es war ein ungeheuer schwieriges und gefährliches Unternehmen. Die Sowjetunion hatte zuvor der Tschechoslowakei die Beteiligung am Marshall-Plan untersagt und betrachtete alle unsere Kontakte zum Westen mit grossem Misstrauen. Jedes Zugeständnis, das Rudolf seinen englischen Verhandlungspartnern machte, konnte später von der Partei als bewusste Sabotage unserer nationalen Interessen oder günstigstenfalls als Inkompetenz ausgelegt werden. Ich war mit den Einzelheiten der Situation nicht vertraut; ich sah nur, dass Rudolf noch nachdenklicher und beunruhigter war als sonst. Dann kam er eines Abends in völlig anderer Stimmung nach Hause. Er erzählte, man habe ihm absolut freie Hand bei den bevorstehenden Verhandlungen zugesichert, und die Partei werde jede Art von Abkommen als Erfolg werten.

Rudolf flog nach London und kehrte zweimal kurz zu Konsultationen nach Prag zurück. Ich war glücklich, ihn zu sehen, aber wir redeten kaum miteinander; er war mit seinen Gedanken woanders. Als das Handelsabkommen schliesslich unterzeichnet wurde und Rudolf aus London zurückkam, bestellte ihn Präsident Gottwald zu sich in seine Privatwohnung, umarmte ihn und gratulierte ihm zu seiner grossartigen Leistung. Auf englischer Seite waren die Verhandlungen von Harold Wilson, dem späteren Premierminister der Labour-Regierung, geleitet worden. Das Abkommen wurde als

wichtiger Schritt für die Entwicklung unserer Handelsbeziehungen mit dem Westen betrachtet. Rudolf, der völlig erschöpft zurückgekehrt war, konnte sich endlich ein wenig ausruhen.

Der Herbst war in diesem Jahr ausgesprochen schön und warm, und Rudolf war so müde, dass ich ihn überreden konnte, eine Woche Ferien zu machen. Wir packten unsere Sachen ins Auto und fuhrten ohne festes Ziel nach Böhmen. Aber die Reise war alles andere als ein Erfolg. Die Schönheit dieser ruhigen, erholsamen Landschaft verstärkte nur noch meine Besorgnis, die mich inzwischen kaum noch verliess. Wir sassen stundenlang schweigend nebeneinander, aber es war anders als früher, wo wir uns häufig einander so nah gefühlt hatten, dass jedes Wort überflüssig war. Jetzt schwiegen wir, weil wir befürchteten, mit jeder Äusserung unsere innere Unruhe zu verraten. Ich betrachtete Rudolfs müdes Gesicht, während er fuhr, und dachte: Was für eine schreckliche Ehefrau ich doch bin; statt ihn aufzumuntern und ihm Kraft zu geben, halte ich ihn immer nur zurück und entmutige ihn.

Wir hatten das Verdeck unseres Wagens aufgeklappt und fuhrten menschenleere Landstrassen entlang, die von Bäumen gesäumt wurden. In die Felder zu beiden Seiten waren die dunklen, parallelen Linien frisch gepflügter Furchen eingraviert. Ich erinnere mich ganz deutlich an einen Strassenabschnitt, wo sich die Kronen der riesigen alten Bäume über uns vereinigten und eine Art schimmern-des goldenes Netz über dem blauen Himmel bildeten. Ich warf den Kopf zurück, der Wind schlug mir ins Gesicht, und plötzlich überkam mich das sichere Gefühl einer bevorstehenden Katastrophe; mir war, als würden wir durch den Blättertunnel direkt ins Unglück stürzen, als würde der Tod persönlich am Ende jener friedlichen Landstrasse auf uns warten. Bis zum heutigen Tag wird mir jedesmal das Herz schwer, wenn ich im Auto sitze, nach oben schaue und statt des Himmels nur ein Gewölbe aus Ästen erblicke, die die Bäume über meinem Kopf zusammenfallen in einer Geste der Verzweiflung.

Am dritten Tag unserer Reise erreichten wir das Dorf, in dem mein alter Freund Martin in einer kleinen Hütte an einem See lebte; er war ein ehemaliger Partisan, der mir in den letzten Monaten des Krieges geholfen hatte, mich zu verstecken. Dort verbrachten wir die Nacht. Das Wasser gluckste leise unter unserem Fenster, als würden wir in einem Boot schlafen.

Am nächsten Morgen machte Rudolf einen Spaziergang im Wald, und Martin schlug vor, wir beide könnten eine Weile mit seinem Ruderboot hinausfahren. Als wir in der Mitte des Sees angekommen waren, zog Martin die Riemen ein und sagte in nüchternem Ton: «Nun hör mir mal gut zu. Du musst alles tun, was du kannst, um deinen Mann dazu zu bringen, seinen Job aufzugeben. Wenn dir sonst nichts einfällt, dann Sorge für irgendeinen Skandal, damit sie ihn rausschmeissen! Wenn er weitermacht, dann ist er erledigt, das ist ganz sicher. Wenn ich ihn so reden höre, dann verstehe ich nicht, wie jemand, der so klug ist, so blind sein kann. Je mehr er arbeitet, je mehr Erfolg er hat, umso schlimmer wird es. Man wird alles, was er erreicht, gegen ihn ausspielen. Wir laufen jetzt völlig auf der russischen Schiene, und bei jeder Station wird es das gleiche sein. Man wird jetzt jeden Tag nach Sündenböcken suchen, besonders unter jenen Leuten, denen das Wohl des Landes wirklich am Herzen liegt. Rudolf ist wie geschaffen für diese Rolle.»

Das einsame Ruderboot mitten auf dem See und diese nüchterne, ernste Stimme – ich fühlte mich um Jahre zurückversetzt. Martin machte nicht nur Konversation mit mir an diesem schönen Herbstmorgen. Es war keine freundliche Warnung, sondern ein Befehl von einem Partisanenführer.

«Und was ist mit dir, Martin?» fragte ich ihn. «Passt du auch gut auf dich selbst auf? Oder bist du wieder in etwas verwickelt? Sei vorsichtig! Das hier ist etwas anderes als Nazi-Deutschland. Es wird nicht in sechs Jahren vorbei sein. Diesmal hast du keine Chance.»

DER FALL SLÁNSKÝ

Menschen wie Rudolf, die mit ihrem Leben für ihre Überzeugungen eintraten, taten das nicht spontan und unbedacht. Ihr Glaube war hart erkämpft und nicht leicht zu erschüttern. Dass sich die Lebensqualität in der Tschechoslowakei nach dem Putsch ständig verschlechterte, schrieben sie der Inkompetenz der Leute an der Spitze des Staates zu. Diese Leute waren aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse in ihre Positionen gewählt worden, und häufig fehlte ihnen sowohl die Erfahrung als auch die berufliche Qualifikation. Sie waren unfähig – so hiess es –, die sich verschärfenden Konflikte innerhalb unserer Gesellschaft zu lösen, die ihrerseits durch die zunehmenden internationalen Spannungen verursacht wurden. Noch 1950 hörte ich Leute sagen: «Die Sowjets sollten die Sache endlich in die Hand nehmen. Wenn Stalin wüsste, was hier vorgeht, dann würde er sofort eingreifen und diesem Durcheinander ein Ende machen!» Einmal kam die Frau eines Vorkriegskommunisten, der ein paar Wochen zuvor verhaftet worden war, zu mir und fragte mich um Rat, wobei sie tatsächlich laut überlegte, ob sie nicht die Sowjetische Botschaft um Hilfe bitten sollte.

Das war die Zeit des Kalten Krieges. Der Eiserner Vorhang war gefallen und hatte uns von der übrigen Welt abgeschnitten. Unsere Zeitungen druckten jedes Wort, das der sowjetische Aussenminister Andrej Vysinskij bei seinen endlosen Reden vor den Vereinten Na-

tionen sagte, ohne mit einer Silbe zu erwähnen, was darauf erwidert wurde. Das Einzige, was wir über den Westen erfuhren, waren Nachrichten von Streiks, die anscheinend ständig und überall stattfanden, und von der Kommunistenverfolgung. Einmal schnappte ich während der Nachrichten im Radio zufällig das Wort «Niederlande» auf. Ich spitzte die Ohren, aber die Meldung besagte nur, dass ein sowjetisches Volkstanz-Ensemble mit grossem Erfolg in Amsterdam aufgetreten war. Das war die einzige Meldung aus dem Westen, die wir seit Monaten zu hören bekamen.

Die wenigen Bücher von westlichen Schriftstellern, die zu jener Zeit übersetzt wurden – vor allem die Romane von Howard Fast, Stefan Heym und Jack Lindsay –, zeichneten ein so düsteres Bild vom Leben im Westen, dass wir den Eindruck bekommen mussten, die Partei habe recht und der Westen befinde sich in der Tat im Endstadium des moralischen und wirtschaftlichen Verfalls.

Nur wenige Menschen hörten ausländische Nachrichtensendungen, zum Beispiel von Radio Freies Europa oder der BBC, zum Teil weil sie Angst hatten, hauptsächlich aber weil diese Sendungen so wirkungsvoll gestört wurden, dass man kaum ein Wort verstehen konnte. Gelegentlich schnappte jemand ein paar aus dem Zusammenhang gerissene Worte auf, erriet das Übrige und gab die Nachricht weiter. Die ursprüngliche Meldung wurde durch die Wiederholungen immer weiter entstellt, bis sie schliesslich von jedem, der sie hörte, mit einer Handbewegung abgetan wurde: «Da kann man mal sehen, wie die lügen!»

Wir glaubten, dass der nächste Weltkrieg jederzeit ausbrechen konnte und polizeiliche Überwachung auf der ganzen Welt die Regel geworden war – nicht nur in unserem eigenen Land. In den Jahren 1950 und 1951 wurde der offiziell erklärte, ideologisch gerechtfertigte Klassenkampf innerhalb der Tschechoslowakei immer intensiver, und die meisten von uns hielten ihn für ein notwendiges Übel. Wir wussten alle, dass das Regime zahlreiche Feinde im Innern hat-

te, dass der schwarze Markt und alle möglichen anderen dunklen Geschäfte florierten. Als dann schliesslich die Verhaftungen einsetzten, ging man allgemein davon aus, dass die Beschuldigten tatsächlich irgendein Verbrechen begangen hatten. Zum damaligen Zeitpunkt kamen nur wenige Menschen auf den Gedanken, dass mit unserem Rechtssystem selbst etwas Grundlegendes nicht in Ordnung war. Schliesslich legten die Beschuldigten fast ausnahmslos ein Geständnis ab.

Ich erinnere mich noch, mit welchem Erstaunen ich die Berichte über den Prozess gegen eine Gruppe von Priestern las, die des Verrats angeklagt wurden. Nicht nur, dass sie sich prompt jedes Verbrechens schuldig bekannten, das man ihnen vorwarf – sie redeten so, als würden sie einen Vortrag über Marxismus halten, und formulierten ihre Aussagen im reinsten Parteijargon. Ein Genosse erklärte mir dieses Phänomen folgendermassen: Bei der Vernehmung der Beschuldigten seien unsere Ermittlungsbeamten bemüht, die Betroffenen umzuerziehen und ihnen die Ziele und Prinzipien der Partei so zu verdeutlichen, dass die Angeklagten selbst verstünden, wieso und weshalb sie schuldig waren. Die Wahrheit der Partei habe eine solche Macht, meinte dieser Genosse, dass sie am Ende selbst über die Feinde siegen würde. Jede Regierung habe das Recht und die Pflicht, sich gegen ihre Feinde zu verteidigen. Man brauchte nur an Amerika und die Hexenjagden von Joseph McCarthy zu denken! Erst wenn jemand verhaftet wurde, den wir gut kannten, jemand, von dem wir wussten, dass er sich unmöglich eines Verbrechens schuldig gemacht haben konnte, wurden wir hellhörig und konnten nicht länger wegsehen.

Zuerst meinten wir, es müsse sich um einen Irrtum handeln. Er würde verhört werden und dann sicherlich wieder auf freien Fuss gesetzt. Alles würde sich innerhalb kurzer Zeit aufklären.

Dann, wenn der Betreffende nicht sofort wieder freigelassen wurde, hiess es: Ich kenne diesen Mann seit vielen Jahren, er ist kein

Verräter. Irgendetwas stimmt bei der ganzen Sache nicht. Wahrscheinlich handelt es sich um eine vom Westen gesteuerte Verschwörung, die darauf abzielt, die Partei zu schwächen und unsere besten Leute Verdächtigungen auszusetzen. Es wird ihnen nicht gelingen. Die Wahrheit wird ans Licht kommen.

Am Ende sagten wir gar nichts mehr. Unsere einzige Reaktion war bestürztes, angstvolles Schweigen. Erst jetzt ging wenigstens ein paar Menschen ein Licht auf, dass wir in der Tat die Opfer einer Verschwörung waren; allerdings wurde sie wohl kaum vom Westen gesteuert.

Erst Jahre später, als einige der Personen, die in den frühen fünfziger Jahren verhaftet worden waren, wieder freigelassen und zögernd «rehabilitiert» wurden und die Partei sie widerwillig für unschuldig erklärte, fingen wir an zu durchschauen, was vorgegangen war. Im Jahre 1956, als man plötzlich immer mehr «Rehabilitierten» auf der Strasse begegnete, traf ich eines Tages meinen Freund Pavel Eisler, der zwar nie formell in die Partei eingetreten war, früher jedoch zu ihren ersten begeisterten Anhängern gezählt und bis 1951 im Büro des Präsidenten gearbeitet hatte. Er hielt überrascht inne, als er mich sah, und war offensichtlich so erregt, dass er kein Wort herausbrachte. Ein paar Augenblicke lang standen wir einfach nur da und starrten uns gegenseitig an.

Dann sagte er: «Ich habe gerade einen Mann aus unserem Büro gesehen, der 1950 verhaftet wurde. Damals war ich so überrascht, dass ich mir sagte: Wer hätte das gedacht? Er schien so ein anständiger Kerl zu sein, und trotzdem war er ein Verräter. Jetzt, sechs Jahre später, hat man ihn aus dem Gefängnis entlassen. Und er war völlig unschuldig! Er sieht zwanzig Jahre älter aus, sein Haar ist völlig ergraut, und man hat ihm sämtliche Zähne ausgeschlagen. Und als man ihn damals abholte, habe ich nur den Kopf geschüttelt und mich gewundert. Ist das zu glauben? Er hat mir nicht einmal leid getan! Mein Gott, was waren wir für Idioten!»

Genau das waren wir, Idioten von der schlimmsten Sorte.

Je mehr die Partei von Menschenwürde und Humanität sprach, desto weniger galten die konkreten Menschen in der Gesellschaft. Je schöner und glücklicher unser Leben in den Zeitungen dargestellt wurde, desto trauriger sah es in Wirklichkeit aus. Die Wohnungsnot nahm verzweifelte Ausmasse an. Häufig mussten sich zwei oder drei Familien eine einzige Wohnung teilen und auf jeden Komfort und jede Privatsphäre verzichten. Um Platz zu machen für jüngere Menschen, wurden viele Rentner zwangsweise auf das Land umgesiedelt und manchmal in Sommerhäusern untergebracht, die in völlig abgelegenen Landstrichen lagen und nicht einmal winterfest waren. Zahlreiche ältere Menschen, die nicht der Arbeiterklasse angehörten, erhielten keine Altersrente und mussten in Armut und Elend leben.

Vor den Geschäften bildeten sich endlose Schlangen. Fast alle Dinge des täglichen Bedarfs waren knapp. Alle paar Monate machten neue Gerüchte über eine bevorstehende Geldentwertung die Runde. Die Menschen reagierten mit Panik und kauften alles auf, was sie finden konnten. Das Chaos in der Wirtschaft und die unablässige ideologische Berieselung nahmen einem jede Lust an ehrlicher Arbeit. Fast jeder hatte einen zweiten, häufig nur halblegalen Job und erschien an seinem regulären Arbeitsplatz nur, um sich auszuruhen. Mit den verstaatlichten Unternehmen ging es immer weiter bergab. Unser Leben war von Unsicherheit gekennzeichnet und wurde zur hoffnungslosen Plackerei. Das Misstrauen wurde so gross, dass keiner dem anderen mehr trauen konnte. Der Feind war jetzt nicht mehr ausserhalb, sondern auch innerhalb der Partei. Nicht einmal die Genossen wagten noch den Mund aufzumachen. Unsere Welt begann zu zerfallen. 1951 verlor selbst Rudolf seinen Optimismus und ersetzte ihn durch einen harten Arbeitswillen, der an Selbstzerstörung grenzte.

Der Verlag, für den ich gearbeitet hatte, existierte nicht mehr.

Der alte Herr hatte verbittert, aber mit philosophischem Gleichmut beschlossen, sich zur Ruhe zu setzen. Ich hatte eine neue Stellung als künstlerischer Leiter in einem neugegründeten Verlag für wissenschaftliche Literatur gefunden. Hier lernte ich zum erstenmal ein sozialistisches Unternehmen kennen.

Die übrigen Redakteure waren alle noch jung und fast alle in der Partei, und ihr Eifer kannte keine Grenzen. Die meisten waren noch Studenten und verbrachten ihre Sonn- und Feiertage in den Arbeitsbrigaden: jeder Tag war bis auf die letzte Minute durchgeplant, um alles schaffen zu können. Leider hatte keiner von ihnen auch nur die geringste Ahnung, wie man einen Verlag führt, und trotz ihrer Begeisterung machten sie so vieles falsch, dass das Unternehmen innerhalb von zwei Jahren bankrott war und geschlossen wurde.

Im Laufe der Zusammenarbeit mit ihnen lernte ich zum erstenmal verstehen, was ein engagiertes Kollektiv ist, und anfänglich war ich beeindruckt von ihrem Pflichtbewusstsein, ihrem Idealismus und ihrem naiven Glauben an die Unfehlbarkeit und den fast heiligen Status der Partei. Es war mir unbegreiflich, wie diese jungen Menschen auf die Freuden des Privatlebens verzichten und sich so vollständig mit einer vorgegebenen Denkweise identifizieren konnten. Was auch geschah, meine jungen Kollegen hatten keinerlei Zweifel daran, dass das, was die Partei tat, gut und richtig war. Keiner von ihnen dachte auch nur im Traum daran, über die endlosen Versammlungen und Besprechungen zu klagen. Sie gehorchten den willkürlich getroffenen Direktiven der Genossen vom Zentralkomitee, die unsere Aktivitäten bis ins letzte überwachten, und erwähnten ihre Namen nur mit grösster Ehrfurcht. In diesem beispielhaften Kollektiv hörte ich zum erstenmal, wie den eher lebenslustigen Mitgliedern der Partei regelmässig Vorhaltungen gemacht wurden wie diese: «Schon wieder ein Rendezvous? Schämst du dich nicht, deine Zeit mit Rendezvous zu verschwenden, während in Korea Krieg ist?»

Nur zwei Personen im Hause fielen aus diesem Rahmen heraus. Der eine war der Chefredakteur Jin Stano, ein junger Mann von recht mässiger Intelligenz und minimalem Fleiss. Seine Direktiven beschränkten sich weitgehend darauf, dass er seine Lieblingsredakteure zu einem Gläschen Schnaps aus der grossen Flasche einlud, die er in seinem Schreibtisch aufbewahrte. Einige Monate nach meinem Arbeitsbeginn wurde er von seinen Pflichten entbunden und auf einen höheren Posten befördert. Nach 1968, unter russischer Ägide, war er eine der Stützen der Parteizeitung *Rude pravo*; die Artikel, die er dort veröffentlichte, legten den Schluss nahe, dass er seine intellektuellen Grenzen keineswegs überwunden, sondern nur gelernt hatte, sie besser zu nutzen.

Der zweite Aussenseiter in diesem Kollektiv war Pavel Kovály. Er schien sich weit mehr für Skilaufen und Kanusport zu interessieren als für das Parteileben. Schon nach kurzer Zeit wurde er mein Verbündeter und entwickelte ein bewunderungswürdiges Talent, uns von den Parteiversammlungen freizustellen. Oft begleitete er mich nach der Arbeit nach Hause und lernte so auch Rudolf kennen. Immer, wenn wir eine oder zwei Stunden freihatten, kam er vorbei, um sich mit uns zu unterhalten oder mit Rudolf eine Partie Schach zu spielen.

Damals wurde in Prag gerade ein Film gezeigt, über den Genosse Stano gerne und mit tiefer Anteilnahme sprach. Dieser Film war für ihn der Höhepunkt des sozialistischen Realismus und ein meisterhaftes Porträt sowjetischen Lebens. Er trug den Titel *Die Kosaken von der Kuban* und handelte von strammen jungen Frauen und schönen jungen Männern beim Heuwenden und bei der Weizenernte, das Ganze untermalt mit sozialistischen Arbeitsliedern, gesungen von einem vierstimmigen Chor. In diesem klassenlosen Paradies herrschte vollkommene Harmonie, und eine unserer Redakteurinnen bemerkte, ganz offensichtlich in einem Anfall vorübergehender geistiger Umnachtung, der Film sei ihr vorgekommen wie eine

zweitklassige Operette. Das gesamte Kollektiv war sprachlos angesichts dieser Äusserung. Die Redakteurin wurde aufgefordert, in der nächsten Versammlung Selbstkritik zu üben und mit der Hilfe aller Genossen ihre falschen Ansichten zu korrigieren. Auch auf den nächsten zehn Versammlungen musste sie immer wieder ihre Ansichten korrigieren, und wären nicht alle Beteiligten vor Anstrengung völlig erschöpft gewesen, dann hätte sie wahrscheinlich auch 1968 noch Busse tun müssen.

Mein Kollege Borivoj, der zweite künstlerische Mitarbeiter des Verlags, mit dem ich einen als Atelier bezeichneten kleinen Raum teilte, war ein aussergewöhnlich netter, freundlicher junger Mann, der unter anderem Mitglied der Volkslieder- und Volkstanzgruppe war. Er war schon mehrmals mit dem Ensemble auf Tournee gegangen und dabei auch in der Sowjetunion gewesen. Er sprühte immer vor Energie, die sich jedoch merkwürdigerweise kaum in tatsächliche Arbeit umsetzte, aber er war mir gegenüber immer äusserst hilfsbereit. Er sorgte dafür, dass wir alles Material hatten, das wir brauchten, er erledigte Botengänge, er war für das Schwarze Brett zuständig, er kümmerte sich um mein politisches Bewusstsein, und er unterhielt mich. Borivoj erzählte gerne von seinen Reisen nach Russland und beschrieb mir die Gastfreundlichkeit der Menschen, die er getroffen hatte, ihre Aufgeschlossenheit, die uralten Eisenbahnwagen, die so liebevoll gepflegt wurden, und die gottverlassenen Bahnhöfe in der Steppe, die von Beeten mit roten Blumen umgeben waren.

Wir kamen immer wunderbar miteinander aus, bis er eines Tages mit einer grossen Mappe unter dem Arm ins Atelier gestürzt kam und die farbige Reproduktion eines Ölgemäldes hervorzog, das in Kürze in ganz Prag zu sehen sein würde.

«Nun? Wie finden Sie das?» fragte er mich.

Auf dem Bild leuchteten grosse Wolken in grellem Rosa – man konnte nicht erkennen, ob es sich um Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang handelte. Vor diesem bombastischen Hintergrund war

ein violetter Traktor abgebildet, überragt von der idealisierten Gestalt des geliebten Vaters aller Proletarier, Josef Wissarionowitsch Stalin. Die Wirkung war überwältigend. Jede Einzelheit der Figur Stalins war so detailgetreu dargestellt, dass man unwillkürlich versucht war, beiseite zu treten, damit er aus dem Bild steigen konnte.

«Du liebe Güte», stöhnte ich. «Was für ein unglaublicher Kitsch!»

Ich konnte den Blick nicht von dem Bild wenden, und so dauerte es ein Weilchen, bis ich merkte, dass mein Kollege auf meine Bemerkung gar nicht reagiert hatte. Als ich ihn anschaute, sah ich, dass sein Gesicht die gleiche rosa Farbe angenommen hatte wie die Wolken auf dem Bild. Mühsam rang er nach Luft. Endlich hatte er sich wieder halbwegs in der Gewalt und begann aus Leibeskräften zu brüllen: «So denken Sie also über die herausragende Arbeit eines grossen sowjetischen Künstlers, eines Meisters des sozialistischen Realismus! Ist das Ihre Einstellung zur Sowjetunion? Ist es das, was Sie wollen – ein neuer Krieg?» Mit diesen Worten stürmte er in das Büro der Chefredakteurin.

Ich hörte, wie er schrie, er könne nicht länger mit einer Reaktionärin im gleichen Zimmer arbeiten und es müsse sofort etwas passieren.

Es hätte eine Menge passieren können. Die Stimmung war damals so, dass mangelnde Begeisterung, geschweige denn Kritik, nicht geduldet wurde. Dass nichts geschah, lag wahrscheinlich nicht zuletzt an Rudolfs Stellung und zum Teil auch an der Intelligenz unserer Chefredakteurin, die Stano abgelöst hatte und trotz ihrer zwanzigjährigen Zugehörigkeit zur Partei im Grunde eine sehr vernünftige Frau war.

Der Jahrestag des Siegreichen Februar wurde jedes Jahr mit einem grossen Galaempfang für mehrere hundert Gäste auf der Prager Burg gefeiert, und im Jahre 1950 wurden auch Rudolf und ich dazu eingeladen. Die Festsäle waren hell erleuchtet und mit allen histori-

schen Schätzen der Könige von Böhmen geschmückt. Die Erfrischungen waren exquisit, und eine Gruppe von Volksmusikern in Nationaltracht sorgte für die Unterhaltung. Die kleine und beleibte Ehefrau des Präsidenten, Marta Gottwald, watschelte in ihrem prächtigen, grellgrünen Kleid mit Schleppe durch die Reihen von unterwürfig gebeugten Rücken. Die geladenen Angehörigen der Intelligenz nutzten die Gelegenheit und belagerten das Buffet.

Ich stand mit einer Gruppe von Rudolfs Kollegen in einem der kleineren Salons, als Klement Gottwald höchstpersönlich hereingtorkelt kam, gestützt auf den Arm des Vorsitzenden der Nationalversammlung. Der Präsident der Republik war sturzbetrunken, und der Vorsitzende der Nationalversammlung konnte ihn nur mit Mühe aufrecht halten. Gottwald kam quer durch den Raum direkt auf mich zugetaumelt, blieb mit Mühe und auf wackligen Beinen stehen und lallte: «Wassis denn los? Sie trinken ja gar nicht. Warum trinken Sie denn nicht?»

Die umstehenden Herren winkten eilig nach einem Kellner, und als einer mit einem Tablett auf der Hand herbeieilte, nahm ich mir ein Glas Wein. Auch der Präsident nahm sich ein Glas. Wir tranken beide aus. Der Präsident schwenkte sein leeres Glas in der Luft, starrte einen Moment lang darauf, heftete dann seine blutunterlaufenen Augen auf mich und begann wieder die gleichen Worte zu lallen: «Wassis denn los? Sie trinken ja gar nicht. Warum trinken Sie nicht?» * Der Vorsitzende der Nationalversammlung gewann als erster seine Geistesgegenwart zurück. Er lachte, stiess ein paar unverbindliche Worte hervor und bemühte sich, den Präsidenten aus dem Saal zu bugsieren. Ich stand da mit dem Glas in der Hand und fühlte, wie mir unter den Falten meines Abendkleides die Knie zitterten. Dieses rotviolette Gesicht, diese stumpfen, betrunkenen Triefaugen, dieses heisere Lallen – das war unser Präsident! Ich sah Rudolf in einer ent-

fernten Ecke des Saals stehen und warf ihm einen flehenden Blick zu. Kurz darauf verliessen wir den Empfang.

Den Rest des Abends verbrachte ich auf dem Rand der Badewanne sitzend mit einem nassen Handtuch um den Kopf. Meine Ohren dröhnten immer noch vom rhythmischen Geschrei unserer kommunistischen Jugendorganisation: *Wir sind die Zukunft unseres Volkes! Wir sind Gottwalds Generation!* Und ich dachte an die grosse, lebenswürdige Erscheinung von Präsident Masaryk, wie er vor vielen Jahren, als wir noch unschuldig waren, durch die prachtvollen Räume der Burg geschritten war.

Dieses Erlebnis hatte auch Rudolf einen schweren Schock versetzt. Schon seit einiger Zeit wurde gemunkelt, dass Gottwald angefangen habe zu trinken, und zwar aus Verzweiflung darüber, dass die Sowjets ihr Versprechen gebrochen hatten, uns unser Land auf unsere Weise regieren zu lassen. Angeblich versuchte der Präsident, seine Schuldgefühle, das Land in diese Richtung geführt zu haben, im Alkohol zu ertränken. Im Februar 1948 war immer wieder die Rede davon gewesen, man müsse die Dinge endlich in die richtigen Hände legen. Jetzt aber, zwei Jahre später, sah es ganz so aus, als seien sie irgendwie in die falschen Hände geraten.

Die Atmosphäre, die Anfang 1951 in Prag herrschte, war beinahe so schlecht wie während des Krieges. Niemand wagte es, den Mund aufzumachen, und es verging kaum eine Woche ohne die Nachricht von neuen Verhaftungen. Die schlimmsten Tage waren Donnerstag und Freitag – ich glaube mich zu erinnern, dass das Zentralkomitee immer am Donnerstag tagte –, und immer, wenn es an diesen Abenden an der Tür klingelte, wurden alle blass. Wer nicht in die Partei eingetreten war, blieb eine Zeitlang verschont. Auf direkte Anweisung der sowjetischen Berater, die die Aufgabe hatten, die Reihen der Partei zu säubern, wurden jetzt vor allem Parteimitglieder verhaftet. Es gab eine Reihe von Selbstmorden, die zum Teil äusserst mysteriös, zum Teil jedoch überaus verständlich waren. Als man ei-

nem prominenten Beamten mitteilte, er habe Besuch von zwei Genossen in Zivil, die in seinem Wohnzimmer auf ihn warteten, hörte er sich gar nicht erst an, was sie zu sagen hatten. Er nahm seinen Revolver aus der Schublade, verliess das Haus durch den Hintereingang und erschoss sich. Später hiess es, die beiden Männer hätten ihn gar nicht verhaftet, sondern ihm lediglich ein paar Fragen stellen wollen. Oder vielleicht waren sie auch nur auf ein Glas Bier vorbeigekommen – wer konnte das wissen?

Ich wurde immer verzweifelter. Ich wollte, dass Rudolf seinen Posten aufgab, koste es ihn, was es wolle. Ich versuchte ihn davon zu überzeugen, dass er nichts mehr verhindern und nichts verbessern konnte, wenn er weitermache, dass er sich nur selbst vernichten würde. «Niemand, der auch nur noch ein Fünkchen Selbstachtung besitzt, kann das unterstützen, was hier geschieht», beschwor ich ihn. Aber Rudolf blieb weiterhin standhaft, obwohl seine Nervosität und Besorgnis deutlich zunahmen.

«Im Gegenteil», widersprach er beharrlich. «Wenn alle anständigen Leute jetzt aufgeben, wird alles noch viel schlimmer werden.»

Ich konnte und wollte nicht nachgeben. Immer wieder flehte ich ihn an und versuchte ihn zur Einsicht zu bringen. Wir stritten uns nie, aber es vergingen Monate, ohne dass wir auch nur ein einziges persönliches Wort sprachen oder eine einzige vertrauliche Bemerkung machten. Ich wusste, dass er durch mich noch mehr leiden musste, als er ohnehin schon litt, und ich machte mir Vorwürfe deswegen, aber ich konnte einfach nicht anders.

«Und wenn sie dich nun auch verhaften?»

«Das kann und wird nicht geschehen», sagte Rudolf immer. «Überleg doch mal. Natürlich glaube ich nicht daran, dass alle, die verhaftet wurden, wirklich ein Verbrechen begangen haben. Aber es ist doch wohl klar, dass sie irgendwelche schweren Fehler gemacht

haben. Man steckt doch niemanden ganz ohne Grund ins Gefängnis. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie leicht es ist, in dieser Atmosphäre einen Fehler zu machen oder etwas zu übersehen, was einem später als Absicht und als Sabotageakt ausgelegt werden kann. Ich bin sicher, wenn die Untersuchungen abgeschlossen sind und sich herausgestellt hat, dass sie nichts Böses getan haben, wird man sie wieder freilassen. Natürlich ist es unangenehm, aber das ist das Risiko, das wir auf uns genommen haben, als wir unsere Stellung antraten. Mach dir keine Sorgen. Bei mir ist alles in Ordnung. Ich bin so vorsichtig, dass mir bestimmt kein grosser Fehler unterlaufen kann.»

«Rudolf, ich flehe dich an...»

«Und ich flehe *dich* an! Du bist meine Frau. Du solltest ein bisschen mehr Vertrauen in mich haben!»

Gegen Ende des Frühjahrs 1951 erkrankte Rudolf plötzlich schwer. Der Arzt diagnostizierte eine völlige nervliche Erschöpfung und ordnete absolute Ruhe an. Mit der Hilfe dieses Arztes gelang es mir endlich, Rudolf zu überreden, die Entbindung von seinen Pflichten zu beantragen. Als er sich endlich dazu bereit erklärte, war ich so erleichtert, dass ich sogar Pläne machte, meinen eigenen Job aufzugeben und mein Universitätsstudium abzubrechen, damit wir aufs Land ziehen konnten. Aber meine Erleichterung war nur von kurzer Dauer. Rudolfs Rücktrittsgesuch wurde abgelehnt. Man gestattete ihm nur, sich ein paar Tage frei zu nehmen, und danach war alles wieder genauso wie vorher.

Eines Sonnabendnachmittags kam Pavel Eisler in unsere Wohnung gestürzt.

«Eda Goldstücker ist verschwunden», berichtete er. «Niemand weiss, wo er steckt. Habt ihr was von ihm gehört?»

Eduard Goldstücker war einer von Rudolfs und Pavels ältesten Freunden. Er war erst ein paar Tage vorher aus Israel zurückgekommen, wo er als tschechoslowakischer Botschafter tätig gewesen war. Die Beziehungen zwischen Israel und dem sowjetischen Block hat-

ten sich dramatisch verschlechtert, und wir wussten alle, dass Eda dadurch in eine zunehmend schwierige Lage geraten war. Wir hatten jedoch nichts von ihm gehört und wollten über sein Schicksal nicht spekulieren.

Ein paar Tage später erfuhren wir, dass auch er verhaftet worden war. Rudolf sagte kein Wort, aber ich hörte, wie er die folgenden Nächte in der Wohnung hin und her lief, während ich schlaflos im Bett lag und hilflos ins Dunkel starrte. Warum mussten einem die besten Absichten zum Verhängnis werden? Warum waren wir unfähig gewesen, die Konsequenzen abzusehen, die sich aus unseren Entscheidungen ergeben würden?

«Rudolf», fragte ich schüchtern. «Kommt es dir nicht auch merkwürdig vor, dass so viele von denen, die jetzt verhaftet werden, Juden sind?»

Rudolf, der sonst immer so gelassen war, explodierte. «Du lieber Gott! Sag bloss nicht, dass du glaubst, alle Kommunisten seien Antisemiten! Hast du denn immer noch nichts verstanden? Du solltest wirklich einmal alles seinlassen, was du sonst so machst, und dich zur Abwechslung endlich mal hinsetzen und ein paar Dinge lesen!»

Ich glaube, es war im November 1951, als der Generalsekretär der Partei, Rudolf Slánský, verhaftet wurde. Mein Mann hatte Slánský nie besonders gemocht. Er hielt ihn für einen extremen Dogmatiker, einen eitlen und gewissenlosen Mann mit einem krankhaften Streben nach Macht und Anerkennung. Er war Slánský immer möglichst aus dem Weg gegangen, und ich wusste, dass er weder beruflich noch persönlich Verbindung zu ihm hatte. Slánskýs Kontaktmann im Aussenhandelsministerium war Rudolfs Chef, der Minister persönlich, so dass mein Mann kaum je Gelegenheit hatte, dem mächtigen Generalsekretär von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen.

Als Slánský verhaftet wurde, hielten wir das für ein Zeichen, dass sich nun etwas ändern würde. Das erschien durchaus logisch, da wir

davon ausgingen, dass es der Generalsekretär gewesen war, der hinter der Schreckensherrschaft gestanden hatte. In Wirklichkeit jedoch geschah genau das Gegenteil. Die Geheimpolizei, die sich jetzt Staatssicherheit nannte, wütete danach noch schlimmer als zuvor.

Eines Sonnabends sass ich mit Rudolf bis spät in die Nacht im Erker unseres Wohnzimmers. Ich hatte den Eindruck, dass etwas von unserem früheren Verständnis füreinander, unserem früheren gegenseitigen Vertrauen wieder aufzuleben begann. Wir konnten uns wieder entspannter unterhalten und Worte finden, die für uns beide die gleiche Bedeutung hatten. Wie früher unsere Hoffnungen, so verbanden uns jetzt unsere Ängste, und ich wagte endlich wieder zu sagen, was mir auf der Seele lag, ohne befürchten zu müssen, ihn zu verletzen oder wütend zu machen.

«Ich kann einfach nicht glauben», meinte ich zu ihm, «dass etwas, was von Grund auf gut ist, sich in sein genaues Gegenteil verkehren kann, nur weil irgendjemand versagt oder Fehler macht. Wenn das System wirklich fair und gerecht wäre, dann müsste es möglich sein, eventuelle Fehler zu korrigieren und zu kompensieren. Wenn es aber nur unter der Bedingung funktionieren kann, dass die Führung aus lauter Genies besteht und alle Menschen hundertprozentig ehrlich und unfehlbar sind, dann ist es ein schlechtes System. Es mag vielleicht im Himmel funktionieren, aber hier auf Erden wäre so etwas eine verrückte und gefährliche Illusion. Denk doch bloss an alle diese Idealisten, die nichts anderes wollten, als sich für das Wohlergehen anderer einzusetzen. Die Hälfte von ihnen sitzt im Gefängnis, und die andere Hälfte fängt jedesmal an zu zittern, wenn es bei ihnen an der Tür läutet. Das Ganze ist ein riesiger Betrug – eine Falle für naive, vertrauensselige Narren.»

Rudolf stand auf und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dann stellte er sich mit dem Rücken zu mir ans Fenster, öffnete die Vorhänge und schaute eine Zeitlang nach draussen in die Dunkelheit.

«Heda», sagte er dann, «du weisst, wieviel mir meine Arbeit bedeutet. Ich habe alles, was gut ist in mir, dafür eingesetzt. Und nicht nur das. Ich dachte, mit diesem Posten hätte ich endlich eine Chance im Leben, etwas wirklich Gutes zu tun und unsere frühere Passivität wieder wettzumachen. Ich weiss, dass ich in den letzten beiden Jahren ein schlechter Ehemann und ein schlechter Vater gewesen bin. Ich habe dich über meiner Arbeit vernachlässigt. Ich habe selbst auf alles verzichtet, was ich liebe. Aber es gibt etwas, das ich nicht aufgeben kann, und das ist meine Überzeugung, dass meine Ideale grundsätzlich gut und richtig sind, auch wenn ich keine Erklärung dafür habe, warum sie gescheitert sind, wie es jetzt den Anschein hat. Ich glaube immer noch, dass diese Krise vorübergehen wird. Wenn du wirklich recht hast, wenn wirklich alles nur Betrug ist, dann bin ich mitschuldig an einem schrecklichen Verbrechen. Und wenn ich das glauben müsste, dann könnte ich nicht weiterleben... dann würde ich nicht mehr weiterleben wollen...»

Das war unser letztes Gespräch über dieses Thema. Das Jahr 1951 neigte sich seinem Ende zu.

Eines Abends in der ersten Woche des Jahres 1952 verliessen wir unsere Wohnung, um wieder einmal an einem offiziellen Empfang teilzunehmen. Inzwischen sind alle diese Veranstaltungen für mich längst zu einer einzigen verschmolzen, und ich erinnere mich nicht mehr, wo der Empfang stattfand. Als wir ins Auto stiegen, sagte ich zu Rudolf: «Siehst du den Mann da drüben an der Ecke? In den letzten Tagen habe ich ihn jedesmal dort stehen sehen, wenn ich aus dem Haus ging.»

Rudolf lachte.

«Wahrscheinlich hat er sich in eines der Mädchen verliebt, die in dem Laden drüben auf der anderen Strassenseite arbeiten. Was ist

bloss los mit dir? Ich glaube, du brauchst ein bisschen Ruhe. Du solltest dir Urlaub nehmen und mit dem Jungen in die Berge fahren.»

Ich erinnere mich, dass mir Genosse Minister Siroký, der Kabinettsvorsitzende, auf dem Empfang besondere Aufmerksamkeit schenkte. Er nahm meinen Arm, presste seine Handfläche gegen meine und promenierte lange Zeit mit mir durch den Saal – etwas, das er noch nie zuvor getan hatte. Genosse Morozov von der Sowjetischen Handelsmission zeigte sich ebenfalls ungewöhnlich herzlich. Wie üblich floss der Wodka in Strömen, und man trank auf das Wohl einer grossen Zahl von Leuten, die der Menschheit am meisten gedient hätten, wenn sie niemals geboren worden wären.

Am zehnten Januar ging ich nach der Arbeit bei der Bank vorbei, um etwas Bargeld abzuheben. Ich wollte Stoff für einen neuen Anzug für Rudolf kaufen. Als ich am Stoffladen ankam, war er voller Menschen, die sich um die Stoffballen stritten, und an der Kasse stand eine so lange Schlange, dass ich angewidert den Laden sofort wieder verliess. Die gleiche Szene spielte sich auch in den meisten anderen Läden Prags ab. Wieder einmal wirkte die Stadt wie ein Ameisenhaufen, den jemand mit einem Stock aufgewühlt hatte. Überall eilten die Menschen aufgeregt durch die Strassen und bildeten auf den Bürgersteigen lange Schlangen vor jedem Geschäft.

Ganz offensichtlich hatte sich wieder einmal das Gerücht über eine bevorstehende Abwertung der Währung verbreitet. Manchmal wurden diese Gerüchte vom Ministerium für Binnenhandel gezielt ausgestreut, wenn sich in den Lagern zuviel Mängelware angesammelt hatte, die niemand kaufen wollte. Ein kleiner Hinweis hier und da, man denke über eine Währungsreform nach, reichte dann schon aus, damit die Leute auf die Strasse gingen und alles kauften, dessen sie habhaft werden konnten, um der Gefahr zu entgehen, dass ihre Ersparnisse entweder ihren Wert einbüssten oder gänzlich verloren gingen.

Ich fuhr mit der Strassenbahn nach Hause, wo Frau Machová mit

meinem Sohn spielte. Ivan besuchte zu dieser Zeit bereits den Kindergarten. Er war in fast jeder Hinsicht das genaue Ebenbild seines Vaters. Er war ein stilles, ernstes Kind, intelligent und glücklich. Er schien gänzlich unbeeinflusst von der Stimmung bei uns zu Hause, die alles andere als fröhlich war.

Nach dem Essen, als wir Ivan zu Bett gebracht hatten, unterhielt ich mich mit Frau Machová über die Situation in den Läden, und wir waren richtig in Fahrt, als Rudolf nach Hause kam. Gemeinsam gingen wir auf ihn los. Das sei unerträglich, so viele Jahre nach dem Krieg! Das sei ja fast noch schlimmer als während der Okkupation! Wie lange sollte es denn noch so weitergehen?

«Es liegt daran, dass die Menschen es aufgegeben haben, von dieser Regierung etwas Gutes zu erwarten», meinte Frau Machová. «Unsere Regierung hat gar nicht die Absicht, für uns zu sorgen. Sie schikaniert uns nur. Jedesmal, wenn das Zentralkomitee zusammentritt oder eine Regierungssitzung stattfindet, zucken die Leute nur noch die Achseln und fragen sich, was für eine Gemeinheit wohl diesmal wieder ausgebrütet wird.»

Frau Machová gehörte zu jenen Menschen, für die die Partei die Revolution gemacht hatte. Sie war die Tochter eines armen Bauern und die Ehefrau eines Arbeiters und hatte selbst ihr Leben lang schwer gearbeitet. Sie hatte nur die Grundschule besucht, aber sie war vielleicht die weiseste und klügste Frau, die mir je begegnet ist. Auch Rudolf hatte uneingeschränkte Hochachtung vor ihr. Ihre Stimme, das wusste er, war die authentische Stimme der Arbeiterklasse, von der alle sprachen, der aber nie jemand wirklich zuhörte.

Erschöpft und traurig versuchte Rudolf uns zu besänftigen, aber an diesem Punkt waren selbst meine letzten Geduldsreserven verbraucht. Nachdem Frau Machová gegangen war, versuchte er, mich zur Versöhnung in den Arm zu nehmen und mir einen Gutenacht-kuss zu geben. Ich wandte den Kopf ab und stiess ihn zurück. Zum

erstmal in unserem gemeinsamen Leben gingen wir schlafen, ohne uns wieder versöhnt zu haben, ohne ein Wort zu sagen.

Auch am nächsten Morgen sprachen wir kein Wort miteinander, aber das war durchaus nicht ungewöhnlich. Ich musste um sieben anfangen zu arbeiten, und Rudolf stand erst eine Stunde später auf. Den ganzen Tag über fühlte ich mich niedergedrückt, weil ich am Abend zuvor so unfreundlich und unnachgiebig gewesen war, und ich nahm mir vor, die Situation wieder zu bereinigen. Die ständige Anspannung und Angst hatten mich so erschöpft und verändert, dass ich mich selbst kaum wiedererkannte. So kann es nicht weitergehen, sagte ich mir. Ich muss versuchen, die Dinge besser in den Griff zu bekommen, sonst kann man mit mir nicht zusammenleben. Ich muss aufhören, ständig Angst zu haben. Ich muss mir diese dauernden Vorahnungen aus dem Kopf schlagen. Ich habe schon Schlimmeres überlebt, ohne eine abstossende Zicke zu werden. Ich werde einfach meinen Stimmungen nicht mehr nachgeben.

An diesem Nachmittag machte ich mit meinem Sohn einen langen Spaziergang. Ich kaufte frische Blumen für die Wohnung – die Blumenläden waren die einzigen Geschäfte, vor denen keine Schlangen standen – und fing an diesem Abend an, mein neues Leben zu planen. Ich würde sofort damit beginnen, jeden Tag Gymnastik zu machen. Ich würde meine Freunde häufiger besuchen. Ich würde auf jeden Fall öfter ins Theater und ins Konzert gehen. Ich würde mehr Zeit mit meinem Sohn verbringen.

Ich rief Rudolf im Büro an und fragte ihn, wann er nach Hause kommen würde. Er sagte, er habe noch einen grossen Stapel Arbeit auf dem Schreibtisch, aber er würde versuchen, sich zu beeilen. Ich legte Dvořáks *Humoreske* und ein paar andere Schallplatten auf und nahm unser Exemplar von *Der brave Soldat Schwejk* aus dem Bücherregal. Heute würde ich mir einen angenehmen Abend machen, dachte ich.

Um zehn Uhr rief ich noch einmal Rudolf an.

«Ich bin immer noch nicht fertig», sagte er. «Wahrscheinlich wird es wieder bis tief in die Nacht dauern. Geh schlafen. Ich komme nach Hause, sobald ich kann.»

Ich ging ins Badezimmer, machte eine halbe Stunde lang konzentriert Gymnastik, legte mich eine weitere Viertelstunde in die Wanne und versuchte mir einzureden, ich sei entspannt und guter Dinge. Es kommt immer darauf an, mit welcher Einstellung man an eine Situation herangeht. Von jetzt an werde ich alle unsere Probleme nüchtern und objektiv betrachten.

Aber ich konnte nicht einschlafen. Kurz vor Mitternacht stand ich auf und nahm zwei Aspirin-tabletten. Um eins läutete es an der Tür.

Marenka, die junge Frau, die bei uns wohnte, seit ich wieder angefangen hatte zu arbeiten, und die sich um Ivan kümmerte und unseren Haushalt versorgte, kam in mein Schlafzimmer gestürzt und stammelte: «Da sind fünf Herren an der Tür, und sie haben die Aktentasche von Dr. Margolius!»

Die Welt kippte plötzlich, und ich hatte das Gefühl zu fallen, an Händen und Füßen gebunden – tiefer, immer tiefer, immer schneller in einen unendlichen Raum zu stürzen. Und dann war ich plötzlich hellwach. Das war es also. Ich habe gewusst, dass es kommen musste, und nun ist es da. Es ist wieder da.

Es war ein merkwürdiger Augenblick. Ich merkte, dass ich das Grauen und das Unglück wie einen alten Begleiter akzeptierte, der mich eine Zeitlang verlassen hatte und nun wieder bei mir war. Und dann überkam mich eine andere vertraute Empfindung – jene plötzliche innere Stärke, die wir in uns entdecken, wenn das Schlimmste geschehen ist, wenn wir wissen, dass es keinen Ausweg gibt und dass uns niemand helfen kann ausser wir uns selbst. Diese Kraft entspringt einer Quelle, die so tief in uns verborgen liegt, dass wir von ihrer Existenz gar nichts wissen, aber sie rettet uns immer dann, wenn das Leben uns die Reisszähne zeigt und uns attackiert.

Ich stieg aus dem Bett, schlüpfte in meine Hausschuhe und

kämmte mir die Haare. Das einzig Ungewöhnliche war nur, dass ich Rudolfs Morgenmantel anzog statt meines eigenen. Er reichte mir bis an die Knöchel und hüllte mich vollständig ein.

Ich ging ins Wohnzimmer, und ganz richtig, da standen fünf Herren, und einer hatte Rudolfs Aktentasche in der Hand. Sie begrüßten mich mit übertriebener Höflichkeit, erklärten mir, dass mein Mann verhaftet worden sei und dass sie den Auftrag hätten, eine Hausdurchsuchung durchzuführen. Ich sagte ihnen, sie könnten anfangen, und drehte mich um, um ins Schlafzimmer zurückzugehen, aber sie hielten mich auf und erklärten mir, wiederum sehr höflich, das Gesetz schreibe vor, ich müsse während der Hausdurchsuchung anwesend sein, um sicherzustellen, dass alles ordnungsgemäss verlaufen sei.

So setzte ich mich auf einen Stuhl, zündete mir eine Zigarette an und sah zu, wie die Genossen sich an die Arbeit machten. Ihre Durchsuchung war überaus gründlich. Sie gingen systematisch alle Zimmer durch, öffneten Schubladen und Schränke, untersuchten jedes einzelne der mehreren hundert Bücher, entfalteten und lasen jeden kleinen Zettel. Sie schauten unter die Teppiche und zwischen das Geschirr. Sie durchsuchten jedes Kleidungsstück in unseren Schränken und befühlten jeden Saum. Sie inspizierten unsere Schuhe und Toilettenartikel. Einige Gegenstände legten sie beiseite – ihr grösstes Interesse galt ausländischen Publikationen.

Ein paar Tage zuvor hatte uns jemand mehrere Päckchen albanische Zigaretten mitgebracht. In jedem Päckchen war ein kleiner Zettel mit einer Aufschrift in albanischer Sprache. Die Wörter endeten mit einem Ausrufezeichen, also war es wahrscheinlich ein Slogan wie «Lang lebe die Arbeiterklasse!» Aber meine Besucher sammelten die Zettel sorgfältig ein und legten sie mit auf den Haufen.

Der Mann, der offenbar die Aktion leitete, las meine gesamte persönliche Korrespondenz, machte ein paar lobende Bemerkungen über die literarische Qualität der Briefe und konfiszierte einen oder

zwei davon. Besondere Aufmerksamkeit widmete er meinem Tagebuch, das bereits einige Jahre alt war und in dem ich regelmässig Körpergrösse und Gewicht meines Sohnes notiert hatte. Er schien diese Zahlen für einen raffiniert ausgeklügelten Geheimcode zu halten; als er das Tagebuch auf den Haufen legte, warf er mir einen besonders vernichtenden Blick zu. Ich blieb in Rudolfs Morgenmantel gehüllt auf meinem Stuhl sitzen und versuchte mich zu beherrschen und nicht eine Zigarette nach der anderen zu rauchen.

Erst als sie ins Kinderzimmer wollten, erhob ich Einspruch. Was wäre, wenn der Junge aufwachte und sehen würde, wie fünf fremde Männer seine Spielsachen durchwühlten? Wer weiss denn, welche Folgen ein solcher Schock haben könnte? Ich gab ihnen mein Ehrenwort, dass nur Ivans Sachen in dem Zimmer waren. Sie bestanden darauf, dass sie die gesamte Wohnung durchsuchen müssten, und versprachen mir, so leise wie möglich zu sein. Dieses Versprechen hielten sie auch und durchsuchten das Zimmer so fachmännisch, dass Ivan nicht ein einziges Mal aufwachte.

Als nächstes kam Marenkas Zimmer an die Reihe. Sie war, nachdem sie mich geweckt hatte, wieder zu Bett gegangen. Jetzt öffnete einer der Männer die Tür zu ihrem Zimmer, und unter Protest stand sie wieder auf. Als er anfang, ihre Sachen zu durchwühlen, überschüttete sie ihn mit so bissigen Bemerkungen, dass er mit knallrotem Kopf aus ihrem Zimmer kam. Ich war Marenka später oft dankbar wegen ihres mutigen Verhaltens, aber natürlich konnte sie es sich leisten als Angehörige des Proletariats.

Das Zimmer, in dem mein Schreibtisch stand, hoben sie sich bis zuletzt auf. In diesem Schreibtisch bewahrten wir unsere wichtigsten Dokumente und Wertgegenstände auf. Darunter war auch eine besondere Mappe, in der ich meine gesamte Korrespondenz mit unseren jetzt im Ausland lebenden Freunden gesammelt hatte. Es war Rudolfs Wunsch gewesen, dass ich alle ihre Briefe sowie Durch-

schläge meiner Antworten gesondert aufbewahren sollte, damit ich, wenn es notwendig sein sollte, jederzeit beweisen konnte, dass sie keinerlei Material enthielten, das Anlass zur Beanstandung gegeben hätte.

Jetzt würde natürlich alles als anstössig und unrechtmässig betrachtet werden. Der einfachste Satz konnte als geheimer Code ausgelegt werden, und die blossе Tatsache, dass ich regelmässige Kontakte mit dem Westen unterhielt, würde mit Sicherheit als zusätzliches Belastungsmaterial gegen Rudolf benutzt werden. Niedergeschlagen wartete ich auf die Schadenfreude, mit der sie sich auf diese Beute stürzen würden. Der Mann, der das Fach öffnete, in dem die besagte Mappe lag, war der einzige, der mir gegenüber während der ganzen Aktion offene Feindseligkeit gezeigt hatte. Die vier anderen waren auffällig höflich gewesen, aber dieser fünfte Mann starrte mich immer wieder durchdringend an und machte so grobe, beleidigende Bemerkungen, dass der Leiter der Gruppe ihm schliesslich einen Verweis erteilte. Jeglicher Mut verliess mich, als dieses Frettchen die gefährliche Mappe in die Hand nahm. Ich wappnete mich. Er öffnete sie, ohne eine Miene zu verziehen, schloss sie sofort wieder und schob sie ganz nach hinten ins Fach zurück, hinter irgendwelchen Kleinkram. Ich traute meinen Augen nicht.

Inzwischen durchwühlte der leitende Genosse die Schublade, in der unser Bargeld und zwei Sparbücher lagen. Er erklärte, dass er alles beschlagnahmen müsste, nahm aber einen Schein heraus und legte ihn zurück in die Schublade. Es war eine Banknote über tausend Kronen, was damals etwa zwanzig Dollar entsprach. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass bei dem Bargeld, das er beschlagnahmte, auch mein letztes Monatsgehalt war und dass beide Sparbücher auf meinen Namen ausgestellt waren. Er antwortete höflich, dass er nur die Befehle ausführe; ich hätte das Recht, zu einem späteren Zeitpunkt die Rückgabe meines persönlichen Eigentums zu beantragen.

Er nahm sämtliche Dokumente von Rudolf, seine Kamera, seine

Autoschlüssel, seinen Garagenschlüssel und verschiedene andere Dinge an sich. Dann drehte er sich um und wollte meine Handtasche inspizieren, aber ehe er sie an sich nehmen konnte, schnappte sie der Grobian mit einer weiteren giftigen Bemerkung, ging zur Lampe und öffnete sie. Mir fielen die zehn Tausendkronenscheine ein, die ich von der Bank geholt hatte für Rudolfs Anzug. Das Geld lag immer noch in einem offenen Briefumschlag in der Handtasche. Der Mann beschäftigte sich eine ganze Weile mit meinen Sachen. Er untersuchte meine Puderdose und mein Portemonnaie, murmelte wieder ein paar unschöne Dinge, nahm meinen nagelneuen Taschenkalender heraus, in den ich noch nichts eingetragen hatte, und warf ihn auf den Haufen konfiszierter Gegenstände. Dann liess er die Handtasche wieder zuschnappen und stellte sie auf einen Tisch.

Inzwischen war es fast sechs Uhr morgens. Einer der Männer fertigte ein Protokoll an, das ich unterschreiben musste, dann verliessen sie endlich die Wohnung.

Eine Zeitlang ging ich von einem Zimmer ins andere und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Die arme Marenka sass weinend in der Küche vor einer grossen Kanne Kaffee. Ich glaube, sie mochte mich nicht besonders, während sie Rudolf abgöttisch liebte.

Ich muss mich zusammennehmen, dachte ich. Ich muss ganz ruhig und selbstsicher sein, damit für jeden deutlich wird, dass ich absolut sicher bin, dass Rudolf unschuldig ist. Ich darf nicht daran denken, wie er sich jetzt wohl fühlt oder was sie vielleicht mit ihm machen. Ich muss mich darauf konzentrieren, herauszufinden, auf welchem Wege ich ihm am besten helfen kann. Als erstes gehe ich ins Büro und erzähle ihnen, was geschehen ist. Dann werde ich jeden unserer Bekannten auf suchen, der auch nur ein bisschen Einfluss hat.

Erst da wurde mir bewusst, wie wenige einflussreiche Leute ich gut genug kannte, um sie um Hilfe bitten zu können. Ich beschloss, zuerst einmal Rudolfs Chef anzurufen, den Minister für Aussenhan-

del, Antonin Gregor. Schliesslich war Rudolf sein unmittelbarer Untergebener, sein Stellvertreter. Er konnte nichts unternehmen, wozu er nicht Gregors Einwilligung und Bevollmächtigung hatte. Gregor wurde automatisch über jede Massnahme, die Rudolf traf, informiert – er musste ihm einfach beistehen. Und der zweite Stellvertreter, Jonas, hatte uns immer wie gute Freunde, wenn nicht Verwandte behandelt. Bei jeder Begegnung hatte er mich umarmt. Die beiden würde ich also anrufen, sobald ihre Büros geöffnet waren. Ich warf Rudolfs Morgenmantel ab, kleidete mich an und zwang mich, eine Tasse von Mar enkas schwarzem Kaffee zu trinken. Bevor ich das Haus verliess, ging ich noch einmal ins Kinderzimmer, um nach Ivan zu sehen. Er schlief fest und lächelte leicht, mit geröteten Wangen. Noch hatte er nichts mitbekommen.

Mein damaliger Chefredakteur war Jura Zajonc, ein aufgeweckter, gutmütiger junger Mann, der aus einer alten Bergarbeiterfamilie stammte. Natürlich war er überzeugter Kommunist, aber ich hatte mir immer gedacht, dass er seinen eigenen Kopf hatte. Es fiel mir nicht gerade leicht, mit meinen Neuigkeiten zu ihm zu gehen, aber immerhin war ich erleichtert bei dem Gedanken, dass er es war, dem ich sie mitteilen musste.

Jura hörte sich schweigend an, was ich zu sagen hatte, dachte eine Weile nach und sagte dann: «Wir können nur hoffen, dass sich diese ganze Sache irgendwie auflösen wird. Ich kenne Ihren Mann nicht, aber ich kenne Sie. Im Augenblick sehe ich keinen Grund, warum Sie nicht hierbleiben und weiter Ihre Arbeit machen sollten.»

«Muss ich den anderen im Büro etwas sagen?»

«Ich würde erst einmal niemandem etwas sagen. Was ist, wenn Ihr Mann in ein paar Tagen wieder zurückkommt?»

Wenn ich an diesem Tag hätte lächeln können, dann wäre es in diesem Augenblick gewesen. Wenn Jura es für möglich hielt, dass Rudolf wieder nach Hause kommen könnte, warum sollte es dann nicht so sein? Vielleicht würden sie ja bald erkennen, dass sie einen

vollkommen Unschuldigen verhaftet hatten. Und Rudolf war sich so sicher gewesen, dass er nichts übersehen hatte, dass er keine Fehler gemacht hatte.

Ich ging in mein Atelier und wählte meine erste Telefonnummer.

«Könnte ich bitte mit Genosse Minister Gregor sprechen?» «Wer ist dort?»

«Frau Margolius.»

«Der Genosse Minister ist nicht in seinem Büro.»

Ich wählte die zweite Nummer.

«Könnte ich bitte Genosse Vizeminister Jonas sprechen?» «Wer ist dort?»

«Frau Margolius.»

«Der Genosse Vizeminister ist nicht im Büro.»

Vielleicht stimmte es ja. Vielleicht waren beide in einer Konferenz. Ich würde später am Vormittag noch einmal anrufen. Inzwischen wollte ich Vlastimil Borek auf suchen, den Vizeminister für Auswärtige Angelegenheiten. Er war ein entfernter Verwandter von Rudolf und mochte ihn sehr. Borek war ein älterer Mann, ein hoch geachtetes Parteimitglied aus der Zeit vor dem Krieg und ein ehemaliger Zeitungsmann, der alle wichtigen Leute kannte. Während der Prozesse, Monate später, sollte er sich allerdings sehr unloyal verhalten und gegen seine Kollegen im Ministerium aussagen. Kurz darauf starb er dann unter recht mysteriösen Umständen; selbst seine Ehefrau wusste nicht mit Sicherheit, ob er eines natürlichen Todes gestorben war oder nicht.

Ich rief Borek an und merkte an seinem Tonfall sofort, dass er noch nicht informiert war. Ich fragte ihn, ob ich ihn sofort sprechen könne, und überrascht sagte er: «Ja, komm doch rüber.»

Als ich ihm von Rudolfs Verhaftung erzählte, wurde Borek blass. Er versuchte sich zusammenzureissen, aber im ersten Augenblick konnte er nur immer wiederholen: «Also er auch... er auch...» Ich war nicht sicher, was er damit meinte. Wir unterhielten uns, und ich

flehte ihn an, seinen Einfluss geltend zu machen, um Rudolf zu helfen. Er versprach mir feierlich, alles zu tun, was in seiner Macht stand.

Ich eilte zurück in mein Büro. Ich darf ihnen keinen Anlass geben, mich zu entlassen, sagte ich mir. Ich muss jetzt noch mehr und besser arbeiten als je zuvor. Den ganzen Nachmittag blieb ich in meinem Atelier. Ich wusste, wie erschöpft ich aussah, und wollte allen Fragen aus dem Weg gehen. Stündlich unterbrach ich meine Arbeit, um das Ministerium anzurufen, aber keiner von Rudolfs Kollegen war zu sprechen, und ich musste mir schliesslich eingestehen, dass das kein blosser Zufall war. Keiner von ihnen wollte mit mir reden. Selbst wenn es mir irgendwie gelingen sollte, sie zu erreichen, würden sie nichts unternehmen. Jeder hatte schreckliche Angst und gab sich alle Mühe, auch nicht den geringsten Anflug von Sympathie für Rudolf zu zeigen. Keiner von ihnen würde für ihn auch nur den kleinen Finger rühren.

Nach der Arbeit ging ich in eine Telefonzelle und rief Pavel Eisler an. Er war der beste und zuverlässigste Freund, den ich hatte, und ausserdem ein Mann von umfassendem politischem Sachverstand. Von Beruf war er Wirtschaftswissenschaftler und hatte nach dem Krieg unter Gunnar Myrdal bei den Vereinten Nationen gearbeitet. Als er nach Prag zurückkehrte, war er aufgrund seiner Verbindungen zuerst sehr geschätzt, aber schon ein paar Jahre später wurden sie für ihn zu einer gefährlichen Belastung. Jetzt arbeitete er als Hilfsarbeiter in einer Fabrik, wo er fast nichts verdiente und jeden Moment mit seiner Verhaftung rechnete. Niemand konnte so recht verstehen, dass er so lange auf freiem Fuss blieb. Die einzig mögliche Erklärung bestand darin, dass seine Frau die Tochter von Lord Layton war, einem einflussreichen Engländer und persönlichen Freund Winston Churchills – zweifellos ein Mann, der eine Menge Ärger machen konnte, wenn sein Schwiegersohn verhaftet werden sollte.

Trotzdem wusste ich, dass Pavel sich in einer prekären Situation befand, und ich wollte sie nicht noch verschlimmern, indem ich die Aufmerksamkeit auf seine Freundschaft mit Rudolf lenkte. Als er den Hörer abnahm, gab ich mir Mühe, meine Stimme zu verstellen. «Pavel, mein Mann ist zu Eda gegangen», sagte ich in sanftem Ton. «Ich fühle mich einsam. Ich würde gerne mit dir sprechen, aber ich weiss nicht, ob du Zeit hast.»

Einen Augenblick lang blieb er vor Schreck stumm, aber dann rief Pavel: «Heda, sei nicht albern! Natürlich müssen wir uns unterhalten! Du kommst sofort zu mir!»

«Ich würde lieber heute Abend kommen.»

«Gut! Dann kommst du heute Abend.»

Ich ging nach Hause. Frau Machová, die einen unfehlbaren Instinkt hatte, immer dann bei uns aufzutauchen, wenn wir sie am meisten brauchten, sass in der Küche und unterhielt sich mit Marenka. Ich sah sofort, dass die beiden geweint hatten.

Erst jetzt erfuhr ich, dass man Rudolfs Verhaftung wie die Schlusszene in einem Spionage-Thriller inszeniert hatte. Die gesamte Strasse war von den Scheinwerfern der schwarzen Polizeiwagen erleuchtet, die an den strategischen Punkten geparkt und mit Angehörigen der Staatssicherheit besetzt waren. Als Rudolfs Wagen um die Ecke bog, hatte die Polizei sämtliche Fluchtwege abgeriegelt, und als er ausstieg, nahmen ihn mehrere Agenten in die Mitte, entwaffneten ihn, indem sie ihm die Aktentasche Wegnahmen, und erklärten ihn für verhaftet. Diese kühne Aktion der Geheimpolizei hatte sämtliche Bewohner der Strasse mit Ehrfurcht und Staunen erfüllt.

Mein Sohn war damit beschäftigt, im Wohnzimmer mit seiner Eisenbahn zu spielen. Ich setzte mich neben ihn auf den Fussboden und sah ihm zu. Dann erzählte ich ihm so beiläufig wie möglich, dass sein Vater wieder einmal auf eine seiner Dienstreisen gegangen war. Ivan kannte das schon. Er nickte nur kurz und kreischte laut, als sein Zug in eine scharfe Kurve ging. Er war völlig in seine eigene Welt vertieft.

Ich brachte ihn so früh wie möglich zu Bett und machte mich dann auf den Weg zu den Eislers. Als ich die Strassenbahnhaltestelle erreichte, fiel mir plötzlich ein, dass ich wahrscheinlich ebenfalls die Geheimpolizei auf den Fersen hatte. Ich sah mich auf der Verkehrsinsel um. Ein paar Menschen standen da, aber niemand schien mir besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Strassenbahn kam. Ich blieb stehen, während fast alle anderen einstiegen. Erst als der Wagen sich schon in Bewegung gesetzt hatte, sprang ich noch auf. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie ein junger Mann, der die ganze Zeit an eine Strassenlaterne gelehnt Zeitung gelesen hatte, am anderen Ende des Wagens aufsprang.

Aha! An der nächsten Haltestelle stieg ich wieder aus. Er tat das gleiche. Er verschwand in einer Telefonzelle. Ich bestieg eine andere Strassenbahn, fuhr aber nicht zur Wohnung der Eislers, sondern in die entgegengesetzte Richtung. Er blieb in der Telefonzelle. An der nächsten Haltestelle nahm ich eine dritte Strassenbahn, die wieder in die Gegenrichtung der zweiten fuhr, und stieg immer wieder um, bis ich mir sagte, dass ich, wenn ich meinen Verfolgern nicht entkommen war, ihnen doch immerhin etwas geboten hatte für ihr Geld. Aber eigentlich war das Ganze sowieso sinnlos, dachte ich, wenn die Staatssicherheit auch Pavels Haus beobachtete, was auch wirklich der Fall war, wie ich später herausfand. Sie führten eine genaue Liste über alle, die ihn besuchten, und weil die Eislers immer ein offenes Ohr hatten – helfen konnten sie nicht, das konnte niemand – und bereit waren, den vielen Frauen und Kindern von Verhafteten Ratschläge zu geben, hatten die Agenten Pavel den Spitznamen «Schutzheiliger der Witwen und Waisen» verliehen.

Ich sass bis tief in die Nacht bei ihnen und diskutierte darüber, was zu tun war. Pavel gab mir den Rat: Tu alles, was du kannst, aber erwarte nichts. Lass nichts unversucht. Suche jeden auf, der dir einfällt. Schreib Briefe. Ruf an. Lass es nicht zu, dass sie dich zum Schweigen bringen. Wenn sie nicht zurückrufen, ruf am nächsten

Tag wieder an. Wenn sie deine Briefe nicht beantworten, schreib noch einmal. Setz ihnen zu wie die Stimme eines schlechten Gewissens. Aber sieh dich vor, wenn du über die Strasse gehst, damit du nicht zufällig von einer ihrer blankgeputzten schwarzen Limousinen überfahren wirst.

Pavel half mir, einen Brief an Präsident Gottwald und an das Zentralkomitee aufzusetzen. Ich befürchtete, dass ich aufgrund meines mangelnden politischen Gespürs womöglich etwas schreiben könnte, was Rudolfs Lage noch verschlimmern würde, anstatt sie zu verbessern. Ausserdem waren wir uns einig, dass ich versuchen musste, einen Rechtsanwalt zu finden, der keine Angst hatte, Rudolfs Fall zu übernehmen.

Dann fragte Pavel mich: «Hast du die Männer auch alle im Auge behalten, als sie eure Wohnung durchsucht haben?»

«Ich glaube schon. Warum?»

«Es würde mich nicht wundern, wenn sie bei euch eine Wanze versteckt hätten.»

«Das kann ich mir nicht vorstellen», widersprach ich. «Dazu hatten sie keine Gelegenheit...» Und dann erinnerte ich mich plötzlich an eine Begebenheit, die sich zugetragen hatte, als Rudolf zum Stellvertretenden Minister ernannt worden war, die uns aber damals völlig unbedeutend erschien. Man hatte uns zusätzlich zu unserem normalen Telefon eine zweite Leitung, einen «heissen Draht» gelegt, der unsere Wohnung mit verschiedenen Büros verband. Als der nette ältere Mann, der den Anschluss gelegt hatte, unsere Wohnung verliess, hatte er gesagt: «Wissen Sie, nicht um alles in der Welt würde ich solch ein Telefon in meinem Haus haben wollen!»

Ich hatte nur gelacht, als er das sagte, und dann nicht weiter darüber nachgedacht. Jetzt dämmerte mir, dass der Mann uns wohl hatte warnen wollen, dass dieses zweite Telefon ein Abhörmikrofon enthielt. Und ausgerechnet diesen Apparat hatten wir in unserem Schlafzimmer, dem Raum, der von der übrigen Wohnung abge-

trennt war und in den ich mich gern mit Freunden zurückzog, wenn wir uns ungestört unterhalten wollten! Das Regime hatte uns von Anfang an bespitzelt, von dem Augenblick an, als Rudolf mit einer wichtigen politischen Aufgabe betraut worden war.

Als ich spät in der Nacht endlich ins Bett ging, gestattete ich mir zum erstenmal, an Rudolf zu denken – was er wohl jetzt fühlte und dachte, was sie womöglich mit ihm machten. Ich lag da, ohne mich zu rühren, und die Dunkelheit bohrte sich in mein Herz wie ein schwarzer Stachel. Immerhin konnte ich hoffen, dass die Menschen bei den Verhören nicht mehr gefoltert wurden wie bei den Nazis und dass sie mit einem Minimum an Anstand behandelt würden. Aber selbst wenn dem so wäre, wie schrecklich musste sich Rudolf fühlen! Immer wieder hörte ich ihn sagen: «Ich könnte nicht weiterleben... ich würde nicht mehr weiterleben wollen.» Nein. Er musste durchhalten, er durfte nicht aufgeben. Vielleicht würden sie ihn nur verhören und ihn dann wieder freilassen. Schliesslich ist so etwas durchaus schon vorgekommen. Ich hörte, wie der Fahrstuhl unten in der Halle plötzlich losfuhr, und mein Herz machte einen Sprung. Jetzt kommt er! Gleich würde der Fahrstuhl auf unserer Etage anhalten. Ich würde hören, wie er den Schlüssel im Schloss drehte, und dann würde die Tür aufgehen... Aber der Fahrstuhl fuhr weiter nach oben, ohne anzuhalten.

Am Nachmittag darauf sass ich im Büro des Vorsitzenden des Wirtschaftsausschusses der Partei, Ludvik Frejka. Ich kannte ihn nur oberflächlich, aber er hatte auf mich immer den Eindruck eines freundlichen Menschen gemacht und erinnerte mich ein wenig an einen meiner Onkel. In der Tat empfing er mich jetzt, wie es ein älterer Verwandter vielleicht getan hätte. Gebeugt und niedergeschlagen sass er hinter seinem mächtigen Schreibtisch. Er hatte bereits von Rudolfs Verhaftung gehört, und ich hatte das Gefühl, dass er sehr viel mehr wusste als ich – und nichts Gutes. Er seufzte und sagte: «Mein liebes Mädchen, Sie haben keine Ahnung, wie sehr ich

Rudolf schätze und wie gerne ich Ihnen beiden helfen würde. Vor einem Jahr hätte ich vielleicht noch etwas tun können. Damals war ich noch ein verdienter Kommunist. Heute sieht man in mir nur einen schmutzigen Juden. Es steht nicht in meiner Macht, Ihnen zu helfen. Ich kann nicht einmal mir selbst helfen.»

Ein paar Wochen später wurde auch er verhaftet.

Die gleiche Geschichte spielte sich mit Pavel Kavan ab, einem Freund Rudolfs im Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten. Er wurde, kurz nachdem ich ihn aufgesucht hatte, entlassen und ein paar Monate später verhaftet.

Der einzige Regierungsbeamte, der sonst noch bereit war, mich zu empfangen, war Bohumil Sucharda, damals Vizeminister der Finanzen. Ich wusste, dass er nichts für Rudolf tun konnte, aber ich war ihm dankbar dafür, dass er den Mut hatte, mich in seinem Büro zu empfangen, und mit Zuversicht und Vertrauen von Rudolf sprach.

Andere Türen blieben mir fest verschlossen. Von all den hochrangigen Genossen, die Kollegen meines Mannes waren, war Ota Klicka, unser Botschafter in Finnland, der Einzige, der mich besuchte. Eines Tages stand er plötzlich unangemeldet vor der Tür und sagte: «Ich kenne Rudolf, seit wir zusammen zur Schule gegangen sind, und ich werde nie glauben, dass er etwas Unrechtes getan hat. Ich würde mein Leben darauf wetten. Das Ganze ist völliger Unsinn!»

Inzwischen war ich beinahe zu einer Art Aussätzigen geworden, die von allen, denen ihr Leben lieb war, gemieden wurde. Schon eine flüchtige Begegnung mit mir konnte Verdacht erregen und katastrophale Folgen zeitigen. Ich verstand das sehr wohl und konnte die Isolation leichter ertragen als die meisten anderen Menschen in einer solchen Situation. Der Krieg hatte mich abgehärtet, und abgesehen davon fühlte ich mich nicht dazu berechtigt, andere Menschen in Gefahr zu bringen. Warum sollte jemand seinen Arbeitsplatz oder die Sicherheit seiner Familie oder vielleicht sogar seine Freiheit aufs

Spiel setzen, nur um mit mir zu sprechen? Es ist ganz natürlich, dass man immer zuerst an die denkt, für die man verantwortlich ist. Wenn jeder ein Held wäre, welchen Wert hätten dann Mut und Tapferkeit? So reagierte ich in den meisten Fällen ohne Bitterkeit, wenn ich sah, dass jemand plötzlich die Strassenseite wechselte, wenn er mich kommen sah, oder, wenn er mich zu spät erkannt hatte, den Blick ab wandte. Den wenigen, die darauf bestanden, ihre Bekanntschaft mit mir aufrechtzuerhalten, sagte ich selbst: «Gehen Sie weiter, bleiben Sie nicht stehen. Sprechen Sie nicht mit mir. Es ist sinnlos.»

Mehrere gute Freunde, alles Menschen, die ich seit Jahren kannte, standen zu mir. Sie glaubten an Rudolf, und sie kamen gar nicht auf den Gedanken, ihn zu verdammen, obwohl keiner von ihnen in der Partei war und keiner je seine politischen Vorstellungen geteilt hatte. Fast alle hatten sie bereits ihren Arbeitsplatz verloren und schlugen sich von einem Tag zum anderen durch. Bis jetzt liessen es die anderen Eltern in unserem Haus immer noch zu, dass Ivan mit ihren Kindern spielte, so dass er zumindest nicht unter Einsamkeit litt. Die Staatssicherheit behielt jeden im Auge, mit dem ich mich traf, was zur Folge hatte, dass einige dieser Menschen – zum Beispiel die Familie des Verlegers, für den ich vor dem Putsch gearbeitet hatte – erbarmungslos verhört wurden. Es gehörte gewaltiger Mut dazu, sich nicht von mir abzuwenden.

Ein paar Monate nach Rudolfs Verhaftung kam ich eines Nachmittags auf dem Heimweg von der Arbeit an dem Haus vorbei, in dem Dr. Padovcovä lebte. Sie war Kinderärztin, hatte sich seit seiner Geburt um meinen Jungen gekümmert und war eine gute Freundin geworden. Sie war bekannt dafür, dass sie Leuten half, die aus unterschiedlichen Gründen zu Ausgestossenen geworden waren. An jenem Tag überwältigte mich die Einsamkeit so sehr, dass ich beschloss, sie für ein paar Minuten zu besuchen, obwohl ich noch nie zuvor eine solche Unvorsichtigkeit begangen hatte. Ich fuhr mit dem

Fahrstuhl bis zu ihrem Stockwerk und klingelte an ihrer Tür. Meine Freundin öffnete mir, ihr Gesicht war totenbleich. «Nein, wir haben den Schlüssel zur Waschküche nicht», sagte sie mit lauter Stimme. «Fragen Sie doch mal die Leute nebenan!»

«Schon gut, schon gut», rief ich im rüdesten Ton, der mir möglich war. Dann drehte ich mich um und rannte die Treppen hinunter.

Später erfuhr ich, dass die Staatssicherheit nur ein paar Minuten vor mir in ihre Wohnung gekommen war und meine Freundin sowie Magda Husäkova überrascht hatte, die Ehefrau von Gustav Husak, der nach dem Einmarsch der Russen im Jahre 1968 zum Präsidenten der Republik ernannt wurde. Damals jedoch sass auch er im Gefängnis. Wenn die Geheimpolizei auch mich dort angetroffen hätte, dann wäre sie mit Sicherheit davon ausgegangen, dass wir eine staatsfeindliche Verschwörung planten, und hätte uns alle drei festgenommen. Jetzt stellten sie nur die gesamte Wohnung auf den Kopf und gingen dann wieder. So sah der Alltag in der Tschechoslowakei im Jahre 1952 aus.

Als Pavel Kavan verhaftet wurde, schloss ich Freundschaft mit seiner Frau Rosemary, einer Engländerin, deren Kinder beide etwa im gleichen Alter waren wie mein Sohn. Wir verbündeten uns miteinander und halfen uns in den nächsten Jahren immer wieder gegenseitig, wobei wir oft unseren letzten Zehnkronenschein oder ein paar Lebensmittel für die Kinder teilten. Rosemary starb vor wenigen Jahren, aber ich sehe immer noch ihr konzentriertes Gesicht vor mir, wenn sie versuchte, ein hartgekochtes Ei in drei gleiche Teile zu zerschneiden, für jedes Kind einen. Das einzig Positive an unserem Leben zu jener Zeit bestand darin, dass sich immer wieder solche aussergewöhnlichen menschlichen Beziehungen oder Freundschaften entwickelten, wie es sie unter freien, sorglosen Menschen nur selten gibt.

Wenige Tage nach Rudolfs Verhaftung fand ich einen Rechtsanwalt, dem ausgezeichnete Beziehungen zu den höchsten Kreisen

nachgesagt wurden und der auch politische Fälle übernahm. Dr. Bartos empfing mich überaus förmlich und begrüßte mich nicht als «Genossin», sondern entsprechend der traditionellen bürgerlichen Gepflogenheit mit «Meine liebe Frau Margolius». Er versprach, Rudolfs Verteidigung zu übernehmen.

Wir wussten natürlich beide, dass die damalige Rechtspraxis es einem Verteidiger effektiv unmöglich machte, etwas für seinen Klienten zu tun. Die Anwesenheit eines Anwalts während des Prozesses war eine reine Formalität, da der Angeklagte ohnehin bereits für schuldig befunden war, ehe er den Gerichtssaal auch nur betreten hatte. Dennoch wollte ich, dass Rudolf juristischen Beistand hatte, auch wenn dieser nicht viel nützen sollte.

Ich sagte Dr. Bartos, dass ich im Augenblick völlig mittellos sei, dass die Staatssicherheit jedoch unsere Sparkonten beschlagnahmt hatte, auf denen sich eine Summe Geldes befand, die ich von meiner Mutter geerbt hatte. Wenn es ihm gelingen sollte, die Freigabe dieser Konten zu erreichen, sei ich in der Lage, ihm sein Honorar zu bezahlen.

Etwa zwei Wochen nach seiner Verhaftung bekam ich einen ersten kurzen Brief von Rudolf. Ich las ihn immer wieder, aber es stand nichts anderes darin, als dass es ihm gutging und ich mir keine Sorgen machen sollte.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich meinen anfänglichen Schock noch nicht überwunden. Ich versuchte, nicht nachzudenken, nicht zu verzweifeln, und bemühte mich, meine Pflichten im Haus wie auch bei der Arbeit wie eine Maschine zu erfüllen. Jeden Morgen ins Büro. Am Nachmittag nutzlose Versuche, mit einflussreichen Beamten zu sprechen. Am Abend versuchte ich nachzudenken, dann schrieb ich zahllose Briefe, in denen ich schwor, dass mein Mann unschuldig war und dass ich ebenso wie seine Freunde zu seinen Gunsten aussagen wollte. Ich debattierte, ich flehte, ich drohte fast. In den Nächten, die für mich noch schlimmer waren als die Tage, lag ich stun-

denlang hellwach im Bett und sprach immer wieder in die teilnahmslose Dunkelheit hinein: «Rudolf, halte durch. Bitte halte durch. Bleib standhaft.»

Im Verlag wurde die Situation für mich zunehmend unangenehmer. Niemand sprach ein überflüssiges Wort mit mir. Jedesmal, wenn ich einen Raum betrat, brach man die Unterhaltung ab und setzte ein ausdrucksloses Gesicht auf. Die Peinlichkeiten waren jedoch nicht von langer Dauer. Etwa einen Monat nach Rudolfs Verhaftung bestellte mich mein Chefredakteur in sein Büro und teilte mir schonend mit, er habe Anweisung «von oben», mich zu entlassen.

Natürlich hatte ich schon eine ganze Weile damit gerechnet, meinen Job zu verlieren, aber ich konnte mir nicht auch noch darüber Gedanken machen, bevor es wirklich passierte. Mir war klar, wenn ich nicht den Verstand verlieren wollte, musste ich versuchen, die Probleme eines nach dem anderen anzugehen, so wie sie sich stellten; ich musste mich zwingen, nicht weiter als einen Tag vorauszudenken. Jetzt war also der Zeitpunkt gekommen, wo es keinen Zweck mehr hatte, sich etwas vorzumachen.

Der Verlust meines Arbeitsplatzes bedeutete nicht nur, dass ich nicht mehr in der Lage war, für mich und mein Kind zu sorgen. Gleichzeitig hatte die Polizei damit endlich einen Vorwand, mich als «Parasiten» zu verhaften, als eine Person, die sich weigerte, zum Aufbau der sozialistischen Gesellschaft beizutragen. In der Tschechoslowakei wie in allen übrigen kommunistischen Ländern war es damals nicht nur unangenehm, arbeitslos zu sein, es war schlicht illegal. Aber wer sollte eine Ausgestossene wie mich einstellen in einem Land, in dem alle für die Regierung arbeiteten?

Ich machte ein paar grauenhafte Tage durch, ehe endlich Hilfe kam, wieder einmal von Freunden. Otto und Milena war es gelungen, den Leiter einer Maschinenwerkstatt zu überreden, mir Arbeit zu geben. In dieser Werkstatt arbeiteten bereits mehrere Leute mit

zweifelhaftem politischem Ruf. Der Lohn war verschwindend gering und reichte nicht einmal aus, um die Miete zu bezahlen. Aber wenigstens war ich nicht mehr ohne Arbeit.

An diesem Abend setzte ich mich mit Mafenka zusammen. Ich sagte ihr, dass ich ihr keinen Lohn mehr zahlen könne, und bot ihr an, trotzdem weiterhin in der Wohnung wohnen zu bleiben; ich würde versuchen, genug zum Leben für uns drei zu beschaffen. Als Gegenleistung bat ich sie, mir zu helfen, indem sie auf Ivan aufpasste. In meiner neuen Stellung musste ich Wechselschicht arbeiten, was bedeutete, dass ich in der einen Woche von sechs Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags ausser Haus war, in der folgenden Woche dann von zwei Uhr nachmittags bis abends um zehn. Ich bat Mafenka, meinen Sohn in den Kindergarten zu bringen, wenn ich Frühschicht hatte, und ihn von dort abzuholen, ihm Abendbrot zu machen und ihn ins Bett zu bringen, wenn ich mit der Spätschicht dran war.

Marenka war einverstanden. Ein paar Tage später fand sie Arbeit in einer Bäckerei, wo es ihr sehr gut gefiel, und wenn die Situation für uns besonders schwierig war, brachte sie Ivan ein Brötchen oder ein paar Kekse mit. Es gelang ihr, ihre Arbeitszeit so mit meiner abzustimmen, dass Ivan nie ohne Aufsicht war.

Die nächsten Monate waren wie ein wild rasendes Karussell. Ich habe eine angeborene Ungeschicklichkeit, was den Umgang mit jeder Art von technischen Dingen betrifft. Ich hatte immer das Gefühl, eine Maschine konnte schon bei Weitem spüren, dass ich Angst vor ihr hatte und nicht das geringste von ihr verstand; aus reinem Selbsterhaltungstrieb gab sie dann sofort ihren Geist auf. An meinem neuen Arbeitsplatz nahm mein Verhältnis zu Maschinen die Dimensionen eines Urkonflikts an. Ich bemühte mich verzweifelt, wenigstens ein durchschnittliches Leistungssoll zu erreichen, aber es gelang mir nicht, und keine andere Maschine hatte so viele Ausfälle wie meine. An der Wand der Werkstatt hing eine Tabelle mit einer

Produktivitätsskala, auf der alle Arbeiter nach ihrer jeweiligen Leistung eingestuft wurden. Ich rangierte immer auf der zweiten Position von unten. Die unterste Stufe wurde regelmässig von einer pummeligen Blondin eingenommen, die in ihrer geistigen Entwicklung offensichtlich zurückgeblieben war. Häufig blieb ich noch in der Werkstatt, wenn alle anderen längst gegangen waren, um das nachzuholen, was ich während der regulären Arbeitszeit nicht geschafft hatte. Meine Produktionsergebnisse wurden trotzdem nicht besser. Ausserdem verursachte mir der ohrenbetäubende Lärm der Maschinen zusammen mit der ständigen Anspannung unerträgliche Kopfschmerzen, so dass ich noch Stunden nach der Arbeit das Gefühl hatte, mir platze der Schädel.

Noch schlimmere Kopfschmerzen verursachte mir meine finanzielle Situation. Ich musste drei Personen ernähren, eine unverschämt hohe Miete zahlen und, was das wichtigste war, Rudolf jeden Monat ein wenig Geld schicken, nicht nur damit er seine Verpflegung etwas aufbessern und sich Zigaretten und andere Dinge kaufen konnte, sondern um ihm zu zeigen, dass es uns gutging und dass er sich keine Sorgen zu machen brauchte. Ich musste irgendeinen Weg finden, weniger Miete zu zahlen, und so machte ich mich auf die Suche, bis ich eine billige, kleine Wohnung fand, deren Bewohner gerne mit mir tauschen wollten. Ich bereitete schon meinen Umzug vor, als man mir offiziell mitteilte, ich könne meine Wohnung nicht ohne schriftliche Genehmigung des Aussenhandelsministeriums aufgeben. Ich stellte einen entsprechenden Antrag und wurde daraufhin vom Ministerium informiert, die Wohnung gehöre nicht Rudolf oder mir, sondern dem Ministerium, und ich könne nicht ausziehen, bevor die Angelegenheit meines Mannes nicht «geklärt» sei.

Ich schrieb empört zurück, dass ich nicht verstehe, wie eine Wohnung, die ich selbst gefunden und für die ich selbst die Miete bezahlt hatte, nun plötzlich dem Ministerium gehören konnte, und

bat erneut um die Genehmigung, ausziehen zu dürfen. Der Briefwechsel zog sich über ein Jahr hin, ohne dass es zu einer Entscheidung kam. Unsere Wohnung war überaus begehrt und lag in einem guten Viertel; die Wohnungsnot war ohnehin kritisch. Die Genossen im Ministerium waren deshalb entschlossen, sie nicht aus den Händen zu lassen. Wenn ich auszog, dann hätten sie keine Kontrolle mehr darüber, was mit der Wohnung geschah. Wenn sie es aber schafften, mich dort zu halten, bis mein Mann verurteilt wurde, dann konnten sie mich auf die Strasse setzen, und die Wohnung wäre ihre.

Es gab keine andere Alternative, als mich nach einer zusätzlichen Verdienstquelle umzusehen.

Anfangs hatte ich Glück, und es gelang mir, genügend Arbeit zu finden, um mich über Wasser zu halten. Unter falschem Namen zeichnete ich Illustrationen für Kinderzeitschriften und machte Kopien von technischen Zeichnungen. Ich übernahm jeden Auftrag, den ich finden konnte. Ich arbeitete meine achtstündige Schicht in der Werkstatt und anschliessend noch mindestens weitere sechs Stunden zu Hause. Häufig ging ich zu Fuss zur Arbeit und wieder nach Hause, um das Geld für die Strassenbahn zu sparen. Nachts schrieb ich beharrlich meine Eingaben an die Ministerien, an das Zentralkomitee, an den Staatspräsidenten, an das Büro des Ministerpräsidenten und an jede einflussreiche Persönlichkeit, die mir einfiel.

Ich bekam nie eine Antwort, mit Ausnahme eines Schreibens vom Büro des Staatspräsidenten, in dem man mir kurz und bündig mitteilte, dass der Fall meines Mannes «untersucht» werden würde.

Oft schlief ich in der Nacht nur drei oder vier Stunden, aber ich machte es mir zur eisernen Regel, niemals am Sonntagnachmittag zu arbeiten und immer genügend Geld auf die Seite zu legen, damit Ivan und ich mit der Strassenbahn an den Stadtrand von Prag hinausfahren und im Wald spazierengehen konnten. Im Frühling spielten wir im Gras und liessen in dem Bach, der durch das bewaldete

Tal hinter der Endstation der Strassenbahn floss, kleine Boote schwimmen.

Nacht für Nacht hatte ich denselben Traum. Ich sass irgendwo an einem öffentlichen Ort – in einem Restaurant oder Café oder in einem Konzertsaal. Plötzlich öffnete sich eine Tür und Rudolf kam herein, blieb aber sofort stehen. Ich sass wie festgenagelt auf meinem Stuhl und konnte mich nicht bewegen. Er stand da und sah mich an, ohne auch nur einen Schritt näher zu kommen.

Einmal im Monat erhielt ich einen Brief von Rudolf, und einmal im Monat durfte ich ihm eine Antwort schicken. Diese Briefe mussten natürlich rein persönlicher Natur sein. Nicht ein einziges Wort darüber, wo er war oder wie er behandelt wurde. Wir wussten beide, dass schon die geringste unvorsichtige Bemerkung dazu führen konnte, dass der Brief nicht ankam. Aus dem, was Rudolf mir schrieb, konnte ich entnehmen, dass er beschlossen hatte, sich ganz auf die Vergangenheit zu konzentrieren. Er schrieb immer wieder ausführlich über seinen Sohn, und ich spürte, wie sehr er es bedauerte, nicht mehr Zeit mit ihm verbracht zu haben. Seine Briefe riefen mir Hunderte von Situationen ins Gedächtnis zurück, die ich längst vergessen hatte.

«Erinnerst Du Dich noch», schrieb er, «wie wir uns zum erstenmal begegnet sind?»

Es war ein wunderschöner Frühlingstag gewesen. Ich war damals gerade zwölf Jahre alt und lief über die Strasse, um mir einen Beutel Murmeln zu kaufen. Auf der Strasse kam mir ein junger Mann mit Brille entgegen. Er schaute mich lange und aufmerksam an und lächelte dann.

Es erschien mir merkwürdig, dass ein erwachsener Mann mir soviel Aufmerksamkeit schenken sollte, und während ich weiterlief, schaute ich mich nach ihm um. Er stand immer noch auf der Strasse und sah mir nach.

An jenem Abend ging Rudolf mit einer Gruppe von Freunden aus.

Unter ihnen befand sich auch meine ältere Cousine, die damals sehr von ihm beeindruckt war. Beim Tanzen sagte Rudolf zu ihr: «Ich habe heute ein kleines Mädchen kennengelernt, auf das ich warten werde. Wenn sie gross ist, werde ich sie heiraten.»

Einige Zeit danach begegneten wir uns wieder: bei einer Teegesellschaft, die wiederum von jener Cousine gegeben wurde. Kaum war ich hereingekommen, als Rudolf sich zu mir gesellte, und von diesem Augenblick an war er mein grosser Freund. Er half mir, wenn ich mit meinen Hausaufgaben nicht zurechtkam, und legte bei meinen Eltern ein gutes Wort für mich ein, wenn ich mich schlecht benommen hatte. Er nahm mich mit zu Vorträgen und ins Theater und wartete geduldig, bis ich endlich erwachsen wurde. Unser Verhältnis zueinander hatte die Kraft einer Liebe, die auf dem Boden von Vertrauen und innigem Verständnis wächst. Trotz allem, was uns trennte, wussten wir immer, dass wir zueinander gehörten und dass nichts etwas daran ändern konnte.

Es war mir ein grosser Trost, dass Rudolf so glückliche Erinnerungen an unsere schwierige Vergangenheit hatte und dass diese Erinnerungen ihm die Kraft gaben, weiterzuleben. Ein paarmal sprach er von jener kühlen, klaren Quelle im Wald, zu der wir so oft hinausgegangen waren und wo wir ganz still abwarteten, bis die jungen Rehe zum Trinken kamen. Jahre später kehrte ich noch einmal in das Dorf zurück und suchte nach unserer Quelle, aber sie war verschwunden. Alles, was ich fand, war eine mit trockenem Laub angefüllte kleine Senke zwischen den Baumwurzeln.

In den Briefen, die ich Rudolf schrieb, schilderte ich unser Alltagsleben so lebendig wie möglich. Jeden Abend machte ich mir Notizen über das, was ich an diesem Tag erlebt hatte, um nichts Interessantes zu vergessen, und ich gab mir alle Mühe, ihm den Eindruck zu vermitteln, es ginge uns gut. In jedem Brief erwähnte ich eine Situation,

meistens aus unseren Kriegserfahrungen, die uns Willensstärke, Selbstvertrauen und Mut abverlangt hatte. Ich glaube, er verstand, was ich ihm damit sagen wollte – dass diese Eigenschaften ihm heute genauso helfen würden wie damals und dass ich auch heute, genau wie damals, immer zu ihm stehen würde.

Beide logen wir in unseren Briefen. Wir logen mit all dem, was wir nicht aussprachen. Aber in dem, was wir uns sagen konnten, teilten wir einander die einzige Wahrheit mit, auf die es wirklich ankommt.

Ich schickte diese Briefe nie mit der Post, sondern lieferte sie jedesmal persönlich bei einer besonderen Abteilung im Polizeihauptquartier und Sitz der Staatssicherheit in der Bartolomejská, der Bartholomäusstrasse, ab. Bis heute weiss ich nicht, was ich mir von diesen Besuchen erhoffte, die alles andere als angenehm waren, aber in der damaligen Situation sagte ich mir, dass ich auf diese Weise zumindest Gelegenheit hatte, Zugang zu den äusseren Schichten des Machtapparats zu erhalten. Vielleicht würde es mir gelingen, etwas in Erfahrung zu bringen. Vielleicht würde ich jemanden finden, der in der Lage und willens war, Rudolf die Tortur, die er durchmachte, ein wenig zu erleichtern. Jedesmal, wenn ich einen Brief im Hauptquartier abgeben wollte, musste ich durch mehrere Kontrollen, an denen mich Uniformierte eingehend befragten. Meist waren es Frauen, die sich nur selten die Gelegenheit entgehen liessen, mich zu erniedrigen und zu beleidigen. Wenn ich das Gebäude betrat, kam ich mir vor, als würde ich in die Höhle des Löwen hinabsteigen. Ich hatte mit Frau Machová verabredet, sie anzurufen, sobald ich das Gebäude wieder verlassen hatte. Wenn ich sie einmal nicht anrufen würde, dann sollte sie so schnell wie möglich in meine Wohnung gehen und Ivan holen. Von Anfang an hatte ich einen genauen Plan ausgearbeitet, um zu verhindern, dass mein Sohn der Polizei in die Hände fiel, falls ich einmal verhaftet werden sollte. Wenn beide Eltern eines Kindes im Gefängnis sassen, dann wurde das Kind in ein

staatliches Heim gebracht, wo man ihm das Leben auf alle nur erdenkliche Weise vergällte und ihm nur Hass und Verachtung gegenüber seinen Eltern einflösste.

Der Sicherheitsbeamte, der meine Briefe entgegennahm, behandelte mich jedesmal mit der zu erwartenden Unfreundlichkeit und Grobheit, aber nach einer Weile entwickelte sich zwischen uns ein merkwürdiges Verhältnis. Es erinnerte mich an gewisse Erzählungen aus dem Ersten Weltkrieg über die Soldaten, die einander in den Schützengräben gegenüberlagen und sich während der Feuerpausen laut rufend miteinander unterhielten wie normale Menschen, um ein paar Minuten später wieder ihre Gewehre zu nehmen und aufeinander zu schießen. Ich glaube, jener Sicherheitsbeamte amüsierte sich über meine Beharrlichkeit. Aus seinen Bemerkungen schloss ich, möglicherweise irrtümlich, dass er persönlichen Kontakt mit Rudolf hatte, und im Laufe der Zeit wurde er für mich fast eine Art Mittelsmann, ein Verbindungsglied zwischen uns beiden.

Ich hatte schon geraume Zeit versucht, Mittel und Wege zu finden, um Rudolf zu unterstützen. Ich war überzeugt, dass es irgendwo in diesem monolithischen Apparat der Staatssicherheit eine schwache Stelle geben musste – das Problem war nur, sie zu finden. Dann erschien eines Abends eine ältere Frau mit Kopftuch an meiner Tür und sagte, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass wir allein waren: «Sie wissen nicht, wer ich bin, und ich werde es Ihnen nicht sagen und auch nicht, wer mich geschickt hat. Ich bin nur gekommen, um Sie zu warnen, etwas zu unternehmen. Sie würden nur Schaden anrichten. Es gibt da jemanden, der Ihren Mann gut kennt und weiss, dass er unschuldig ist. Er hat vertrauliche Informationen über den Fall und möchte Ihnen gerne helfen. Aber im Augenblick kann man nichts unternehmen. Er lässt Ihnen Folgendes ausrichten: Auf der Akte Ihres Mannes steht der Buchstabe ‚S‘.»

Das war alles. Die Frau verschwand, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Der Buchstabe ‚S‘? Was hatte das zu bedeuten? Ich zermarterte mir das Hirn, jedoch vergeblich. Als ich am nächsten Tag mit der Arbeit fertig war, liess ich alles stehen und liegen und rannte zu den Eislers. Pavel wusste tausendmal mehr als ich über Rudolfs Aktivitäten. Vielleicht konnte er etwas damit anfangen. Aber auch er konnte sich keinen Reim darauf machen.

Wochenlang zerbrachen wir uns den Kopf, stellten Vermutungen und Spekulationen an. Wir gingen sämtliche Projekte Rudolfs durch, alle Bekannten und Kontaktpersonen, und zogen selbst die unwahrscheinlichsten Möglichkeiten in Erwägung.

Nicht einer von uns kam darauf, dass das rätselhafte ‚S‘ für den «Fall Slánský» stand.

DER PROZESS

Das Leben in Prag, von dem ich zu diesem Zeitpunkt fast vollständig ausgeschlossen war, hatte inzwischen einen absolut negativen Charakter angenommen. Die Menschen machten sich keine Hoffnungen mehr, sondern zogen sich in sich selbst zurück. Das Einzige, was sie wollten, war, jeden Ärger zu vermeiden. Sie bemühten sich, nirgends gesehen zu werden, mit niemandem zu sprechen, keine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sie waren schon zufrieden, wenn nichts geschah, wenn niemand gefeuert oder verhaftet, niemand von der Geheimpolizei verhört oder beschattet wurde. Inzwischen waren in unserem kleinen Land bereits rund fünfzigtausend Menschen in Gefängnissen interniert, und jeden Tag verschwanden weitere.

Ich hatte immer noch keine Ahnung, wo Rudolf gefangengehalten wurde. In einem Brief hatte er erwähnt, dass er manchmal nachts eine Nachtigall hören konnte. Daraus schloss ich, dass er nicht in Prag festgehalten wurde. Aber es dauerte lange, bis ich von dem Gefängnis in Ruzyně erfuhr, das den berüchtigtesten Folterkammern der Nazis in nichts nachstand.

Abgesehen von meiner lähmenden Angst um Rudolf und um die Zukunft meines Kindes war es vor allem die Unmöglichkeit, für den Lebensunterhalt sorgen zu können, die mich bedrückte. Wie schwer oder wie viel ich auch arbeitete, ich verdiente einfach nicht genü-

gend Geld, um auch nur unsere Grundbedürfnisse zu befriedigen. Meine Hauswirtin war dazu übergegangen, in unsere Wohnung einzudringen, wenn niemand zu Hause war, und alles Wertvolle wegzutragen, für den Fall, dass ich ihre mörderisch hohe Miete einmal nicht mehr bezahlen könnte. Diese periodischen Raubzüge machten mich so wütend, dass ich anfang, meinen Besitz selbst zu verkaufen, überstürzt und zu Spottpreisen. Ich war krank vor Sorgen. Und vielleicht lag der Grund dafür, dass meine Maschine so schlecht funktionierte, einfach darin, dass sie inwendig schon völlig verrostet war von den vielen Tränen, die in sie hineingeflossen waren.

Von Zeit zu Zeit fragte mich mein Sohn, wann sein Vater wieder nach Hause kommen würde, und stets gelang es mir, ihm eine überzeugende Antwort zu geben. Ich las ihm die Stellen aus Rudolfs Briefen vor, die ausdrücklich an ihn gerichtet waren, und jedesmal, wenn er wissen wollte, warum sein Vater so selten schrieb, dachte ich mir einen Brief von ihm aus.

Bald kam der Sommer. Ivan war bleich, dünn und trotz all meiner Bemühungen nervös und angespannt; er brauchte dringend die frische Luft auf dem Lande. Rudolf hatte noch eine Verwandte, die den Krieg überlebt hatte: seine Cousine Marie, die in Bratislava lebte. Ihr Mann hatte aufgrund der Beziehung zu Rudolf seine Arbeit verloren und musste jetzt mit einem minimalen Einkommen fünf Personen versorgen. Ich wusste, wie schwer ihr Leben war, und wollte sie nicht um Hilfe bitten, aber dann erhielt ich eines Tages unerwartet einen Brief von Marie, in dem sie mir mitteilte, sie würde mit ihren Kindern aufs Land fahren, um ihre Grossmutter zu besuchen, und würde meinen Sohn gerne mitnehmen. Das war ein Glücksfall, von dem ich nicht einmal zu träumen gewagt hatte. Ich versprach ihr, Ivan so viel Geld mitzugeben, wie ich konnte, und schickte ihn in die Sommerfrische.

Sobald mein Sohn abgereist war, verdoppelte ich meine Anstren-

gungen, zusätzliche Arbeit zu finden, aber die Suche gestaltete sich zunehmend schwieriger. Inzwischen war ich zu einer grösseren Bedrohung geworden als die Pest, und durch die Angst der Menschen, die um mich herum lebten oder arbeiteten, fand ich mich in einer immer strengeren Quarantäne.

In dieser Zeit erhielt ich die Nachricht, dass man Rudolf aus der Partei ausgeschlossen hatte. Das war kein gutes Zeichen; offenbar hatten die Verhöre, denen er unterzogen wurde, eine ungünstige Wendung genommen. Da sein Ausschluss in der örtlichen Partei-gruppe bekanntgegeben wurde, verschlechterte sich auch meine eigene Situation. Bis dahin hatten die Bewohner unserer Strasse mich einfach ignoriert oder gemieden; jetzt schlug mir eine Welle des Hasses entgegen. Vor allem die Frauen blieben stehen, starrten mich giftig an und flüsterten miteinander, wenn sie mir auf der Strasse begegneten. Manchmal spuckte eine Genossin Concierge demonstrativ auf den Bürgersteig, wenn ich an ihrer Tür vorbeikam, und zwar so, dass es mir nicht entgehen konnte. Ich war froh darüber, dass mein Sohn weit weg auf dem Lande war. Ausserdem konnte ich, solange er fort war, etwas mehr Geld sparen, indem ich mich nur von Milch und Brot ernährte, die ich auf dem Rückweg von der Arbeit einkaufte. Die Läden in meiner Nachbarschaft zu betreten erwies sich inzwischen als eine schwere Prüfung für meine Selbstbeherrschung.

Ganz Prag stöhnte unter der drückenden Hitze. Ich war vollkommen isoliert. Alle meine Freunde waren in die Ferien gefahren, auch Marenka war fort, und selbst meine einseitigen nächtlichen Unterhaltungen mit Rudolf hatte ich aus Erschöpfung und Verzweiflung aufgegeben.

Eines Nachmittags läutete plötzlich die Türglocke, die schon seit Wochen stumm geblieben war. Draussen standen zwei Leute, ein Mann und eine Frau. Sie stellten sich als Inspektoren vom örtlichen Nationalausschuss vor und sagten, sie seien gekommen, um das Eigentum des Dr. Rudolf Margolius sicherzustellen. In meiner Ver-

blüffung liess ich die beiden herein. Konfiskation seines Eigentums? Aber das konnte doch höchstens nach seiner Verurteilung geschehen! Hatte man Rudolf inzwischen vor Gericht gestellt, ohne dass ich davon wusste? Wie lautete das Urteil? Was hatten sie mit ihm gemacht? Wo war er? Dann wurde es dunkel um mich her, der rote Teppich kam mir mit Schwung entgegen und traf mich am Kopf.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einer Lache kalten Wassers. Über mir schwebten zwei grotesk verzerrte Gesichter. Meine beiden Besucher halfen mir ins Schlafzimmer, holten Handtücher aus dem Bad, deckten mich mit meinem Bademantel zu und zogen sich dann zu einer Besprechung ins Wohnzimmer zurück. Ich versuchte, ihnen etwas zuzurufen, zu sprechen, aber aus irgendeinem Grund war ich unfähig, auch nur ein einziges Wort herauszubringen. Ich hatte das Gefühl, meine Zähne klapperten so laut wie die Maschine an meiner Arbeitsstelle. Die beiden Gesichter kehrten zurück und beugten sich wieder über mich. Es gelang mir, die Hand der Frau zu packen und sie näher zu mir heranzuziehen.

«Was ist ihm geschehen?» flüsterte ich.

Sie starrte mich eine Minute lang verständnislos an. Dann begriff sie.

«Natürlich nichts!» sagte sie in überschwenglichem Ton. «Was ist denn das für ein Gedanke! Es besteht überhaupt kein Anlass, Angst zu haben, Sie Dummerchen!»

Die beiden erklärten mir, dass noch kein Prozess gegen Rudolf eröffnet wäre, dass sie nur gekommen seien, um eine Inventur zu machen und sicherzustellen, dass nichts aus der Wohnung verschwinden würde. Auf diese Weise würde dem Staat im Falle, dass mein Mann schuldig gesprochen werden und das Urteil die Konfiskation des Eigentums erforderlich machen sollte, kein Verlust entstehen. Es sei nur eine routinemässige Vorsichtsmassnahme, versicherten mir die beiden. Sie wüssten weiter nichts über den Fall meines Mannes.

Schliesslich gaben sie sich alle Mühe, mir klarzumachen, wie wichtig und verantwortungsvoll ihre Tätigkeit hier sei. Meine Anwesenheit und volle Aufmerksamkeit sei dabei unbedingt erforderlich, damit ich mich später nicht beschweren konnte, das Ganze sei nicht ordnungsgemäss und mit rechten Dingen zugegangen. Da mein gegenwärtiger Zustand das jedoch nicht erlaubte, würden sie jetzt nur eine erste, vorläufige Inventur vornehmen und am nächsten Morgen wiederkommen. Sie würden mir eine amtliche Bescheinigung geben, dass ich am nächsten Tag von der Arbeit freigestellt sei.

Ich blieb auf dem Bett liegen, nachdem meine Besucher gegangen waren, und starrte unverwandt an die Decke. Gegen Abend läutete es wieder, und Frau Machová – wer sonst – marschierte herein. Mit einem Blick hatte sie die Situation erfasst.

«Verfluchte Räuber!» schimpfte sie. «Die wissen genau, wie knapp Sie bei Kasse sind, und haben natürlich Angst, Sie könnten ein paar von Ihren Möbeln verkaufen. Dann wäre nichts mehr übrig, was sie Ihnen stehlen könnten. Sie hätten Ihre Sachen schon längst verkaufen sollen!»

Sie hatte natürlich völlig recht. Aber mein Wunsch war immer gewesen, noch so etwas wie ein Zuhause zu bewahren, in das Rudolf zurückkehren konnte.

Frau Machová ging in die Kammer, holte unseren grössten Koffer hervor und verstaute zwei Teppiche darin – beide nicht sehr gross, aber von einigem Wert. Es waren dieselben, die meine Mutter vor zehn Jahren ebenfalls Frau Machová anvertraut hatte, bevor wir in die Konzentrationslager deportiert wurden.

«Die erste Räuberbande hat sie nicht bekommen, und jetzt soll sie der zweiten in die Hände fallen?» brummte sie. «Das wollen wir doch mal sehen.»

«Tun Sie das lieber nicht», sagte ich zu ihr. «Sie können doch nicht mit diesem Koffer aus dem Haus gehen – die ganze Strasse wird Sie

beobachten. Wenn es jemandem einfallen sollte, Sie zu denunzieren, werden Sie am Ende auch noch im Gefängnis landen.»

«Ich nehme ihn nicht mit nach draussen», antwortete sie. «Ich werde hier warten, bis das ganze Haus schläft, und ihn dann im Keller verstecken. Und sagen Sie diesen Flegeln morgen bloss nicht, dass Sie noch einen Kellerraum haben!»

Immer noch vor sich hin schimpfend, rückte sie die anderen Teppiche zurecht, damit es nicht so auf fiel, dass zwei fehlten. Dann holte sie zwei abgetretene alte Matten aus dem Abstellraum, «für den Fall, dass sie die Sachen gezählt haben», und verstaute noch ein paar andere Dinge im Koffer, von denen sie wusste, dass Rudolf und ich sehr an ihnen hingen: einen hölzernen Barockleuchter, eine kleine Terrakotta-Statue und zwei oder drei antike Gläser.

Am nächsten Morgen gelang es mir, mich wenigstens so weit zusammenzureissen, dass ich den beiden Genossen bei der Erfüllung ihrer amtlichen Pflichten behilflich sein konnte. Die Ausbeute war nicht besonders gross. Wir hatten in den sechs Jahren seit unserer Rückkehr aus den Konzentrationslagern keine grossen Schätze angehäuft. Nach tschechoslowakischem Recht besitzt ein Ehepaar alles gemeinsam, so dass die Hälfte des Eigentums rechtmässig der Ehefrau gehört. Aber die Genossen versiegelten alles bis auf meine Kleidung, das Kinderbett meines Sohnes und ein Porträt meiner Grossmutter. Die Genossin Inspektorin, eine nicht mehr ganz junge Frau, würzte ihre Arbeit mit obszönen Bemerkungen und Witzen an die Adresse ihres Kollegen, der noch älter war als sie selbst.

Beiläufig sagte ich, sie hätten ja echtes Glück: Die Polizei hätte bei Rudolfs Verhaftung auch die Schlüssel für unseren Wagen und für die Garage konfisziert. Andernfalls, so liess ich durchblicken, hätte ich das Auto schon längst verkauft. Ich erwähnte das nicht ohne Grund, denn ich wusste, dass die Agenten der Staatssicherheit unseren Wagen für ihre eigenen Zwecke benutzten und in der ganzen Stadt damit herumfuhren. Da der Nationalausschuss nun einmal be-

schlossen hatte, unser Eigentum zu konfiszieren, warum sollten sie dann nicht auch den Wagen konfiszieren? Die Augen der Genossin Inspektorin leuchteten auf. Sie zog mich beiseite und flüsterte: «Ich werde dafür sorgen, dass man Ihnen Ihren Wagen zurückgibt, wenn Sie ihn mir billig verkaufen!»

Es bereitete mir ein seltenes Vergnügen, ihr einen vernichtenden Blick zuzuwerfen und laut und deutlich zu sagen: «Aber Genossin, das wäre doch unredlich!»

Mein Sohn kehrte gesund und braungebrannt aus den Ferien zurück. Ich hatte den Eindruck, dass er in diesen wenigen Wochen viel erwachsener geworden war. Er hatte keine Lust, wieder in den Kindergarten zu gehen, und Frau Honziková, die Mutter seines besten Freundes bei uns im Haus, lud ihn mehrmals in der Woche ein, den Tag bei ihr zu verbringen. Ihr Mann war früher Bankangestellter gewesen und arbeitete inzwischen schon seit langer Zeit in einer Fabrik.

«Was können die uns denn noch antun?» meinte sie lachend. «Im Vergleich zu den vielen Problemen, die ich habe, mit dem Lohn meines Mannes drei Kinder zu ernähren, wäre das Gefängnis die reine Erholung!»

Sie war jung und hübsch und nahm das Leben mit all seinen Schwierigkeiten so, wie es kam, wie ein Vogel unter freiem Himmel. Für mich war sie ein weiterer Beweis dafür, dass nichts einen Menschen so sehr einengt wie eine sogenannte klar umrissene Weltanschauung. Ich hatte die Erfahrung gemacht, dass die Menschen, die sich in Krisensituationen als klug und verlässlich erwiesen, immer die einfachste Ideologie vertraten, nämlich die Liebe zum Leben. Sie hatten nicht nur die instinktive Fähigkeit, sich vor Gefahr zu schützen, sondern waren oft genug auch bereit, anderen spontan zu helfen, ohne Hintergedanken und ohne viel Aufhebens davon zu machen.

Die Werkstatt, in der ich arbeitete, lag zum Teil unter der Erde.

Die Wände waren sehr dick, und im Sommer wie im Winter stieg von dem steinernen Fussboden eine feuchte Kälte auf. Anfang September war es draussen noch ziemlich warm, aber die Mädchen an den Maschinen hatten sich bereits in dicke Pullover und Schals gepackt. Keine von ihnen zitterte und fror so stark wie ich, und schliesslich legten alle meine Kolleginnen Geld zusammen, um mir ein paar warme karierte Hausschuhe zu kaufen, wie sie die alten Mütterchen auf dem Lande trugen. Aber nicht einmal diese Schuhe und ein schwerer alter Pullover halfen – ich fror immer noch.

Eines Abends war ich nach Schichtende allein in der Werkstatt, und versuchte wieder einmal Arbeit nachzuholen, als ich plötzlich einen stechenden, brennenden Schmerz verspürte. Ich krümmte mich auf meinem Stuhl und biss die Zähne zusammen, und nach einer Weile liess der Schmerz etwas nach. Aber seit diesem Augenblick nistete sich in meinem Innern ein lebendiges, kleines Nagetier ein, eine kleine Maus, die unaufhörlich an mir nagte, anfangs still und leise, aber beharrlich.

Am Sonntag darauf blieb ich den ganzen Tag über im Bett. Am Montag ging es mir dennoch nicht besser. Ich konnte nichts weiter tun, als abzuwarten und darauf zu hoffen, dass es von allein wieder vergehen würde. Auf keinen Fall konnte ich mir leisten, krank zu werden. In der Tschechoslowakei war die ärztliche Behandlung kostenlos, und ein Teil meines Lohns würde mir weitergezahlt, wenn ich ins Krankenhaus musste; aber ich könnte meinen zusätzlichen kleinen Jobs nicht mehr nachgehen, die es mir überhaupt erst ermöglichen, über die Runden zu kommen. Ich konnte es mir nicht leisten, nicht zu arbeiten, nicht einmal für eine einzige Woche.

Der Oktober kam und es wurde kälter. Ich schaffte es kaum noch, mich zur Arbeit zu schleppen. Um die Monatsmitte herum kam es in der Werkstatt zum offenen Konflikt über die Arbeitsbedingungen, und wir beschlossen, unsere Vorwürfe und unsere Kritik in der Betriebszeitung zu veröffentlichen. Es wurde bestimmt, dass ich den

Artikel schreiben sollte. Zwei Tage nach seinem Erscheinen rief mich der Leiter des Betriebes in sein Büro und schlug mir vor, in Zukunft regelmässig für die Betriebszeitung zu arbeiten, und zwar mehrere Tage im Monat.

«Wir können Sie nicht direkt in die Redaktion versetzen», erklärte er. «Den Grund dafür werden Sie sicher verstehen. Und wir können Ihnen auch nicht mehr Lohn zahlen. Aber zumindest kommen Sie auf diese Weise wenigstens ab und zu aus der Werkstatt heraus und sitzen in einem sauberen, warmen Büro.»

Zum erstenmal seit Monaten hatte ich Glück gehabt, aber inzwischen konnte ich kaum noch an etwas anderes denken, als die ständigen Schmerzen zu unterdrücken und zu vergessen. An diesem Tag erlebte ich noch eine weitere Überraschung. Als ich von der Arbeit nach Hause kam, klingelte das Telefon. Es war mein Anwalt.

«Ein Wunder ist geschehen», sagte er. «Es verstösst gegen alle Naturgesetze, und ich kann es selbst kaum glauben, aber es ist wahr. Ich habe Ihre Sparbücher zurückbekommen. Wenn Sie wollen, können Sie sie sofort abholen.»

Ich habe nie erfahren, wie es zu diesem Wunder kam. Vielleicht hatte mein Anwalt tatsächlich so gute Beziehungen und konnte seinen Einfluss geltend machen, vielleicht hatte meine Bemerkung darüber, dass uns unser Auto weggenommen worden war, den Nationalausschuss gegen die Staatssicherheit aufgebracht, und irgendjemand hatte es mit der Angst bekommen. Ich wusste es nicht und war auch nicht übermässig daran interessiert, es herauszubekommen. Ich bin immer bereit, an Wunder zu glauben, und dies war weder das erste noch das letzte Wunder in meinem Leben. Ich war vor Schmerzen fast wahnsinnig und begriff nur, dass es mit den Geldsorgen vorbei war und ich mir endlich leisten konnte, zum Arzt zu gehen.

Ich wusste, dass ich auf stationäre Behandlung im Krankenhaus angewiesen war, aber das war keineswegs einfach. Wie alles andere war auch die Medizin in der Tschechoslowakei inzwischen durch

und durch bürokratisiert worden. Nach geltender Vorschrift konnte ich nur unseren Betriebsarzt konsultieren, der mich seinerseits zur Weiterbehandlung an ein medizinisches Zentrum oder ein Krankenhaus überweisen musste. Aber die Krankenhäuser waren überfüllt, und solange ich nicht im Sterben lag, würde kein Arzt mir eine Überweisung ausstellen. Schon seit einiger Zeit herrschte offener Krieg zwischen den Krankenhäusern auf der einen und den ambulanten Kliniken und Betriebsärzten auf der anderen Seite. Die überlasteten, unterbezahlten Klinikärzte hatten sowohl Patienten, die zu Hause gesundgepflegt werden konnten, als auch solche, denen, häufig wegen unnötiger Verzögerungen, nicht mehr zu helfen war, in die Krankenhäuser überwiesen.

Unser Betriebsarzt, eine ältere Frau, war selbst so schwer krank und mit ihren eigenen Schmerzen beschäftigt, dass sie kaum in der Lage war, sich um die Leiden anderer zu kümmern. Jeder Patient, der zu ihr kam, musste ihr klar und deutlich sagen, an welcher Krankheit er litt und welche Behandlung in Frage kam; dann verschrieb sie ihm bereitwillig, was er verlangte. Konnte sich jemand jedoch nicht selbst die Diagnose stellen und sich für eine entsprechende Behandlung entscheiden, dann sah es schlecht für ihn aus.

Ich kam zu der Erkenntnis, dass in dieser Situation nur ein radikales Vorgehen weiterhelfen konnte. Schon in der Tür zu ihrem Sprechzimmer verkündete ich, dass ich eine Blinddarmentzündung hätte, zog mich ohne Aufforderung aus und legte mich auf ihren Untersuchungstisch. Als die Ärztin ihre kalten Fingerspitzen zielsicher auf die einzige Stelle meines Körpers legte, die nicht schmerzte, schrie ich auf wie ein verwundetes Tier. Die arme Frau war beunruhigt – aber nicht beunruhigt genug, um mich in ein Krankenhaus zu überweisen. Statt dessen schickte sie mich in eine ambulante Klinik in der Nähe meiner Wohnung, wo ich einem weiteren Prachtstück der ärztlichen Zunft in die Hände fiel, einer jungen Blondine mit ei-

nem überdimensionalen Haarknoten und kalten, berechnenden Augen.

Sie betastete meinen Bauch und mass meine Temperatur, ohne auch nur für einen Augenblick ihre Unterhaltung mit einer Schwester zu unterbrechen, bei der es um irgendeinen persönlichen Streit ging, den sie mit dem Klinikchef hatte. Sie sagte mir, ich hätte fast neununddreissig Grad Fieber, und stimmte meiner Diagnose zu, dass ich wahrscheinlich an einer akuten Appendizitis litt. Ehe sie mich allerdings ins Krankenhaus schicken konnte, sollte ich wieder nach Hause gehen, nichts essen und das Bett hüten. Am nächsten Tag sollte ich wiederkommen.

Am nächsten Morgen hatte ich vierzig Grad Fieber und unerträgliche Schmerzen. Ich rief die Ärztin an und sagte ihr, dass sich mein Zustand sehr verschlechtert habe und ich nicht aus eigener Kraft in die Klinik kommen könne. Nach kurzem Nachdenken verkündete sie mir, dass sie meinen Fall der örtlichen allgemeinmedizinischen Klinik übergeben würde und dass jemand von dort mich zu Hause besuchen würde. Offenbar hatte sie beschlossen, nicht diejenige zu sein, die womöglich in eine Auseinandersetzung über eine Krankenhauseinweisung verwickelt würde.

Am späten Nachmittag kam eine ältere Ärztin zu mir, setzte sich so weit wie möglich von mir weg und sagte, es bestünde kein Grund, mich zu untersuchen, ich hätte eine Grippe; es handele sich um eine Magen-Darm-Grippe, die in ganz Prag umginge.

«Ich gebe Ihnen ein Rezept für ein paar Tabletten», sagte sie. «Und dann holen Sie sich eine Flasche Weinbrand. Mischen Sie eine Tasse Weinbrand mit einer halben Tasse heissem Tee und trinken Sie davon dreimal am Tag eine volle Tasse.»

Obwohl ich wegen des Fiebers nicht mehr klar denken konnte, kamen mir diese Anweisungen doch ein wenig sonderbar vor. Ich

wagte einzuwenden, dass ich schon seit sechs Wochen starke Schmerzen hatte. Das könne doch wohl kaum eine Grippe sein.

«Eine Grippe kann sehr langwierig sein», meinte sie ungeduldig. «Sie brauchen sich nicht einzubilden, Sie wären etwas Besonderes.»

Also ging Marenka los, kaufte mir eine Flasche Weinbrand und löste das Rezept ein. Ich begann mit der vorgeschriebenen Behandlung.

Mitten in der Nacht wachte ich plötzlich auf. Der ganze Raum verschwamm vor meinen Augen in einem fluoreszierenden blauen Nebel. Ich hob die Arme und sah, wie sich auf meiner Haut winzige Schweisstropfen bildeten, grösser wurden und dann an den Armen herunterliefen. Ich dachte: Ich muss ins Bad gehen und mein Gesicht kalt abwaschen, sonst werde ich ohnmächtig. Das war mein letzter klarer Gedanke.

An nächsten Morgen fand mich Marenka am anderen Ende der Wohnung auf dem Fussboden ausgestreckt. Ich war vor Kälte ganz steif. An der Stirn hatte ich eine riesige Beule, die ich mir zugezogen hatte, als ich im Fallen mit dem Kopf gegen die Heizung geschlagen war.

Für Marenka war das Mass voll. Sie rannte zur Klinik und brüllte jeden an, der ihr über den Weg lief, sie habe Angst, mit mir allein in der Wohnung zu bleiben; ich könne jeden Augenblick sterben, und was sollte sie dann machen? Der zuständige Arzt meinte, es sei immer wieder ein Kreuz mit diesen verwöhnten Damen, aber Marenka liess nicht locker.

«Also gut», sagte der Arzt schliesslich widerwillig. «Ich werde sie ins Krankenhaus überweisen, aber Sie werden schon sehen – die werden sie gleich wieder rausschmeissen.»

Es gelang mir irgendwie, in Bratislava anzurufen, und Marie bot sofort an, am nächsten Tag nach Prag zu kommen und meinen Sohn abzuholen. Frau Honziková, die mir seit Beginn meiner Krankheit geholfen hatte, für Ivan zu sorgen, nahm ihn zu sich und versprach, sich um ihn zu kümmern, bis Marie eintraf. Ich wollte nicht, dass

mein Sohn sah, wie man mich auf einer Tragbahre aus dem Haus schleppte.

Am Nachmittag erschienen zwei Pfleger vom Krankenhaus. Sie starrten mich fassungslos an, und der eine sagte: «Um Gottes willen, warum haben Sie uns denn nicht schon früher gerufen?!»

Inzwischen bekam ich kaum noch Luft. Als Dr. Hulek mich im Bulovka-Krankenhaus endlich untersuchte, konnte ich auf seine Fragen nur noch flüsternd und einsilbig antworten. Er untersuchte mich gründlich, und als er meine Karte ausfüllte, kam eine lange Liste von Krankheiten zusammen, angefangen mit einer Nierenentzündung bis hin zu einer Bauchfellentzündung. Das einzige, was nicht auf der Liste stand, war Blinddarmentzündung.

«Sind Sie ganz sicher, dass die Ärztin Ihnen Alkohol verschrieben hat?» fragte Dr. Hulek mehrmals ungläubig. «Das schlimmste ist, dass Sie in einem Zustand völliger Erschöpfung sind. Was um alles in der Welt haben Sie mit sich angestellt? Haben Sie schon einmal Menschen gesehen, die aus dem Konzentrationslager zurückgekommen sind?»

Ich nickte.

«Sie sehen im Moment nicht viel anders aus», sagte er. «Ich habe Angst, Ihnen auch nur eine Spritze zu geben. Ich kann mit der Behandlung erst beginnen, wenn Sie wieder etwas zu Kräften gekommen sind. Geben Sie der Schwester Ihre Telefonnummer, damit sie Ihren Mann benachrichtigen kann oder Ihre Eltern. Sie wird Ihnen auch sagen, was man Ihnen zu essen bringen soll. Mit der Kost, die Sie hier bekommen, werden Sie nicht besonders viel zunehmen.»

Es gab keine andere Möglichkeit. Ich nahm alle meine Kräfte zusammen und erklärte ihm flüsternd und mit vielen Unterbrechungen, warum ich mich in einem so erbärmlichen Zustand befand.

Dr. Hulek kümmerte sich in vorbildlicher Weise um mich.

Aber während der ersten Wochen verbesserte sich mein Zustand kaum, und ich wurde immer wieder von der Sorge um Ivan geplagt, der jetzt niemanden hatte, der für ihn da war. Sein Vater war im Gefängnis, die Mutter im Krankenhaus, und Grosseltern hatte er keine. Was sollte aus ihm werden, wenn ich sterben musste? Wer würde sich um ihn kümmern?

Ich war einer der ernstesten Fälle auf der Station, und alle Ärzte gaben sich die grösste Mühe, mir die nötige Aufmerksamkeit und Fürsorge zukommen zu lassen, besonders Frau Dr. Wiklická. Immer, wenn sie Dienst hatte, verschrieb sie mir ein Spezialpräparat, das mich wieder zu Kräften bringen sollte, und liess dabei regelmässig ein paar sarkastische Bemerkungen über die ärztlichen Fähigkeiten von Dr. Hulek fallen.

Mitte November – ich lag noch immer im Krankenhaus – erhielt ich einen Brief von Rudolf. Es war der optimistischste Brief, den er mir bisher geschrieben hatte. Zum erstenmal sprach er von der Zukunft: «Es wird noch eine Weile dauern, bis ich wieder nach Hause komme, aber wir werden wieder zusammensein...» Offenbar war seine Vernehmung abgeschlossen, und vielleicht war sie nicht so ungünstig verlaufen, wie ich angenommen hatte. Ich beantwortete seinen Brief in dem üblichen fröhlichen, zuversichtlichen Ton. Ich wollte ihm nicht sagen, dass ich krank war, aber ich teilte ihm mit, dass unser Sohn seine Cousine in Bratislava besuchte und ich deshalb nicht wie sonst eine Zeichnung von ihm mitschicken konnte.

Marie schrieb mir aus Bratislava: «Mach Dir keine Sorgen um Ivanek. Er sieht gut aus und scheint recht glücklich zu sein. Er hat hier eine Reihe von neuen Liedern gelernt und singt die ganze Zeit.»

Ein paar Tage später, als ich gerade anfang zu glauben, dass ich wieder gesund werden würde, überfiel mich der vertraute stechende Schmerz von Neuem, der sich diesmal in meiner Hüfte festsetzte und in alle Richtungen ausstrahlte wie eine brennende Wun-

derkerze. Ich war unfähig, den Arm zu heben, um nach der Schwester zu klingeln, und hatte auch nicht genug Kraft, um laut zu rufen. Es dauerte ein paar Minuten, bis das Mädchen im Bett neben mir von ihrem Buch aufblickte und mich sah. Sie klingelte nach Hilfe, und kurz darauf war mein Bett von lauter weissen Kitteln umgeben und ich spürte, wie jemand mir eine Spritze in den Arm gab.

Als ich Stunden später die Augen aufschlug, dachte ich zuerst, ich schliefe noch, denn über mir erkannte ich verschwommen das Gesicht des Inspektors vom Nationalausschuss – derselbe, der sich über mich gebeugt hatte, als ich auf dem Fussboden in meiner Wohnung wieder zu mir gekommen war. Aber dies war kein Traum. Neben meinem Bett sassen zwei Männer, und einer der beiden, der Inspektor vom Nationalausschuss, wiederholte immer von Neuem meinen Namen.

Ich nickte zum Zeichen, dass ich wach war und ihn hören konnte. Er sagte, er hätte versucht, in meiner Wohnung anzurufen, aber niemanden erreicht. Sie hatten den Befehl, Rudolf ein paar Hemden, einen Pullover und einen Anzug zu bringen, und baten mich um meine Wohnungsschlüssel. Ich deutete mit dem Kopf auf eine Schublade in meinem Nachtschränkchen, in der ich meine Handtasche aufbewahrte. Der Inspektor holte sie heraus und nahm das Schlüsselbund an sich. Durch den Schleier des Morphiums stellte ich ihm eine dumme Frage: «Kommt er wieder nach Hause?»

Der Inspektor schüttelte stumm den Kopf und starrte mich eine Zeitlang an. Ich schloss die Augen wieder.

Mitten in der Nacht wurde ich mit einem Ruck wach. Ich richtete mich auf und sagte mit lauter Stimme in den dunklen Schlafsaal hinein: «Prozess!»

Natürlich! Warum sollten sie einen Anzug und Hemden holen lassen, wenn sie beschlossen hatten, ihn nach Hause zu schicken? Einen Anzug und Hemden – das konnte nur eines bedeuten: man würde ihm den Prozess machen.

Die Nachtschwester kam mit einer Taschenlampe in den Schlafsaal.

«Was ist denn los?» fragte sie. «Warum schlafen Sie denn nicht?»

Am 20. November 1952 kam wie immer die hinkende alte Frau vorbei, die uns morgens die Zeitungen brachte. Die Schlagzeilen auf der Titelseite verschwammen mir vor den Augen, und eine merkwürdige Stille breitete sich auf der Station aus. DER PROZESS GEGEN RUDOLF SLÁNSKÝ WEGEN STAATSFEINDLICHER VERSCHWÖRUNG. Um Gottes willen, was für eine Verschwörung? dachte ich. Diese armen Menschen... Wenigstens konnte mein Rudolf nicht in diese Sache verwickelt sein, Gott sei Dank! Er hatte nie etwas mit Slánský zu tun gehabt.

Dann überflog ich die Liste der Angeklagten. Es waren insgesamt vierzehn Personen. Bei elf von ihnen stand hinter dem Namen die Bemerkung «jüdischer Herkunft». Dann folgten die Worte «Sabotage», «Spionage», «Verrat». Sie klangen wie Salven im Morgengrauen.

Einer der Namen auf der Liste war Rudolf Margolius. Rudolf Margolius, jüdischer Herkunft.

Ungewöhnlich deutlich hörte ich, wie die Frau im Bett neben mir ihrer Nachbarin zuflüsterte: «Das müssen Sie lesen – genau wie damals im *Stürmer!*» Und dann die Stimme der Zeitungsverkäuferin im Korridor: «Lesen Sie, und Sie werden sehen, wie diese Schweine uns an die Imperialisten verkauft haben, diese Mistkerle! Man sollte sie alle aufhängen! Öffentlich!»

Dr. Hulek erschien in der Tür, eine Spritze in der Hand.

«Liegen Sie ganz still. Nicht nachdenken.»

Ich weiss nicht, was für eine Spritze er mir gab, aber sie wirkte nicht. Ich schlief nicht ein. Nach einer Weile stolperte ich aus dem Krankenzimmer ins Bad, wo ich mich übergeben musste.

Eine Schwester fand mich und geleitete mich wieder ins Bett zurück. Ich glaube, bis zu jenem Tag hatte keine der Frauen auf der Station gewusst, wer ich war. Jetzt musste es allen klargeworden sein. Wenn sie nur nicht anfangen würden, sich darüber zu unterhalten! Wenn ich nur allein sein könnte!

Die Zeitungen berichteten jeden Tag über die Aussagen der Angeklagten, die nicht nur jeglichen Versuch unterliessen, sich zu verteidigen, und sich aller Verbrechen schuldig bekannten, die man ihnen zur Last legte, sondern sogar noch neue Beschuldigungen gegen sich selbst vorbrachten, eine nach der anderen.

Ist das alles, oder haben Sie noch mehr getan, um unser Land zu verraten? Haben Sie Ihr Volk auch noch auf andere Weise an den Feind verkauft?

Da ist noch mehr. In meinem grenzenlosen Hass gegen die volksdemokratische Ordnung habe ich ausserdem folgendes Verbrechen begangen...

Neben den amtlichen Protokollen des Prozessverlaufs gab es noch anderes zu lesen, das häufig schockierender war als der Prozess selbst. Da gab es zum Beispiel einen Leserbrief von Lisa London, der Frau eines der drei Angeklagten, die später zu lebenslanger Haft verurteilt wurden. Sie erzählte von einem Mann, mit dem sie sechzehn Jahre lang zusammengelebt hatte, mit dem sie Kinder grossgezogen und in der französischen Résistance gegen die Nazis gekämpft hatte, und es konnte keinen Zweifel daran geben, dass ihr Kummer und ihre Verzweiflung echt waren: «Ich habe mit einem Verräter zusammengelebt...»

Ein weiterer Leserbrief stammte von einem Kind, von Ludvik Frejkas sechzehnjährigem Sohn Tomas: «Ich fordere für meinen Vater die schwerste Strafe – die Todesstrafe... und es ist mein Wunsch, dass man ihm diesen Brief vorliest.»

Ich kann heute nicht mehr mit Sicherheit sagen, ob das seine genauen Worte waren, aber an ihrem Inhalt besteht kein Zweifel. Es ist schwer zu entscheiden, wessen Schicksal tragischer war, das des Vaters, der mit diesen Worten im Ohr starb, oder das des Sohnes, der

sein ganzes Leben verbringen musste mit dem Bewusstsein, diese Worte geschrieben zu haben.

Täglich erschienen in der Parteizeitung *Rudé právo* Kommentare zu den Prozessen aus der Feder verschiedener Intellektueller. Einige waren einfach nur unfähige Schreiberlinge wie Ivan Skala, ein sogenannter Dichter, dessen Anspruch auf Unsterblichkeit einzig auf der Gemeinheit seiner Hasstiraden gegen die Angeklagten beruhte und dessen Artikel über Rudolf mit der Zeile endete: «Dem Hund – den Hundetod!» Aber selbst bekannte und geachtete Schriftsteller wie Karel Konrad, Ivan Olbracht und Jarmila Glazerová liessen es sich nicht nehmen, unaufgefordert ihre giftigen Kommentare zu dem Fall abzugeben.

Die Frauen in meinem Krankenzimmer schwiegen. Nachts schlüpfte ich heimlich aus dem Bett und kauerte mich auf eine Bank im Flur. Nach einer Weile gewöhnten sich die Stationschwwestern daran und gaben es auf, mich zu überreden, wieder in mein Bett zurückzugehen. Manchmal legte mir eine von ihnen eine warme Decke um die Schultern. Ich glaubte spüren zu können, wie brodelnder Hass das nächtliche Krankenhaus erfüllte. Wie würde es draussen sein? Wie viel schlimmer würde es draussen sein?

Eines Nachts hörte ich durch eine angelehnte Tür die Stimme einer Schwester.

«In dem Dorf, aus dem ich stamme», sagte sie, «stritt ein Dieb, der eine Gans gestohlen hatte, den Diebstahl immer bis zuletzt ab – selbst wenn er auf frischer Tat ertappt wurde. Diese armen Kerle bekennen sich aller möglichen schrecklichen Verbrechen für schuldig und geben sogar Dinge zu, nach denen sie niemand gefragt hat! Wer weiss, was sie mit ihnen gemacht haben? Ich finde, die ganze Sache stinkt einfach zum Himmel!»

Am fünften Prozesstag sollte Rudolf aussagen. Ich konnte die Spannung im Krankenhaus nicht mehr ertragen. Als Dr. Hulek an diesem Morgen seine Visite machte, flehte ich ihn an, mich nach Hause zu schicken. Er wollte nichts davon hören.

«Ich weiss, wie Sie sich fühlen», sagte er. «Aber ich kann Sie nicht guten Gewissens entlassen. Ihr Zustand ist immer noch kritisch. Es ist mir absolut unmöglich, Sie jetzt schon nach Hause zu schicken.»

Der Prozess wurde in voller Länge im Rundfunk übertragen. Ich wartete auf dem Flur, bis die Schwester hereinkam, die ich in der Nacht zuvor zufällig hatte reden hören, und bat sie inständig, mich in ihrem Privatzimmer die Übertragung anhören zu lassen. Widerstrebend erklärte sie sich schliesslich einverstanden. Am Abend kam sie mit einem Rollstuhl und nahm mich mit.

Bis zu jenem Abend war es mir gelungen, immer noch einen Funken Hoffnung zu bewahren. Rudolf war der einzige Angeklagte in diesem Prozess, der kein Altkommunist war; er war erst nach dem Krieg in die Partei eingetreten. Er hatte nie mit den Leuten um Slánský zu tun gehabt und nie einen hochrangigen Posten innerhalb der Partei bekleidet. Auch in anderer Hinsicht passte er nicht in die Gruppe der übrigen Angeklagten.

Und dann hörte ich zum erstenmal seit fast einem Jahr wieder seine Stimme.

Sobald er angefangen hatte zu sprechen, war mir klar, dass die Situation aussichtslos war. Er sprach mit einer so merkwürdigen, verkrampten, ausdruckslosen Stimme, dass ich zuerst glaubte, er stünde unter Drogen. Dann begriff ich, dass er einfach etwas rezierte, was er auswendig gelernt hatte. Er hielt ein paarmal inne, als ob er seinen Text vergessen hätte, und fuhr dann wie ein Roboter in seiner Aussage fort.

Und was er alles sagte! Zuerst sprach er über seine Eltern, dann über sich selbst und schliesslich über seine Arbeit. Eine Lüge nach der anderen. Er sei nur in die Partei eingetreten, um sie zu verraten. Er habe alle seine Kräfte und Energien auf Spionage und Sabotage verwandt. Er habe sich durch Korruption bereichert und als Handlanger der Imperialisten weitreichende Verschwörungen gegen die Republik und das Volk geplant.

Dann war das unglückselige Handelsabkommen mit England an

der Reihe, zu dem ihn Gottwald selbst beglückwünscht hatte. Jetzt wurde dieses Abkommen als die heimtückischste Aktion seiner gesamten Karriere dargestellt, als Sabotageakt, mit dem er der tschechoslowakischen Wirtschaft fast den Todesstoss versetzt hätte.

Wie war es ihnen gelungen, ihn zu einer solchen Aussage zu zwingen – meinen Rudolf, der in all den Jahren, die ich ihn kannte, nicht ein einziges Mal die Unwahrheit gesagt hatte? Wie hatten sie ihn dazu gebracht, seine eigenen Eltern zu verleumden, die in Auschwitz ermordet wurden? Was hatte er erdulden müssen, bis er zusammengebrochen war? Wie hatten sie ihn gebrochen? Einmal hörte ich Rudolfs Stimme sagen, er sei während des Krieges in London für die Spionage ausgebildet worden, obwohl er in Wirklichkeit den ganzen Krieg als Kriegsgefangener in deutschen Konzentrationslagern verbracht hatte. Dieser Punkt wurde am nächsten Tag pflichtgemäß in der Parteizeitung gebracht, jedoch später in einem Buch mit den Protokollen des Prozesses weggelassen.

Gegen Ende der Übertragung konnte ich nicht länger zuhören. Die Schwester rollte mich ohne ein Wort zu sagen zurück in mein Zimmer.

Am nächsten Morgen liess mich Dr. Hulek zu sich in sein Büro kommen. Er sah mich unglücklich an. «Bitte vergeben Sie mir», sagte er. «Aber ich habe Anweisung erhalten, Sie unverzüglich zu entlassen. Das ist wirklich ungeheuerlich. Sie sind immer noch auf Krankenhauspflege angewiesen. Aber es steht nicht in meiner Macht, Sie hierzubehalten. Ich muss den Befehlen gehorchen.»

«Machen Sie sich keine Gedanken», sagte ich. «Ich werde besser nach Hause gehen. Aber vielleicht könnten Sie mich mit einem Krankenwagen hinbringen lassen?»

«Es tut mir leid. Bedauerlicherweise...»

Später erfuhr ich, was geschehen war. Die Partei hatte in allen Institutionen und Betrieben Vollversammlungen zur Abstimmung

über eine Resolution anberaumt. Darin wurde die Todesstrafe für alle Angeklagten in dem Verfahren gefordert, das später als Slánský-Prozess in die Geschichte einging. In dem Krankenhaus, in dem ich lag, wurde per Handzeichen abgestimmt, und Dr. Hulek war der Einzige, der nicht die Hand für die Annahme der Resolution hob.

Das entging natürlich nicht der Aufmerksamkeit der Genossen. Besonders heftig reagierte Dr. Wiklická, die Ärztin, die mir so viel Anteilnahme entgegengebracht hatte, ehe sie erfuhr, wer ich war. Sie hatte Dr. Hulek öffentlich angegriffen und beschuldigt, er würde versuchen, mich im Krankenhaus zu behalten, um mich vor dem gerechten Zorn des Volkes zu schützen und auf diese Weise einem Feind der Partei und der Arbeiterklasse zu helfen. Das war eine so gefährliche Anschuldigung, dass selbst der Chef Chirurg Angst bekam. Der arme Dr. Hulek, einfacher Stationsarzt und Vater von drei Kindern, hatte keine andere Wahl, als den Anweisungen Folge zu leisten.

Ich kehrte in mein Krankenzimmer zurück und fing an, meine Sachen zusammenzupacken. Schon nach wenigen Minuten liess ich mich schweissgebadet auf mein Bett fallen. Wie um alles in der Welt sollte ich nach Hause kommen? Man hatte mich mit einem Krankenwagen hierhergebracht, mit einem Bademantel bekleidet und in eine Decke gehüllt. Ich hatte kein Kleid, keine Strümpfe, keine Schuhe, nicht einmal einen Mantel. Draussen war tiefster Winter. Mein rettender Engel, Frau Machová, war selbst schwer krank und lag in einem anderen Krankenhaus. Diesmal hätte ich ohnehin nicht den Mut gehabt, sie anzurufen. Sie hatte einen Mann und ein Kind zu versorgen. Schliesslich erinnerte ich mich an die ehemalige Sekretärin meines ersten Verlegers, eine ältere, alleinstehende Frau, die stets freundlich zu mir gewesen war. Sie war inzwischen pensioniert und hatte keine Familie, auf die sie Rücksicht nehmen musste. Sie war daher eine Person, die durch mich wahrscheinlich keine Schwierigkeiten bekommen würde. Ich rief sie an, um mich zu erkundigen. Sie

war sofort bereit, mich in einem Taxi abzuholen und mir einen alten Mantel und ein Paar Schuhe mitzubringen.

Die Fahrt in meine Wohnung kostete mich den Rest meiner Kräfte. Um die wenigen Schritte von der Haustür bis zum Fahrstuhl zu schaffen, musste ich auf allen vieren kriechen. Als ich schliesslich in meinem Bett lag, fühlte ich mich erleichtert. Jetzt brauchte ich mich nicht mehr zu verstellen und meine Angst mühsam zu unterdrücken. Ich war endlich wieder allein und konnte mich auf das vorbereiten, was kommen würde.

Der Prozess gegen die vierzehn Männer dauerte nur eine Woche. Jetzt war er vorbei, und alle warteten auf das Urteil. Am Morgen des 27. November stand ich auf, zog Rudolfs Bademantel an und schlurfte in das verwaiste Kinderzimmer. Ich legte mich auf Ivans Bett und schaltete das Radio ein.

Inzwischen hatte ich jedes Gefühl für meine Umgebung und sogar für mich selbst verloren, ja selbst für den Schmerz, der mit doppelter Heftigkeit zurückgekehrt war. Und dann drang aus dem Lautsprecher die Stimme des Ansagers und durchflutete den Raum vom Boden bis zur Decke, bis auch der letzte Lichtstrahl, die letzte Luftblase verdrängt war.

«Im Prozess um die staatsfeindliche Verschwörung... Rudolf Slánský, Todesstrafe... Vlado Clementis, Todesstrafe... Ludvik Frejka, Todesstrafe... Todesstrafe... Todesstrafe... Rudolf Margolius, Todesstrafe.»

Ich weiss nicht mehr, wie lange ich reglos dalag, ohne einen Gedanken, ohne Schmerzen, in völliger Leere.

Im gleichen Augenblick sass Marie in der Küche ihrer Wohnung in Bratislava mit ihrer Mutter vor dem Radio. Ihre Kinder, Ivan und ein paar Freunde aus der Nachbarschaft spielten laut lärmend am anderen Ende der Wohnung. Es war eine andere Stimme, die aus ihrem Apparat ertönte, aber die Worte waren dieselben. Maries alte, kränkliche Mutter schrie auf. Keines der anderen Kinder nahm Notiz davon. Nur Rudolfs Sohn kam an die Küchentür und fragte ängstlich: «Was ist passiert?»

«Nichts», antwortete Marie. «Grossmutter war nicht wohl. Aber jetzt geht es ihr wieder besser. Lauf nur und spiel weiter.» Ivan sah sie mit ernsten Augen an und sagte: «Ich bin so froh. Ich hatte plötzlich Angst. Ich dachte schon, jemand wäre gestorben.»

DIE NACHT, DIE NIE ENDET

Die Türglocke läutete Sturm. Ich lag auf Ivans Bett, ohne mich zu rühren. Ich hörte das Klingeln sehr deutlich, aber ich begriff nicht, was es bedeutete. Es war, als ob mein Gehirn nicht wusste, was es mit den Informationen anfangen sollte, die meine Sinne ihm übermittelten. Es dauerte eine unendlich lange Zeit, bis ich mich vom Bett rollte und Zentimeter um Zentimeter zur Tür kroch. Ich streckte die Hand aus und versuchte den Türkopf zu erreichen.

Pavel Eisler stand in der Tür. Er beugte sich zu mir herunter, hob mich hoch und trug mich ins Schlafzimmer. Dann läutete es wieder. Diesmal war es der Komponist Jan Hanus, Rudolfs bester Freund. Ich hatte immer das Gefühl gehabt, dass zwischen den beiden Männern eine Verbindung bestand, die sich mit dem Begriff Freundschaft allein nicht erklären liess. Sie waren wie zwei Häuser, die zwar in unterschiedlichem Stil, aber aus den gleichen Steinen gebaut waren. Jan setzte sich ans Fussende meines Bettes und begann in ruhigem Ton mit mir zu sprechen. Die Worte bekam ich nicht mit, nur die beruhigende Melodie seiner Stimme und den Ausdruck seines freundlichen, schönen Gesichts.

Dann läutete das Telefon auf meinem Nachttisch. Es war mein Anwalt.

«Herr Bartos», schluckte ich. «Wie ist es möglich →»

«Aber Frau Margolius, was haben Sie denn erwartet? Schliesslich hat Ihr Mann ein Geständnis abgelegt.»

Rudolf... Rudolf...

Ich habe kaum noch eine Erinnerung an die Woche nach der Urteilsverkündung. In meinem Schlafzimmer war es immer Nacht. Nur hin und wieder kam ein Gesicht aus der Dunkelheit auf mich zu, und ich hörte ein paar Worte. Die Spritze in Dr. Padovcovás Hand löschte für ein paar Stunden jede Empfindung in mir aus. Ich hörte die Stimmen zweier Genossinnen aus der Werkstatt, in der ich arbeitete: «Sie sind mit sofortiger Wirkung entlassen...»; dann der schockierte Ausdruck auf dem Gesicht von Karlicek, unserem bäuerlichen Freund, und seine Stimme: «Diese Frau ist am Ende. Was soll nur aus ihrem Kind werden?» ... und einmal, unerwartet, ein Mann in Armeeuniform, Pavel Kovály, der sich unerlaubt von seiner Truppe entfernt hatte, um nach mir zu sehen.

Am Abend des 2. Dezember erschienen zwei Männer in meinem Schlafzimmer. In dem einen erkannte ich den Sicherheitsbeamten, der immer meine Briefe an Rudolf entgegengenommen hatte. Er sagte: «Sie haben noch ein letztes Mal Gelegenheit, mit Ihrem Mann zu sprechen, aber wenn Sie zu krank sind, um mitzukommen, dann bleiben Sie ruhig liegen. Wir werden einfach wieder gehen.»

Ich fing an zu schreien. Ich flehte sie an, nicht zu gehen, sondern auf mich zu warten, mir nur eine Minute Zeit zu lassen, dann würde ich mitkommen. Die beiden Männer sahen sich an, dann meinte der eine: «In Ordnung.» Sie gingen ins Zimmer nebenan, um dort auf mich zu warten.

Ich versuchte mich zu beeilen, aber mir glitt alles aus den Händen, als hätte ich völlig die Fähigkeit verloren, meine Bewegungen zu koordinieren. Als ich endlich angekleidet war, zitterte ich so stark, dass ich wieder rücklings auf mein Bett fiel. Die beiden Sicherheitsbeam-

ten kamen ins Schlafzimmer zurück, griffen mir fest unter die Arme, um mich aufzurichten, und führten mich dann Schritt für Schritt zu dem Wagen, der vor dem Hause gewartet hatte.

Ich blickte aus dem Seitenfenster und sah, dass Prag unter einer dichten Schneedecke lag. Die Strassen waren menschenleer. Die Fahrt dauerte lange. Schliesslich hielten wir an einem Seiteneingang des Gerichtsgebäudes von Pankrác. Die beiden Männer halfen mir aus dem Wagen und geleiteten mich durch einen langen Flur zu einem winzig kleinen Raum. Sie sagten mir, ich solle dort warten. Durch die dünne graue Wand hörte ich undeutliche Stimmen. Im benachbarten Raum, der wahrscheinlich genauso aussah wie jener, in dem ich mich befand, sprach eine Frau mit erregter, vorwurfsvoller Stimme, als stritte sie mit jemandem. «Ich will nicht mit ihm sprechen. Er ist ein Verräter; er hat uns alle getäuscht, selbst mich. Ich habe ihm nichts zu sagen!»

«Aber Frau Frejka», hörte ich eine männliche Stimme sagen; wahrscheinlich war es der Sicherheitsbeamte. «Frau Frejka, seien Sie doch ein bisschen menschlich. Dieser Mann wird morgen sterben...»

In diesem Augenblick flog die Tür auf, und die beiden Sicherheitsbeamten zogen mich erneut an den Armen hoch und führten mich in einen grösseren, leeren Raum, der durch einen doppelten Maschendrahtzaun in zwei Hälften unterteilt war. Kurz darauf erschienen hinter diesem Gitter zwei Polizisten, die Rudolf in die Mitte genommen hatten.

Ich warf mich gegen den Maschendraht und streckte meine Finger durch die Löcher. Ich sah Rudolfs Gesicht, das kreuzweise von dem Drahtmuster überzogen war wie von Narben. Aber einen Augenblick später löste sich dieses Muster plötzlich auf. Ich blickte ihm fest in die Augen und konnte keine Verzweiflung, keine Furcht finden, sondern nur eine seltsame, nach innen gekehrte Ruhe. Es war jene Ruhe, die ein Mensch nur in den tiefsten Tiefen des Leidens erreicht.

Er sah mich lange Zeit schweigend an, bevor er zu sprechen an-
hob. Dann sagte er: «Ich hatte solche Angst, du würdest nicht kom-
men!»

Ich war unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen. Bist du
schon so weit entfernt von mir, Rudolf, dass du glauben konntest,
ich würde nicht kommen?

Wieder sah er mich wortlos an. Ich dachte: Wie muss ich für ihn
aussehen? Haut und Knochen, ausgemergelt von Krankheit und
Schmerzen.

«Du bist so schön», sagte er.

«Erzähle mir von Ivan», bat er dann, und ich begann zu erzählen.
Ich erzählte ihm alles, was mir von unserem hübschen, munteren
Sohn einfiel, der den ganzen Tag Lieder sang.

Nach einer Weile mussten wir beide lächeln.

«Ich hatte heute eine lange Unterredung mit dem Minister für
Staatsicherheit, Bacilek», sagte Rudolf. «Er hat mir versprochen, für
dich und das Kind zu sorgen. Er sagte, er werde dir eine gute Arbeit
vermitteln und dir helfen... Und nun hör zu, es ist sehr wichtig: Ich
will, dass du den Namen des Jungen ändern lässt. Er soll nicht um
meinetwillen leiden müssen. Bitte Sorge dafür. Es ist mein letzter
Wunsch.»

Wir schwiegen wieder. Dann sagte er: «Komm, lass uns zusam-
men eine Zigarette rauchen.»

Ein Sicherheitsbeamter sprang eilfertig herbei und reichte mir Zi-
garette und Feuerzeug.

«Weisst du», meinte Rudolf, «ich habe die Zelle mit einem Mann
geteilt, der die Musik genauso liebt wie ich. Wir haben versucht, uns
gemeinsam zu erinnern, und jetzt können wir das gesamte Cello-
konzert von Dvořák pfeifen.»

Eine Weile rauchten wir, ohne ein Wort zu sagen, und sahen uns
nur gegenseitig an.

«Du darfst den Prozess nicht in Zweifel ziehen. Glaube daran!»
sagte Rudolf plötzlich. «Bitte. Denk an Ivan, nicht an mich.»

«Sag nichts. Ich verstehe alles. Mach dir keine Sorgen um mich oder den Jungen. Er wird gut aufwachsen, das verspreche ich dir. Ich werde dafür sorgen, dass ein guter Mann aus ihm wird.»

«Und vergiss mich, Heda. Du musst einen neuen Vater für ihn finden. Du darfst nicht allein bleiben.»

«Ich weiss, dass der Junge mich braucht, aber du kannst mir glauben, ich würde lieber mit dir gehen... Es wäre leichter für mich, als weiterzuleben... Ich bin sowieso immer bei dir. Das weisst du doch, nicht?»

«Ist dir schon mal auf gefallen, dass alle wichtigen Ereignisse in meinem Leben entweder am Dritten oder am Dreizehnten eines Monats eingetreten sind?» fragte Rudolf. «Morgen ist der Dritte, und ich bin jetzt dreimal dreizehn Jahre alt.»

«Dreimal dreizehn schwere Jahre», erwiderte ich. «Aber eines hast du wenigstens gehabt: eine Frau, die dich immer geliebt und an dich geglaubt hat.»

Ich machte eine Pause; dann wandte ich mich an den Beamten, der neben mir stand, und sagte: «Ich habe meinem Mann ein paar Fotos von unserem Kind mitgebracht. Darf ich sie ihm geben?»

«Das ist verboten.»

«Können Sie uns nicht wenigstens erlauben, dass wir uns die Hand geben?»

«Das ist ebenfalls verboten.»

Ich streckte einen Finger durch den Maschendraht, so weit ich konnte, und versuchte, Rudolfs Hand zu berühren, ohne sie jedoch erreichen zu können. Rudolf lächelte.

Wir sprachen noch eine Weile miteinander, wobei wir uns jeder Minute bewusst waren, die verstrich. Dann blickte einer der Uniformierten auf Rudolfs Seite auf die Uhr. Rudolf nickte.

«Da ist noch etwas, was ich dir erzählen wollte», sagte er rasch. «Ich habe in der Zeit, die ich hier war, ein wirklich gutes Buch gelesen. Es hiess *Männer mit reinem Gewissen*.»

Ich weiss nicht, ob er danach noch etwas sagte. Ich verstand nur, dass dies unsere letzten gemeinsamen Augenblicke waren, die allerletzten.

Rudolf ging langsam rückwärts zur Tür, und als er hindurchging, veränderte sich plötzlich der Ausdruck in seinen Augen. Was in jenem kurzen Moment aufleuchtete, werde ich mit mir tragen, solange ich lebe.

Als sich die Tür hinter ihm schloss, versagten mir die Knie. Ich hielt mich nur noch mit den Fingern am Maschendraht fest, und einer der Sicherheitsbeamten machte eine schnelle Bewegung, um mich aufzufangen, ehe ich fiel. Aber er hatte mich kaum berührt, als plötzlich etwas in mir rebellierte. Ich riss mich von dem Mann los und marschierte in aufrechter Haltung, als hätte ich einen Ladestock verschluckt, durch die endlosen Flure hinaus zu dem wartenden Auto. Als wir zu Hause ankamen, stieg ich ohne Hilfe aus dem Wagen und ging allein die Treppe hinauf zu meiner Wohnung.

Dann kam die Nacht. Die ganze Nacht hindurch sah ich vor meinen Augen einen riesigen Hammer, der mit regelmässigen Schlägen einen Blutfleck in eine Steinmauer schlug. Immer wieder schlug er zu, immer wieder...

Kurz vor Morgengrauen fiel ich für ein paar Minuten in Schlaf. Es war, so erfuhr ich später, genau die Zeit, als Rudolf ohne ein Wort starb.

Mehr als dreissig Jahre sind seitdem vergangen, und noch immer hat diese Nacht kein Ende. Bis heute steht sie mir vor Augen wie eine Leinwand, auf die mein gegenwärtiges Leben projiziert ist. An ihr messe ich all mein Glück und all mein Unglück, wie man die Höhe eines Berges und die Tiefe eines Tales an der Höhe des Meeresspiegels misst.

Mehr als einmal habe ich mich gefragt, was geschehen wäre, wenn Rudolf an einer schweren Krankheit gestorben wäre. Wie wäre es gewesen, wenn er monatelang unerträgliche Schmerzen hätte, aus-

halten müssen und wir beide gewusst hätten, dass er sterben musste, so wie wir es damals wussten? Wäre es dann leichter gewesen? Ich glaube, ja. Wir sind alle in der Lage, den Schmerz zu ertragen, der damit verbunden ist, dass wir Wesen aus Fleisch und Blut sind, dass wir vergänglich sind und sterben müssen. Aber es ist unmöglich, sich mit dem Leid abzufinden, das der Mensch kaltblütig und vorzüglich seinen Mitmenschen zufügt.

Nach Rudolfs Tod verbrachte ich mehrere Wochen ans Bett gefesselt, als läge ich in einem Sarg. In den Strassen Prags tobte sich der Volkszorn aus. Es ging das Gerücht, ich sei zusammen mit meinem Sohn entführt und ins Ausland gebracht worden, ich sei im Gefängnis, ich hätte Selbstmord begangen. Die Wahrheit war, dass ich halbtot in meinem Zimmer lag. Einmal kam ein Arzt aus einem nahegelegenen Krankenhaus vorbei, um nach mir zu sehen. Er untersuchte mich, als hätte er es eilig und wolle möglichst schnell wieder fort. Er meinte: «Die Sache ist schwierig. Sie wehren sich nicht gegen die Krankheit. Ich glaube, Sie wollen eigentlich nicht mehr leben.»

Das stimmte nicht. Ich wusste, dass ich am Leben bleiben musste. Ich musste doch für meinen Sohn sorgen. Aber ich hatte keine Kraft mehr und fühlte mich jeden Tag schlechter. Eines Abends tauchte schliesslich meine Hauswirtin, vielleicht um ihre frühere Gemeinheit mir gegenüber wiedergutzumachen, mit einem Dr. Urbanek in meinem Schlafzimmer auf, einem Arzt, den ich noch nie gesehen hatte. Er untersuchte mich gründlich und sagte dann: «Ich werde Ihnen eine nicht ungefährliche Behandlung verschreiben; das ist das einzige, was helfen könnte. Wenn sie keinen Erfolg hat, dann müssen Sie zurück ins Krankenhaus. Ansonsten...»

Er stellte mir einige Rezepte aus und verschwand dann wieder so unauffällig, wie er gekommen war. Später fand ich heraus, dass man ihn auf eine Stelle irgendwo weit draussen auf dem Lande versetzt hatte; ich hoffe, nicht als Strafe dafür, dass er mir das Leben rettete.

Marenka musste ganz Prag ablaufen, bis es ihr gelang, die Rezepte einzulösen, aber als ich die neuen Medikamente nahm, zog sich meine Krankheit allmählich zurück. Trotzdem dauerte es fast ein Jahr, bis ich wieder ganz gesund war.

Irgendwann zu dieser Zeit erhielt ich die Mitteilung, dass man mich aus der Partei ausgeschlossen hatte.

Einige Wochen später konnte ich endlich wieder aus eigener Kraft laufen. Ich beschloss, nur noch in Trauerkleidern auszugehen. Ich konnte es mir nicht leisten, neue Kleider zu kaufen, aber ich fand einen alten schwarzen Mantel und ein Paar schwarze Schuhe im Schrank. Alles andere färbten Marenka und ich schwarz. Dutzende von trotzigem Augenpaaren starrten mich gehässig an, wenn ich den Gehweg entlangschlurfte. Immer wieder musste ich anhalten und mich an eine Wand lehnen, um wieder zu Atem zu kommen. Ich wusste, dass ich tätlich angegriffen werden konnte, dass man einen Stein nach mir werfen konnte, wie es anderen Witwen der Hingegerichteten und ihren Kindern schon passiert war. Aber zu meiner grossen Überraschung spürte ich zum erstenmal, dass sich die Bewohner meiner Strasse offenbar in zwei Lager gespalten hatten.

Sehr viel später sagte mir eine Frau: «Wissen Sie, so schlecht sind die Menschen gar nicht. Sie denken einfach nur nicht nach. Es ist eine tief verwurzelte alte Sitte, ja fast so etwas wie eine nationale Tradition in unserem Lande, dass sich die Leute gegen vermeintliche Volksfeinde zusammenrotten. Einer trauernden Witwe gegenüber reagieren die meisten jedoch völlig anders, besonders wenn sie so elend aussieht wie Sie damals. Und wenn sich erst einmal ihr Herz öffnet, dann gibt es kein Zurück mehr. Einigen Leuten wurde plötzlich klar, dass Sie von der Unschuld Ihres Mannes absolut überzeugt sein mussten, wenn Sie es wagten, die Partei dadurch herauszufordern, dass Sie öffentlich um ihn trauerten.»

Natürlich wagte es niemand, sich mit mir zu solidarisieren, aber

immerhin spürte ich die Reaktion der Leute in unserem Krankenhaus, wo die Ärzte sich, wenn auch zögernd, bereit erklärten, sich um mich zu kümmern und mir hin und wieder auch ein Rezept auszustellen.

Eine der traurigsten Erscheinungen jener Jahre war das Wiederaufflammen des Antisemitismus, der sich in Böhmen sonst tief unter der Oberfläche versteckt und in der Regel nur auf Anweisung von oben virulent wird. Ich erinnere mich, wie ich im Krankenhaus einmal zufällig das folgende Gespräch mit anhörte. Zwei Frauen unterhielten sich über ihre jeweiligen Krankheiten, wie es im Wartezimmer eines Arztes allgemein üblich ist.

«Ich sage Ihnen, ich war *so* krank», meinte die eine, «dass sie mich von einem Doktor zum nächsten geschickt haben, ohne dass mir einer helfen konnte, bis ich zu diesem kam. Er machte mich sofort wieder gesund. Er hat mich so gut behandelt, dass ich ohne ihn längst sechs Fuss unter der Erde wäre.»

«Wirklich? Was für ein Arzt war denn das?» fragte die andere.

«Ach Sie wissen schon, auch so ein dreckiger Jude.»

Ende Januar kam Marie nach Prag und brachte Ivan zurück. Sie hatte sich – völlig zu Recht – gedacht, dass wir uns jetzt gegenseitig brauchten, mehr als alles andere. Die Genossen in Bratislava hatten ihren Kindern strengstens untersagt, mit dem Sohn eines Verräters zu spielen, so dass der Junge sich schon einsam fühlte. Aber er sah gesund aus, sprach Tschechisch jetzt mit einem leicht slowakischen Akzent und erschien mir noch liebenswerter als vorher. Er wirkte ein wenig durcheinander, als er mich das erstmal wiedersah, aber er sagte nichts und ging sofort in sein Zimmer, um nach seinen Spiel-sachen zu schauen. Erst eine Weile später kam er zu mir und fragte: «Mama, warum trägst du so schwarze Kleider? Ich finde, sie sind hässlich. Du siehst darin so traurig aus.»

Ich setzte ihn neben mich und teilte ihm so schonend wie möglich mit, dass sein Vater tot war.

Er hörte mir zu und sah mich erschrocken an, aber er weinte nicht. «Wo ist er denn begraben?» fragte er mich. «Ich möchte eine Blume auf sein Grab pflanzen.»

Ich sagte ihm, sein Vater wäre in einem fremden, fernen Land gestorben.

«Wenn ich gross bin, werden wir hinfahren und sein Grab besuchen», meinte er.

Dann lief er in sein Zimmer, kramte eine Weile dort herum und kam dann noch einmal zurück.

«Mach dir keine Sorgen, Mama», sagte er. «Ich bin schon sehr gross geworden. Ich werde schon für dich sorgen.»

Als ich wieder soweit bei Kräften war, dass ich ein paar Strassen überqueren konnte, ging ich zum örtlichen Polizeirevier. Ich zog meinen Personalausweis aus der Handtasche und bat den Beamten, die Eintragung meines Familienstandes zu korrigieren. Statt «verheiratet» müsste es jetzt «verwitwet» heissen. Der stämmige junge Polizist sah zuerst mich an, dann meinen Ausweis und meinte schliesslich: «In Ordnung. Zeigen Sie mir bitte den Totenschein Ihres Mannes.»

Dieser amtliche Totenschein war genau das, was ich haben wollte.

«Ich habe keinen bekommen», gab ich zurück.

«Dann zeigen Sie mir wenigstens das Gerichtsurteil.»

«Auch das hat man mir nicht gegeben», antwortete ich. «Ich habe von dem Prozess und dem Urteil nur aus dem Rundfunk und aus den Zeitungen erfahren, so wie alle anderen auch.»

«Aber das ist ja unmöglich!» rief der Beamte erstaunt. «Nach dem Gesetz haben Sie das Recht...» Einer seiner Vorgesetzten, der inzwischen hinzugetreten war, stiess ihn mit dem Ellbogen in die Seite. Der junge Polizeibeamte hielt mitten im Satz inne.

«Gehen Sie zum Nationalausschuss», sagte der ältere Mann zu mir. «Bitten Sie dort darum, dass man Ihnen einen entsprechenden Totenschein ausstellt.»

Ich ging ein paar Häuser weiter in das örtliche Büro des Nationalausschusses.

«Natürlich», meinte der Angestellte dort auf mein Ersuchen.

«Würden Sie mir bitte mal den Bericht des Leichenbeschauers zeigen?»

«Den habe ich nicht erhalten.»

«Aber niemand kann Ihnen ohne einen solchen Nachweis einen Totenschein ausstellen.»

«Und was soll ich jetzt machen?»

Der Angestellte sah mich peinlich berührt an. «Was Sie machen können? Gehen Sie zu den Leuten drüben in der Zentrale des Nationalausschusses.»

Inzwischen hatte ich genug Erfahrung, um auf den ersten Blick zwischen Bürokraten und Menschen unterscheiden zu können. Der Mann hinter dem Schreibtisch der Zentrale war ein Mensch. Ich setzte mich und erklärte ihm die Situation.

«Ich weiss schon über alles Bescheid», sagte er. «Ohne eine Bescheinigung des Leichenbeschauers kann kein Totenschein ausgestellt werden. Und für die Hingerichteten wurden keine solchen Bescheinigungen ausgestellt.»

Ich spürte, wie mein Herz zu klopfen begann.

«Glauben Sie, es ist möglich, dass sie noch am Leben sind?» Der Mann zuckte nur die Achseln.

«Heutzutage ist alles möglich. Aber rennen sie nicht weiter unnötig herum. Schonen Sie Ihre Kräfte. Hier, unter schreiben Sie diesen Antrag. Damit habe ich einen Vorwand, mich um die Sache zu kümmern. Rufen Sie mich bitte in einer Woche wieder an.»

Wochen und Monate vergingen. Wenn ich fragte, was aus meinem Antrag geworden sei, lautete die Antwort immer nur: «Bis jetzt noch nichts.»

Warum weigerte man sich, einen amtlichen Totenschein auszustellen? War der Prozess am Ende nur eine makabre Farce gewesen? War Rudolf noch am Leben? Konnte es sein, dass die Männer irgendwo interniert waren? Dass die Partei nach Abschluss des Prozesses entschieden hatte, der Zweck sei erfüllt, und den unschuldigen Angeklagten das Leben geschenkt hatte? Meine Freunde gaben mir den Rat, mir keine falschen Hoffnungen zu machen, aber ich konnte nicht anders und musste immer wieder daran denken... wer weiss... vielleicht...

Zwei Jahre später erhielt ich den amtlichen Totenschein. Es ist ein einzigartiges Dokument.

Todesdatum: 3.Dezember 1952

Ausstellungsdatum: 5. Januar 1955

Beruf des Verstorbenen: Stellvertretender Minister

Todesursache: Ersticken durch Erhängen

Begraben: _____

Die letzte Angabe sollte erst zwanzig Jahre später geklärt werden.

Ich erfuhr schliesslich, dass man die Leichen verbrannt und die Asche zwei Beamten der Staatssicherheit übergeben hatte. Sie fuhren in einem Dienstwagen fort, und angeblich soll der Fahrer noch gewitzelt haben: «Das ist das erste Mal, dass ich vierzehn Leute in diesem Wagen habe. Wir drei – und die elf da in dem Sack.»

Ein paar Kilometer ausserhalb Prags kam der Wagen auf der vereisten Strasse ins Rutschen. Die Beamten stiegen aus und streuten die Asche unter die Räder.

Im Januar 1953 begann das grosse Tauziehen um meine Wohnung.

Das Ministerium schickte einen netten jungen Mann vorbei, dessen Name mir entfallen ist, und eine dicke Person mittleren Alters namens Vokurkova, was auf Tschechisch «saure Gurke» bedeutet. Genossin Saure Gurke schaute sich gleichgültig in der Wohnung um und konzentrierte sich dann ganz auf mich. Offenbar war sie zu der Einschätzung gelangt, dass das einzige, was ich brauchte, damit mein kränklicher Körper gesund würde, eine kräftige Dosis von ihrer militanten bolschewistischen Tatkraft und ihrem revolutionären Geist war. Sie stand in ihrer ganzen Leibesfülle in meiner Küche und hielt mir eine flammende Rede.

«Das einzige, was Sie jetzt am Leben erhalten kann, ist der Hass», verkündete sie. «Ihr Mann war ein Verräter und eine Ratte, und Sie sollten ihn dafür hassen! Sie müssen sich jeden Tag immer wieder sagen: Ich hasse ihn, ich hasse ihn, ich hasse ihn. Sie werden sehen, wieviel Kraft Ihnen das geben wird. Frauen glauben immer, es sei die Liebe, die Berge versetzen kann, aber nichts gibt einem mehr Kraft als der Hass!»

Ich fing an zu zittern, und der junge Mann nahm meinen Arm und geleitete mich aus dem Raum.

«Um Gottes willen, hören Sie nicht auf diese alte Hexe», sagte er. «Sie ist doch nur eine versauerte alte Jungfer. Sie waren ihr immer schon ein Dorn im Auge, auch wenn sie noch nie ein Wort mit Ihnen gewechselt hat. Glauben Sie ihr kein Wort. Wir alle im Ministerium sind überzeugt, dass Ihr Mann unschuldig war. Ich weiss, dass unser Sektionschef Hrubis bei seiner Befragung mutig zu seinen Gunsten ausgesagt hat.»

Bevor sie gingen, informierte mich Genossin Gurke, dass höherer-seits beschlossen worden war, ich solle Prag verlassen und in ein Dorf in der Nähe ziehen, wo man mir «ein ganzes Häuschen» nur für mich allein zuweisen würde.

Frau Machová, die immer noch nicht ganz von ihrer Krankheit ge-

nesen war, bot mir an, mit mir zusammen hinzufahren und das Haus in Augenschein zu nehmen. Es war eine lange Fahrt. Als wir in Schnee und Kälte endlich unser Ziel erreichten, stellten wir fest, dass die Angaben der Genossin nicht ganz zutreffend waren – das Häuschen war alles andere als «ganz».

Wir fanden eine halbverfallene Hütte vor, die schon lange Zeit leer stand. Es gab keinen Stromanschluss, und der Putz war von den Wänden gefallen, die vom Boden bis zur Decke feucht waren. Sanitäre Einrichtungen fehlten ganz. Das Wasser musste aus dem einen halben Kilometer entfernten Brunnen eines Nachbarn geholt und dann bergauf zum Haus geschleppt werden. «Wenn die Nachbarn es erlauben», wie der alte Bauer betonte, der als Sekretär des örtlichen Nationalausschusses fungierte.

In der ganzen Gegend war es zudem unmöglich, einen Arbeitsplatz zu finden. Mein Sohn und ich würden unter solchen Bedingungen höchstens ein paar Monate überleben. Es gibt eben verschiedene Arten, einen Mord zu begehen.

Im Zug auf der Rückfahrt nach Prag hatte Frau Machová plötzlich die Lösung.

«Es gibt nur einen Weg, alldem hier zu entgehen», meinte sie. «Sie müssen den örtlichen Nationalausschuss dazu bringen, Ihnen schriftlich zu bestätigen, der Fünfjahresplan sehe vor, dass die Hütte abgerissen werden soll. Der Plan ist denen ja heilig, und sie werden nichts tun, was ihn gefährden könnte. Schreiben Sie diesem Flegel von Sekretär, dass Sie die Sache mit ihm besprechen müssen, aber zu krank sind, um noch einmal den weiten Weg zu machen, und ob er nicht zu Ihnen nach Prag kommen kann. Wir werden die Erklärung schon vorher auf setzen und eine Flasche Schnaps kaufen. Sie füllen ihm so lange das Glas, bis er unterschreibt, und dann schicken Sie den Brief selbst an das Ministerium. Sie brauchen sich keine Gedanken zu machen. Es hat alles seine Richtigkeit und entspricht nur der Wahrheit. Ausserdem habe ich mit eigenen Augen gesehen, dass

die sowieso nicht begeistert davon waren, Sie demnächst im Dorf zu haben!»

Genauso geschah es. Der Sekretär des örtlichen Nationalausschusses kam, trank und unterschrieb. Ich glaube, ihm fiel ein schwerer Stein vom Herzen, als er mich auf diese Weise los wurde. Ein paar Tage später teilte mir das Ministerium mit, man würde mir eine andere Wohnung zu weisen. Marenka musste ausziehen und erhielt vom örtlichen Nationalausschuss ein anderes Zimmer.

Dann kamen die Genossen Inspektoren vom Nationalausschuss meines Stadtviertels und kündigten mir an, sie würden in Kürze wiederkommen, um die Gegenstände, die sie zur Konfiszierung aufgelistet hatten, abzuholen. Sie rieten mir, eine Petition auf Freigabe der nötigsten Dinge des persönlichen Bedarfs einzureichen.

Meine Petition wurde bewilligt. Ich durfte ein Bett, einen Tisch, zwei Stühle, Tassen, Teller und Besteck für zwei Personen sowie ein paar Töpfe und Pfannen behalten.

Der Abtransport unseres persönlichen Besitzes ging reibungslos vonstatten, bis auf eine Kleinigkeit. Ich hatte Ivan erklärt, dass wir in eine kleinere Wohnung ziehen würden und ich alles, was wir nicht brauchten, verkaufen wollte. Er verstand das, aber er bat mich, ob er nicht das Radio behalten könnte, das ich zum letzten Weihnachtsfest, das Rudolf, Ivan und ich gemeinsam verbrachten, gekauft hatte. Ivan war ganz verliebt in dieses Radio; er spielte stundenlang damit herum und drehte an den vielen Knöpfen.

Ich raffte mich auf und verhandelte mit den Genossen Inspektoren. Ich erklärte, ich hätte mir das Radio selbst und von meinem eigenen Geld gekauft und könne das anhand der Quittung auch beweisen. Ich wolle nicht gegen die illegale Beschlagnahme meines übrigen Eigentums protestieren, aber wenigstens mein Radio behalten. Der Genosse Inspektor dachte eine Weile nach und erklärte dann,

diese Angelegenheit liege ausserhalb seiner Zuständigkeit. Er beschloss, den Fall den obersten Autoritäten vorzutragen, und rief den Staatsanwalt an, der die folgende Ansicht vertrat:

«Natürlich hat sie juristisch betrachtet Anspruch darauf! Aber wenn sie verrückt genug ist, darauf zu bestehen, soll sie uns doch verklagen! Sie soll es nur versuchen, dann wird sie schon sehen, was passiert!»

Als der Genosse Inspektor mir wiederholte, was dieser Mann gesagt hatte, der doch für Recht und Gesetz in unserem Lande verantwortlich war, wurde er rot bis unter die Haarwurzeln.

Etwa zur gleichen Zeit fiel mir auf, dass der Krankenhausarzt in meinem Viertel, der mir jede Woche eine Bescheinigung wegen Arbeitsunfähigkeit ausstellte, zunehmend nervös wurde. Ich gewann den Eindruck, er hatte Anweisung erhalten, mich nicht zu verzärteln, konnte jedoch gleichzeitig nicht ignorieren, dass mein Zustand immer noch sehr bedenklich war. Mir war klar, dass das Arbeitsamt mir sofort auf die Pelle rücken würde, sobald er mich wieder arbeitsfähig schrieb. Wieder einmal drohte mir der Vorwurf des Parasitismus, aber wer würde mir jetzt noch Arbeit geben?

Durch reinen Zufall fand ich einen merkwürdigen kleinen Betrieb. Er befand sich in einem Keller, der mit alten Baumwollresten und verschiedenen Garnsorten vollgestopft war, und wurde von einem älteren Mann geleitet, den ich nie ohne Wintermantel und Hut sah. Er verteilte winzige Handwebstühle und dazu jeweils einen Armvoll Stoffreste, die die Angestellten mit nach Hause nahmen und zu hässlichen, aber warmen Schals verarbeiteten. Die meisten hier waren Rentner oder Behinderte und darauf angewiesen, ihre schmale Pension mit ein wenig Taschengeld aufzubessern. Mehr als ein Taschengeld war auf diese Weise nicht zu verdienen, selbst wenn man vierundzwanzig Stunden am Tag arbeitete, aber es war immerhin eine regelmässige Arbeit, die einem das Arbeitsamt und den Vorwurf des Parasitismus vom Leibe hielt.

Während ich damit beschäftigt war, Schals zu weben, erlitt die Menschheit einen schrecklichen Verlust. Väterchen Stalin, dieses Genie, der Führer aller Menschen, starb. Auch ich trauerte. Ich trauerte aus tiefster Seele, dass dieses tragische Ereignis nicht schon sechs Monate früher stattgefunden hätte, als es Rudolf vielleicht noch hätte retten können.

Nicht lange darauf berichtete die Presse, dass der Schuldspruch gegen eine Gruppe jüdischer Ärzte, die vor Kurzem in der Sowjetunion zum Tode verurteilt worden waren, aufgehoben worden sei. Lakonisch wurde in dem Bericht erwähnt, dass die Geständnisse mit illegalen Mitteln erzwungen worden waren.

Ich setzte mich sofort hin und schrieb einen Brief an das Zentralkomitee, in dem ich schwor, dass mein Mann ebenso unschuldig gewesen sei wie diese Ärzte, und liess durchblicken, dass sein Geständnis ebenfalls mittels illegaler Verhörmethoden erzwungen worden war. Dann stellte ich formell einen Antrag auf Wiederaufnahme seines Verfahrens. Auch diesmal blieb mein Schreiben unbeantwortet.

Etwa einen Monat später folgte Genosse Klement Gottwald, gehorsam wie immer, Josef Wissarionowitsch in die Ewigkeit. Er starb einen ruhigen Tod. Man munkelte, die Todesursache sei eine Erweiterung der Aorta als Folge fortgeschrittener Syphilis gewesen. Sein Tod und das gesamte Drumherum waren überaus bewegend, wenn auch natürlich weit weniger als im Falle Stalins. Schliesslich sind wir ein sehr viel kleineres Land.

Wir bekamen unseren zweiten Arbeiterpräsidenten, Genosse Präsident Antonin Zapotocky. Die einzige Veränderung bestand darin, dass der neue Präsident sein Bier nicht still und hinter verschlossenen Türen in sich hineinschüttete, wie Gottwald es getan hatte. Er liebte es, sich unter das Volk zu mischen und laut und öffentlich mit den Soldaten der Palastwache Karten zu spielen.

Die Partei hatte nun auch wieder einen neuen Generalsekretär,

Antonin Novotny, ihren Mann der Zukunft, der sich das Vertrauen und die Achtung der Partei vor allem dadurch erworben hatte, dass er die staatsfeindliche Verschwörung von Rudolf Slánský und dessen Kumpanen aufdeckte. Später klagte er Freunden gegenüber, das sei alles andere als einfach gewesen. «Gottwald hat sich strikt geweigert, mir zu glauben. Ihr macht euch gar keine Vorstellung, wie schwer es war, ihn davon zu überzeugen, dass diese Leute Verräter waren.»

Auch in meinem Leben gab es einige Veränderungen.

Das Aussenhandelsministerium hatte es endlich geschafft, eine neue Wohnung für mich zu finden. Sie mussten die gesamte Stadt durchgekämmt haben, denn in ganz Prag konnte es höchstens eine Handvoll solch elender Behausungen geben. Die sogenannte Wohnung bestand aus einem Zimmer mit einem uralten Kachelofen in der Ecke. Die Dielen waren kaputt und die Fensterrahmen und die Tür so verrottet, dass bei Sturm alle leichten Gegenstände im Zimmer hochgewirbelt wurden, selbst wenn die Fenster geschlossen waren. Das Haus war mindestens dreihundert Jahre alt. Der einzige moderne Komfort waren eine nackte Glühbirne an der Decke, ein tropfender Kaltwasserhahn und eine unbeschreibliche Toilette im Treppenhaus, die von mehreren Familien im gleichen Stockwerk gemeinsam benutzt wurde. Andere sanitäre Einrichtungen gab es in diesem Haus nicht.

Ich stellte eine Kohlenkiste in eine Zimmerecke und einen grossen Karton mit Kartoffeln und anderen Lebensmitteln in eine andere. Unter der Decke spannte ich Seile, die als Wäscheleinen dienten. Waschen musste ich in einer alten Kinderwiege. Die Wiege war auch unsere Badewanne.

Pavel Kovály kam wieder einmal vorbei, diesmal mit einem winzigen Kanonenofen, den er irgendwo aufgetan hatte, und mehreren Stücken Ofenrohr, die er auf geniale Weise durch das Zimmer führte, um auch den letzten Rest Wärme zu nutzen.

Unglücklicherweise gab der Ofen nur Wärme ab, wenn er voll glühender Kohlen war. Sobald das Feuer ausging, wurde es im Zimmer eiskalt wie in einem Kühlschrank. Ivan und ich rannten dann immer in dem unvorstellbar schmutzigen Treppenhaus hinauf und hinunter, wobei wir die Augen geschlossen hielten, um die Kakerlaken nicht zu sehen, die fast so gross waren wie Mäuse und überall an den Wänden hochkrabbelten.

Bevor wir einziehen konnten, musste ich den Hauswirt aufsuchen, um den Mietvertrag zu unterschreiben. Er war ein kranker, sehr alter Mann im Rollstuhl, der meinen Antrag endlos lange durch seine Brille anstarrte, ehe er wieder aufblickte.

«Ihr Name ist Margolius», stellte er fest. «Sie sind doch nicht zufällig verwandt mit dem Margolius, der aufgehängt wurde, oder?»

Im stillen dachte ich: Vergib mir, Rudolf, bitte vergib mir, aber ich halte es einfach nicht mehr aus...

«Nein», antwortete ich.

«Na, da haben Sie Glück gehabt», meinte der Hauswirt und nickte mit seinem weissen Haupt.

Mein Sohn hielt sein Versprechen. Er half mir, so gut er konnte. Weil ich auch das ganze darauffolgende Jahr hindurch immer wieder krank wurde, übernahm er die Hausarbeit, wenn ich das Bett hüten musste. Häufig konnte ich die Kinder unten auf der Strasse spielen und lärmern hören, während er das Geschirr spülte oder den Fussboden schrubbte. Mit seinen sechs Jahren war Ivan reifer und verantwortungsbewusster als manch ein Erwachsener. Er hatte nur selten einen Wunsch. Im Gegenteil, immer beharrte er darauf, es gehe ihm gut und er brauche nichts. Ich erinnere mich nur an einen einzigen Abend, an dem er sehnsuchtsvoll sagte: «Alle Kinder in der Schule bringen immer so schöne rote Äpfel mit zum Frühstück...» Aber das war genau in einer Zeit, als selbst ein paar rote Äpfel ein unerfüllter Traum für uns blieben.

Heute lebt Ivan in London. Er ist ein erfolgreicher Architekt und

hat ein interessantes Buch über Kunst geschrieben. Die Gebäude, die er entwirft, strahlen grosse Kraft und Schönheit und eine ruhige, heitere Würde aus. Er, seine Frau und seine beiden Kinder sind heute Bürger von Grossbritannien, der ältesten Demokratie der Welt.

Im Frühjahr 1953 wurde endlich die seit Langem befürchtete Währungsreform durchgeführt. Das Geld wurde im Verhältnis fünfzig zu eins abgewertet, so dass von meinen ohnehin geringen Ersparnissen kaum noch etwas übrigblieb. In dieser Situation überfiel mich die Panik. Wenn es mir nicht gelang, meinen Arbeitsplatz, so elend er auch war, zu behalten, würden wir verhungern.

Dann kam mir eine Idee. Ich würde mich für den Brigadeinsatz in einer LPG melden, der freiwillige Arbeitskräfte für den Sommer suchte. Damit würde ich zusätzliche Arbeitspunkte bekommen, und ausserdem könnte mein Sohn den ganzen Tag an der frischen Luft sein. Ich würde die Arbeit schon irgendwie schaffen. Meine frühere Nachbarin, Frau Honziková, bot mir ein Zimmer im Haus ihrer Mutter in einem kleinen Dorf an, in dem es eine grosse LPG gab, und ich suchte den Leiter meines Betriebes auf.

Seine Miene hellte sich auf, als ich ihm von meinen Plänen erzählte.

«Ich werde an höherer Stelle sofort Mitteilung darüber machen», sagte er. «Unsere anderen Arbeiter sind entweder zu alt oder invalide; Sie werden also unsere einzige Freiwillige sein, der Stolz des ganzen Betriebs. Jetzt haben Sie nichts mehr zu befürchten und brauchen sich keine Sorgen zu machen, im nächsten Jahr womöglich Ihren Arbeitsplatz zu verlieren.»

In den ersten sechs Wochen ging alles gut. Wir mussten das Heu wenden und in den Karottenfeldern Unkraut jäten. Aber dann kam die Ernte – harte Knochenarbeit, bei der meine alte Krankheit sofort wieder aufflackerte. Es gab keine andere Alternative, als nach Prag

zurückzukehren. Im Krankenhaus wurde ich von einer jungen, sympathischen Ärztin untersucht, die nach kurzer Zeit ungeduldig rief: «Sagen Sie mir, welcher Arzt Ihnen bescheinigt hat, dass Sie für die Feldarbeit geeignet sind! Ich werde sofort Beschwerde einreichen!»

Es dauerte eine Weile, bis sie sich wieder beruhigt hatte. Darauf kehrte ich in die Kellerwerkstatt zurück, um mich wieder zur Arbeit zu melden. Diesmal jedoch reichte der Chef mir nicht das übliche Bündel mit Stoffresten. Er scharrte verlegen mit den Füßen, räusperte sich und wandte unsicher den Blick ab. Endlich sagte er: «Vor zwei Wochen habe ich Anweisung erhalten, Sie zu entlassen. Ich wollte Ihnen eigentlich schreiben, aber ich habe es immer wieder aufgeschoben. Sie haben mir so leid getan. ...»

Sobald ich mich wieder besser fühlte, ging ich auf die Suche nach einer neuen Arbeit, obwohl ich wusste, dass es aussichtslos war. Mancher Personalchef, der nicht einmal im Traum daran dachte, mich einzustellen, machte sich sogar noch auf meine Kosten über mich lustig. Man liess mich vor dem Schreibtisch Platz nehmen, blendete mich mit einer hellen Lampe und stellte mir endlos lange eine komplizierte Frage nach der anderen. In dem Bemühen, möglichst unschuldig auszusehen, muss ich gewirkt haben, als hätte ich einen Massenmord begangen. Aber wie sieht eigentlich ein unschuldiger Mensch aus?

Meine Arbeitssuche dauerte genau eine Woche. Als der Personalchef einer Zahnklinik, bei der ich mich als Putzfrau beworben hatte, mir sagte: «Aber Genossin, wie stellen Sie sich das vor? Hier können Sie nicht arbeiten! Wir haben hier hohe politische Ansprüche!», beschloss ich: Genug damit! Das mache ich nicht länger mit. Jetzt ist Schluss.

Meine Freunde halfen mir, so gut sie konnten. Der eine brachte mir eine kleine Übersetzung, ein anderer einen Text zum Korrekturlesen oder einen Auftrag, etwas zu illustrieren. Pavel Kovály, der inzwischen seinen Militärdienst absolviert hatte und wieder bei dem

Verlag war, in dem ich früher arbeitete, besass tatsächlich die Courage, seinem Chefredakteur gegenüber vorzugeben, er hätte bei der Armee zeichnen gelernt. Von Zeit zu Zeit brachte er mir einen Auftrag für einen Umschlagentwurf und signierte ihn dann mit seinem eigenen Namen.

All das brachte mir jedoch nur sehr wenig Geld ein, und ich fragte mich allmählich, ob ich für meinen Sohn wirklich so unersetzlich war, wie ich gedacht hatte. Solange ich lebte, war er dazu verurteilt, Not und Entbehrungen zu ertragen. Wenn ich starb, würden Marie oder Frau Machová gewiss für ihn sorgen, und er könnte wenigstens in einer erträglichen Umgebung aufwachsen, in einer ordentlichen Wohnung, in einer richtigen Familie. Immer wieder grübelte ich über diese Möglichkeit nach, bis ich eines Tages später als sonst von meiner Arbeitssuche nach Hause kam und Ivan mir völlig verängstigt entgegengelaufen kam.

«Wo warst du denn so lange, Mama? Ich habe Angst gehabt, dir wäre etwas passiert!»

Ich dachte, diese Gelegenheit sei günstig, um herauszufinden, wie er reagieren würde. Zuerst einmal beruhigte ich ihn und verspach ihm, mir würde nichts passieren, ich würde immer aufpassen. Dann fügte ich hinzu: «Aber selbst wenn mir wirklich etwas passieren sollte, dann würdest du zu Tante Marie ziehen, und vielleicht würde es dir bei ihr bessergehen als hier bei mir!»

Ivan starrte mich mit Rudolfs Augen einen Moment lang erstaunt an.

«Aber dann hätte ich ja keine Mutter mehr!»

Ich nahm ihn in die Arme und drückte ihn fest an mich. Ich schämte mich mehr als je zuvor in meinem Leben.

Dann kam eines Morgens die Inspektorin vom Arbeitsamt vorbei. Sie setzte sich an unseren Tisch, zog eine Aktenmappe und einen Fragebogen hervor und sagte: «Ich bin gekommen, um zu überprü-

fen, wie Sie Ihren Lebensunterhalt verdienen. Sie sind doch seit August arbeitslos.»

Da packte mich eine solche Wut, dass ich die Beherrschung verlor.

«Ich habe keine Lust zu arbeiten. Ich habe einen reichen Liebhaber, der mich aushält!»

Die Frau sah mich traurig an. «Hören Sie, ich verstehe Sie. Glauben Sie nicht, dass mir das hier Spass macht. Aber ich muss irgendeinen Bericht über Sie schreiben. Ich will Sie doch schützen. Bitte seien Sie doch vernünftig.»

Ich zog eine Mappe mit Zeichnungen hervor, von denen die meisten mehr als drei Jahre alt waren. «Schreiben Sie in Ihren Bericht, dass ich als freischaffende Künstlerin arbeite», sagte ich ihr. «Hier sind ein paar von meinen Arbeiten.»

Irgendwie schafften wir es, den ersten Winter in diesem elenden Loch zu überleben. Jeden Morgen mussten wir die Eisschicht aufbrechen, die sich über Nacht im Wasserkrug gebildet hatte. Mein Gesundheitszustand verschlechterte sich wieder von Tag zu Tag, und auch Ivan wurde krank.

Eines Tages kam Pavel Kovály zu Besuch. Sprachlos blieb er in der Tür stehen. Ich lag in meinem Bett und Ivan in seinem. Wir hatten beide die Grippe und hohes Fieber. Im Zimmer war es genauso kalt wie draussen auf der Strasse, und der Nordwind wirbelte ein paar Papierschnipsel in der Stube herum. Ich hatte nicht die Kraft, Feuer zu machen, geschweige denn nach unten und ein paar Strassen weiter zur Telefonzelle zu gehen, um einen Arzt anzurufen. Pavel nahm eine Decke, wickelte Ivan hinein und brachte ihn zu Frau Machová. Dann kam er zurück, wickelte auch mich in eine Decke und nahm mich mit zu seiner Mutter.

Mehrere Wochen später heirateten Pavel und ich. Es wurde eine merkwürdige Hochzeit. Diesmal war es der Bräutigam, der die Grippe hatte. Er zitterte während der gesamten Zeremonie vor Kälte, und ich war so aus der Fassung, dass ich mich kaum aufrechterhalten

konnte. Die wenigen Freunde, die es gewagt hatten zu erscheinen, weinten vor Rührung. Pavel Eisler war mein Trauzeuge, und natürlich war auch Frau Machová dabei. Nach der Zeremonie leerten wir alle unsere Taschen, legten zusammen, was wir fanden, und gingen zu Kaffee und Kuchen ins Café Pelikan.

Natürlich verlor Pavel Kovály durch unsere Heirat seine Arbeit. In den folgenden Monaten beteiligte er sich als ungelernter Arbeiter im Untergrund am Aufbau des Sozialismus, und zwar als Assistent eines Mannes, der Wasserkocher reparierte. Da es damals weniger darauf ankam, wie gute Arbeit jemand leistete, sondern eher darauf, wie gut er betrügen und Berichte fälschen konnte, verdiente Pavel meistens weniger als nichts.

Dann zogen wir drei gemeinsam in die Zweizimmerwohnung seiner Mutter und waren sehr erleichtert, als Pavel wenig später neue Arbeit in einer grossen Bäckerei fand, aus der er manchmal ein paar Brötchen für Ivan mit nach Hause schmuggelte.

So ging das Jahr 1956 langsam zu Ende – ein Jahr voller grosser Erkenntnisse und kleiner Veränderungen.

DIE REHABILITIERUNG

Im Februar 1956 brach eine neue Ära an. Nikita Chruschtschow, der schon lange an einem Machtkampf innerhalb des Kremls beteiligt war, hatte erkannt, dass er einen kühnen Schritt tun musste, um seine Position zu stärken. Als erfahrener Politiker hatte er ausserdem ein Gespür dafür, dass die Zeit reif war für eine Abkehr von der Barbarei der stalinistischen Gewaltherrschaft. In einer Geheimrede bei einer nichtöffentlichen Sitzung auf dem XX. Parteitag der KPdSU warf Chruschtschow den ersten Stein auf das gottähnliche Bild Stalins und enthüllte einige von Stalins schlimmsten Verbrechen. Dies schlug nur eine kleine Bresche in die Mauer des Terrors, die Stalin und seine Henkersknechte errichtet hatten, aber sie reichte aus, um das Leben von Hunderttausenden unschuldiger Menschen zu retten. In allen Staaten des Ostblocks wurden jetzt politische Gefangene freigelassen, die zum Teil seit Jahren in Gefängnissen und Arbeitslagern dahinvegetiert waren.

Auch in der Tschechoslowakei öffneten sich die Gefängnistore lautlos und ohne grosses Aufsehen, und heraus kamen gebrochene, ausgemergelte Gestalten und blinzelten ins helle Tageslicht. Sie kehrten heim und fanden ihre Wohnungen ruiniert, ihre Frauen waren krank und erschöpft, und die Kinder waren ihnen fremd geworden. Die früheren Freunde gingen ihnen aus dem Weg – nicht mehr

aus Angst, sondern aus Scham und Verlegenheit. Ihre Gesundheit war zerrüttet oder zumindest schwer beeinträchtigt, und manche starben kurz nach ihrer Freilassung. Häufig dauerte es Monate, bis sie Wohnung und Arbeit fanden. Die Staatssicherheit liess sie nicht aus den Augen, um zu verhindern, dass sie sich selbst schaden, indem sie allzu anschaulich von ihren Erfahrungen im Gefängnis berichteten.

Ich sah Eda Goldstücker nach seiner Freilassung zum erstenmal in Pavel Eislers Wohnung wieder. Er war so klein und mager geworden, dass er wie ein Junge aussah. Er starrte uns und alles ringsum mit einer gierigen Begeisterung an, als müsse er alles, was er sah, mit dem vergleichen, was er sich jahrelang vorgestellt hatte, und als sei er jetzt überrascht, wieviel schöner die Wirklichkeit war als selbst die genaueste Erinnerung.

Unter den Freigelassenen waren auch Artur London, Eugen Loeb und Vavro Hadjú, jene drei der insgesamt vierzehn im Slánský-Prozess der Verschwörung beschuldigten Männer, die aus nie geklärten Gründen der Todesstrafe entgangen und zu lebenslanger Haft verurteilt worden waren. Jetzt wurden sie ohne ein einziges Wort der Erklärung entlassen und rehabilitiert. Weil sie noch lebten, erklärte man sie für unschuldig. Die Toten dagegen blieben weiterhin Verräter, obwohl die Anschuldigungen gegen die gesamte Gruppe so miteinander verflochten waren, dass, wenn einer für unschuldig erklärt wurde, auch die anderen nicht schuldig sein konnten. Ungeachtet dessen kam eine Sonderkommission, die im Jahre 1957 von der Partei eingesetzt wurde und unter der Leitung von Rudolf Barak die Prozessakten überprüfen sollte, zu dem Ergebnis, die Verfahren seien streng nach Recht und Gesetz durchgeführt worden und hätten den Zielen der Partei gedient.

In den wenigen Monaten jedoch, nachdem Chruschtschow seine Bombe hatte hochgehen lassen und bevor sich die Partei wieder konsolidierte und erneut die Schrauben anzog, hatten die meisten Menschen das Licht am Ende des Tunnels gesehen. Millionen warteten darauf, dass unsere Partei jetzt endlich ein offenes Wort sprechen

würde. Wir wollten die Wahrheit erfahren, und wir wollten, dass die Wahrheit laut ausgesprochen wurde. Aber was war die Wahrheit? In der Tschechoslowakei des Jahres 1956 war die Wahrheit immer noch das, was den Zielen der Partei diente, und die Partei war gleichbedeutend mit Genosse Novotny und seinen Verbündeten, fest zusammengeschweisst durch ihre gemeinsamen Verbrechen. Es gab keine Enthüllungen, und das Land, das gerade begonnen hatte, sich von seiner lähmenden Angst zu befreien, versank in einem Morast aus unausgesprochener Schuld und Scham.

Die Gesellschaft polarisierte sich: auf der einen Seite standen Machthaber – eine Macht, die zum reinen Selbstzweck geworden war und nichts mehr mit dem Willen des Volkes zu tun hatte – und auf der anderen Seite alle übrigen Sterblichen. Eine ähnliche Trennung erfasste auch alle anderen Lebensbereiche. Bei den meisten Menschen teilte sich das Denken in einen privaten und einen öffentlichen Bereich, und in den meisten Fällen hatte der eine mit dem anderen nichts mehr zu tun. Am Tage gingen die Menschen zur Arbeit und erfüllten ihre Pflicht gegenüber der Partei, abends gingen sie nach Hause, nahmen ihre Maske ab und begannen für ein paar Stunden richtig zu leben. Lügen und Verstellung, Gleichgültigkeit und Apathie dominierten den Alltag und das Leben. Selbst kleine Kinder wussten genau, dass sie in der Schule nichts von dem wiederholen durften, was zu Hause gesagt wurde; sie lernten, keinerlei Interesse an irgendetwas zu zeigen und sich für nichts zu engagieren.

Unsere eigene Situation wurde allmählich besser. Mein Mann hatte Philosophie studiert und bekam durch die Vermittlung von Freunden eine Stelle an der Akademie der Wissenschaften. Ich erhielt meinen ersten grossen Übersetzungsauftrag. Vielleicht hatte es eine symbolische Bedeutung, dass es sich dabei um Arnold Zweigs Roman *Der Streit um den Sergeanten Grischa* handelte, die Geschichte eines unschuldigen Mannes, der vom gesellschaftlichen Machtapparat zerstört wird.

Ich habe oft darüber nachgedacht, auf welch verschlungenen Wegen ich zu meinem eigentlichen Beruf kam. Ohne die vielen Schicksalsschläge, die ich erleiden musste, hätte ich wahrscheinlich mein ganzes Leben damit zugebracht, Illustrationen zu zeichnen, die bestenfalls von mittelmässiger künstlerischer Qualität waren. Als ich das erste Kapitel meines ersten Buches übersetzt hatte, stellte ich mit Erstaunen und Dankbarkeit fest, dass dies genau die Arbeit war, die mir entsprach und für die ich wie geschaffen war. Die Schönheit des treffenden Wortes, das vollkommen mit einem klar umrissenen Gedanken verschmilzt, faszinierte mich, und ich fand mich plötzlich in einer neuen Welt, in der Gesellschaft meiner Autoren wieder. Und was war das für eine Gesellschaft! John Steinbeck, William Golding, Heinrich Böll, Saul Bellow, Raymond Chandler und viele, viele andere. Von diesem Augenblick an konnte ich, was auch um mich herum geschehen mochte, immer Zuflucht finden in meiner Arbeit, in einer Welt, die ich, zumindest zu einem Teil, selbst geschaffen hatte.

Am Anfang erschienen meine Übersetzungen unter dem Namen Pavel Kovály, später unter dem Namen Pavel und Heda Kovály, und nach 1963 erhielt ich schliesslich die Erlaubnis, unter meinem eigenen Namen zu veröffentlichen. Wir hatten zu diesem Zeitpunkt immer noch keine eigene Wohnung, und unser Leben war alles andere als leicht, aber zumindest hatten wir beide Arbeit, und allmählich hörten die Menschen auf, uns zu meiden.

Die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei brachte es fertig, in den fünfziger Jahren und bis in die frühen sechziger Jahre hinein das Thema der Prozesse einfach zu ignorieren. Was dieser Ära schliesslich ein Ende setzte, war nicht etwa die wachsende Unzufriedenheit im eigenen Lande, die die Partei durchaus ignorieren konnte, sondern der zunehmende Druck des Auslands. In Ungarn, in Bulgarien und in Polen hatte man die Opfer der verschiedenen «Schaupro-

zesse», wie sie jetzt genannt wurden, schon vor langer Zeit rehabilitiert. Nur in unserem Land hatte noch nichts die glatte Oberfläche des schlammigen Teiches gekräuselt. Erst im Frühjahr 1963, nach siebenjähriger Verzögerung und Verschleppung, rang sich der Apparat endlich zu dem Eingeständnis durch, dass man sich bei der Hinrichtung und Folterung unschuldiger Menschen wie in allem anderen am Vorbild der Sowjetunion orientiert hatte.

Das Zentralkomitee verfasste ein Papier, das den Titel «Parteibeschluss» trug und ausschliesslich Parteimitgliedern zugänglich gemacht wurde. Es wurde hinter verschlossenen Türen auf den Versammlungen sämtlicher Parteiorganisationen verlesen. In diesem Dokument wurde eingeräumt, dass sämtliche Personen, die in den Prozessen verurteilt wurden, unschuldig waren, dass man ihre Geständnisse mit ungesetzlichen Mitteln erzwungen hatte und dass bei den Verhören immer wieder brutale und unmenschliche Praktiken angewandt worden waren. Man hatte die Opfer unter Drogen gesetzt und sie sowohl physisch als auch psychisch gefoltert.

Im Weiteren wurde darin erklärt, dass die Mehrzahl der zum Tode Verurteilten, darunter auch Rudolf Margolius, inzwischen vollständig rehabilitiert seien, und zwar sowohl vor dem Gesetz als auch vor der Partei.

Nur bestimmte, sorgfältig ausgewählte höhere Parteifunktionäre bekamen den vollständigen Text dieses Dokumentes zu Gesicht, und diejenigen Parteimitglieder, denen der Text vorgelesen wurde, erhielten strenge Anweisung, mit niemandem darüber zu sprechen. Trotz dieser Geheimhaltungsmassnahmen erfuhr ich schon am nächsten Tag fast den gesamten Wortlaut der Erklärung. Für mich bedeutete es vor allem, dass die Zeit gekommen war, mich endlich dem schwierigsten Problem zu stellen – nämlich wie ich meinem Sohn die Wahrheit über seinen Vater erklären sollte.

Jahrelang hatte Ivan nichts weiter gewusst, als dass sein Vater gestorben war. Meine Freunde hatten mir immer wieder geraten, ihm

die volle Wahrheit zu sagen. Man sollte Kinder nie belügen, meinten sie und warnten mich, er könne sich von mir ab wenden, wenn er schliesslich doch erfuhr, was geschehen war; er würde es mir nie verzeihen. Trotzdem hatte ich beschlossen, dieses Risiko auf mich zu nehmen. Ich dachte, es sei immer noch besser, wenn er mich hasste, als wenn er die ganze Welt hassen lernte und gezwungen war, mit dieser unbegreiflichen Ungerechtigkeit zu leben und sich immer gebrandmarkt und ausgestossen zu fühlen. Natürlich hatte immer die Gefahr bestanden, dass ein Fremder ihm etwas erzählen oder eine Andeutung machen würde, aber die Isolation, in der wir lebten, hatte ihn davor bewahrt. Wir kamen nur mit wenigen Freunden zusammen, die ihn immer sorgsam nach aussen hin abschirmten.

Es hatte mich einige Überwindung gekostet, Rudolf seinen letzten Wunsch zu erfüllen und Ivans Familiennamen zu ändern, als er in die Schule kam. Dank unserer mehrfachen Umzüge erfuhren Ivans Klassenkameraden und deren Eltern nie etwas über uns.

Kurz vor Ostern überlegte ich wieder einmal, ob ich es ihm sagen sollte. Er hatte ein paar Tage Ferien und konnte sich ein wenig erholen, bevor die Schule wieder anfang.

Eines Abends setzte ich mich mit Ivan zusammen. Das Herz schlug mir bis zum Hals, aber es gab keinen anderen Weg. Er war jetzt fünfzehn und schon beinahe erwachsen; er würde es schon verkraften. Ich sagte ihm alles, was ich wusste, und so offen und ehrlich wie möglich. Er hörte mir schweigend zu, ohne mich dabei anzusehen. Sein Kopf sank immer tiefer auf den Tisch, an dem wir sassen. Er stellte nicht eine einzige Frage. Ich wusste, dass in diesem Augenblick eine ganze Welt für ihn zusammenbrach, aber ich konnte ihm nichts ersparen und ihn vor nichts mehr schützen.

Die darauffolgenden Tage waren sehr schwer. Ivan hüllte sich in Schweigen und ging mir aus dem Weg.

Schliesslich kam er jedoch aus eigenem Antrieb zu mir und mein-

te: «Also ist Vater wirklich für seine Überzeugung gestorben, nicht wahr?» Und dann begann er, mir Fragen zu stellen.

Mir wich eine schwere Last von der Seele. Das Schlimmste lag hinter uns.

Mitte April 1963 erhielt ich eine Vorladung, vor dem Zentralkomitee zu erscheinen. Ich brachte die ganze Nacht vor dem Termin damit zu, mir zu überlegen, wie ich mich am wirkungsvollsten verhalten sollte. Ich wusste, dass sie mich jetzt nicht verhaften konnten, was auch immer ich sagen würde, aber ich kam zu dem Schluss, dass die Situation Würde und kühle Gelassenheit verlangte.

Es sollte jedoch ganz anders kommen. Die Feigheit, die Scheinheiligkeit, die Unaufrichtigkeit und die Schäbigkeit, mit der die Parteifunktionäre das Vergangene zu beschönigen suchten – all das machte es einem unmöglich, mit Würde und Gelassenheit zu reagieren. Man hatte Hunderte von Menschen «für das Wohl der Partei» ermordet. Man hatte unschuldige Menschen gezwungen, sich für Verbrechen schuldig zu bekennen, die sie nie begangen hatten. Und nun beriefen sich dieselben Leute, die andere gefoltert und die abscheulichsten Methoden angewandt hatten, um Menschen zu brechen, wieder einmal auf «das Wohl der Partei», um ihre eigene Verantwortung und Schuld nicht eingestehen zu müssen.

Die Partei hatte den Opfern der politischen Säuberungskampagnen befohlen, ihr Leben zu opfern. Jetzt befahl sie den Henkersknechten, ihre Verbrechen zu vertuschen und ihre privilegierte Stellung zu behaupten.

Es ist immer wieder erstaunlich, wie sehr sich solche Männer der Tat vor Worten fürchten. Für sie ist keine Handlung zu gemein, als dass sie sie nicht bereitwillig ausführten, und keine Handlung raubt ihnen den Schlaf, solange sie nicht beim richtigen Namen genannt

wird. Genau darin liegt die grosse Macht der Worte – sie sind die einzige Waffe der Wehrlosen.

Das Gebäude des Zentralkomitees tanzte mir vor den Augen, als ich durch den Eingang schritt. Nach kurzer Wartezeit wurde ich in ein Büro geführt, wo zwei Genossen, beide völlig unbedeutende Parteibürokraten, mich erwarteten. Ich erinnere mich nur an einen der beiden, einen Mann namens Jerman, der in den fünfziger Jahren eine gewisse Bekanntheit erlangte, weil er ein Pamphlet veröffentlicht hatte, in dem er die abgrundtiefe Verkommenheit der mit Slánský verbündeten Verbrecher analysierte. Offenbar hatte man Jerman deshalb damit beauftragt, sich um die Überlebenden zu kümmern, weil er über die mit den Prozessen zusammenhängenden Fragen so gut informiert war. «Mit wem soll ich denn hier sprechen?» fragte ich. «Bringen Sie mich zum Generalsekretär des Zentralkomitees.»

«Die Partei hat *uns* beauftragt, die Sache mit Ihnen zu besprechen», antwortete Genosse Jerman wichtiguerisch. «Natürlich werden wir alles, was Sie zu sagen haben, an die entsprechenden Stellen weiterleiten.»

«Aber *ich* bin nicht bereit, einfach nur mit irgendjemandem zu plaudern», sagte ich. «Ich halte den Fall Margolius für wichtig genug, dass sich der höchste Vertreter der Partei damit befassen sollte.»

«Machen Sie sich keine Sorgen. Jedes Wort, das Sie sagen, wird dem Genossen Generalsekretär zu Gehör kommen.»

Daran hatte ich nicht den geringsten Zweifel. Ich wusste, dass es irgendwo in diesem Raum ein verstecktes Mikrofon geben musste, das jedes Wort, welches gesprochen wurde, festhielt. Wir stritten noch eine Weile, aber schliesslich hatte ich keine andere Wahl. Selbstverständlich war Genosse Novotny nicht bereit, sich auf eine mögliche Konfrontation mit einem seiner Opfer einzulassen.

«Also gut», meinte ich. «Ich sehe, dass ich mich mit Ihnen begnügen muss.»

Genosse Jerman zog eine gedruckte Broschüre aus einer Schreibtischschublade und begann in feierlichem, offiziellem Ton zu sprechen.

«In Übereinstimmung mit den Anweisungen der Partei werden wir Ihnen jetzt eine offizielle Erklärung verlesen, die allen Mitgliedern des...»

«Sparen Sie sich die Mühe», unterbrach ich ihn. «Ich kenne den Text auswendig.»

«Aber das ist unmöglich!» Beide Genossen gerieten in Panik. «Dies ist ein streng geheimes Dokument! Wer hat es Ihnen verraten?»

«Wie können Sie es wagen, mich das zu fragen! Bilden Sie sich etwa ein, dass jeder in diesem Land ein Denunziant ist?»

Damit waren meine kühle Gelassenheit und meine Würde dahin. Die beiden Genossen sassen blass und völlig schockiert hinter ihrem Schreibtisch und kamen nur hin und wieder zu Wort, während ich ihnen sehr genau klarmachte, was ich von der Partei, ihrer Politik und der Intelligenz und dem Charakter ihrer Vertreter hielt.

«Aber wir konnten doch nicht wissen, dass diese Leute unschuldig waren!»

«Wie konnten diejenigen, die jahrelang mit ihnen zusammenarbeiteten, es nicht gewusst haben? Wie konnte die Partei es nicht gewusst haben, wo doch ihre Geständnisse schon im vorhinein fertig formuliert waren? Es war doch ein ganzes Team von Fachleuten damit befasst, oder etwa nicht? Warum ist Rudolfs Chef nicht für ihn eingetreten? Wo war Minister Gregor? Er wusste *genau*, dass alle Anschuldigungen gegen meinen Mann *nicht* der Wahrheit entsprachen!»

«Bitte versuchen Sie doch zu verstehen», stotterte Jerman. «Er – er hatte auch Angst.»

«Wovor sollte ein Mitglied der Regierung eines angeblich souveränen Staates Angst haben? Vor der Wahrheit? Vor der Verantwortung? Warum hatte er dann nicht Angst vor seinem Gewissen? Und

was ist mit Bacilek, der noch grosses Theater machte und meinem Mann versprach, er würde sich um mich und meinen Sohn kümmern, nur um ihn dazu zu bringen, das Urteil ohne Widerspruch hinzunehmen? Und dann hat er alles getan, was er konnte, um uns umzubringen! Einen Menschen auch noch so zu belügen, der wenige Stunden später sterben musste! Wie konnte er diese Ungeheuerlichkeit begehen!»

Ich schlug so kräftig mit der Faust auf den Tisch, dass alles ringsum erzitterte, auch die beiden Vertreter der Partei. Ich tobte, bis ich ausser Atem war und Genosse Jerman die Gelegenheit nutzte: «Bitte beruhigen Sie sich. Ich habe hier ein Dokument, das ausschliesslich für den Gebrauch des Zentralkomitees bestimmt ist. Man hat mich beauftragt, Sie den Abschnitt über Ihren Mann lesen zu lassen.»

Er zog einen dicken Band aus seiner Schublade, schlug ihn an einer markierten Stelle auf und liess mich einen einzigen Absatz lesen.

«Es ist einwandfrei und ohne den geringsten Zweifel erwiesen, dass Rudolf Margolius unschuldig war. Er hat in keiner Weise gegen die Interessen des Staates gehandelt. Im Gegenteil, eine sorgfältige Überprüfung seines Falles hat ergeben, dass er seine Aufgaben in vorbildlicher Weise erfüllt hat. Wenn seine Vorschläge und Pläne verwirklicht worden wären, hätte unsere Volkswirtschaft grossen Nutzen davon gehabt.»

Genosse Jerman sah mich flehend an. Ein so freimütiger Widerruf würde doch gewiss mein Herz erweichen. Die Partei hatte ihren Irrtum eingestanden; was konnte ich mehr verlangen?

«Es ist sinnlos, mit Ihnen über etwas zu diskutieren, das Sie doch nie verstehen werden», meinte ich. «Sagen Sie mir nur, welche Garantien es dafür gibt, dass sich so etwas nicht wiederholt?»

«Ich bitte Sie! Wo denken Sie hin? Es ist ausgeschlossen, dass dergleichen je wieder geschieht! Die kollektive Führung der Partei selbst garantiert...»

«O nein! Hören Sie auf damit, und hören Sie mir genau zu. Ich verlange, dass der Prozess gegen meinen Mann wiederaufgenommen wird. Ich verlange, dass die Anschuldigungen überprüft werden, und zwar bis *in alle Einzelheiten*, und ich will, dass jeder einzelne Vorwurf gegen ihn öffentlich widerlegt wird. Ich verlange eine öffentliche Untersuchung der Umstände, unter denen sein Geständnis erzwungen wurde, wer dafür zuständig war und auf wessen Befehl es geschah.»

«Das kommt überhaupt nicht in Frage! Die Partei hat sich bereits gegen individuelle Wiederaufnahmeverfahren entschieden. Die Urteile gegen die gesamte Gruppe wurden widerrufen!» Das war gleichbedeutend mit Verschleierung und Vertuschung auf der ganzen Linie.

«Wird man das, was Sie mir vorgelesen haben, veröffentlichen?»

«Das ist absolut unmöglich! Die Partei hat beschlossen, die ganze Affäre intern zu regeln. Die Öffentlichkeit wird nichts davon erfahren.»

«Wie stellen Sie sich das vor? Während des Prozesses haben Sie genug Lärm gemacht, um die ganze Welt zum Einsturz zu bringen, und jetzt wollen Sie die Rehabilitierung vertuschen? Glauben Sie nicht, dass die Menschen die Wahrheit erfahren sollten? Soll mein Kind sein Leben lang als Sohn eines Verbrechers gelten?»

«Nein, natürlich nicht! Machen Sie sich deswegen keine Sorgen», sagte der Vertreter der Partei beschwichtigend. «Sie wissen doch, wie es ist. Irgendwann früher oder später verbreitet sich die Nachricht...»

Da war es wieder – das alte, verzweifelte Ohnmachtsgefühl.

«Dann geben Sie mir wenigstens einen Brief», sagte ich. «Auf amtlichem Briefpapier mit Briefkopf und mit dem Siegel des Zentralkomitees. Eine offizielle Erklärung, mit der mein Sohn notfalls beweisen kann, dass sein Vater vollständig entlastet wurde.»

«Das können wir nicht.»

Ich begann wieder zu schreien und zu toben, aber ich wusste, dass es vergeblich war. Schliesslich erhob ich mich, um zu gehen.

«Sie können Ihre Rehabilitierung behalten», sagte ich. «Die Wahrheit wird ans Licht kommen. Sie brauchen bloss zu warten, verhindern können Sie es nicht. Und dann müssen auch Sie die Verantwortung dafür übernehmen. Ich habe elf Jahre lang gewartet, ich kann auch noch ein paar Jahre länger warten.»

Die beiden standen da, gefühllos, unbeweglich, hart und bleich, wie zwei von Taubendreck verkrustete Karyatiden.

Genosse Jerman sagte: «Ich verstehe Sie nicht. Die anderen Witwen sind alle gekommen, um uns zu danken...»

Ich drehte mich abrupt um und verliess den Raum, wobei ich die Tür mit einem so lauten Knall hinter mir ins Schloss warf, dass der ganze lange Korridor davon widerhallte. Dann rannte ich zu der nahegelegenen Kneipe, wo Pavel auf mich wartete und für den Fall, dass ich nicht zurückkam, einen Anschlag auf das Gebäude des Zentralkomitees plante.

Die nächste Einladung erhielt ich von einem gewissen Dr. Bocek, dem Vorsitzenden der Anwaltsvereinigung, der für die rechtliche Seite der Rehabilitierung der Opfer der Slánský-Prozesse zuständig war. Ich ging zu ihm in Erwartung der gleichen Farce, die die Genossen vom Zentralkomitee vor mir aufgeführt hatten. Aber diesmal war es anders. Ich erkannte schon bald, dass mir ein ehrlicher Anwalt gegenüber sass, der bemüht war, im Rahmen unserer verkrüppelten Rechtsordnung das Gesetz zu vertreten und der Gerechtigkeit zu dienen.

Wenn man Dr. Bocek freie Hand gelassen hätte, wäre die volle Wahrheit schon damals ans Licht gekommen. So aber mussten wir noch fünf Jahre warten, bis er als Oberster Richter des Verfassungsgerichts im Jahre 1968 die Rehabilitierung zahlreicher zu Unrecht Verurteilter öffentlich verkündete. Im Jahre 1963 jedoch erregte er

mit seinem Verhalten das Missfallen der Partei und verlor seine Stellung. Er war der einzige ehrbare Mann unter all den Beamten, mit denen ich damals zu tun hatte.

Als ich nach dem Besuch in seinem Büro wieder nach Hause zurückkehrte, nahm ich mir vor, noch einmal eine Eingabe zu schreiben. Ich verfasste eine formelle Beschwerde an den Generalstaatsanwalt mit folgendem Wortlaut:

«Ich beantrage, rechtliche Schritte gegen alle Personen einzuleiten, die am Tod von Dr. Rudolf Margolius, hingerichtet am 3. Dezember 1952, beteiligt waren, weil sie meiner Überzeugung nach wussten, dass sie einen unschuldigen Mann in den Tod schickten. Aufgrund dieses Wissens haben sie sich des Mordes schuldig gemacht.»

Die Formulierung «alle Beteiligten» betraf fast das gesamte Zentralkomitee der Partei, angefangen mit dem Präsidenten der Republik und Generalsekretär der Partei, Genosse Antonin Novotny. Wieder wurde ich von Freunden ermahnt, gut aufzupassen, wenn ich über die Strasse ging, aber ihre Befürchtungen waren unnötig. Die Genossen hatten nicht die Absicht, einer einzigen, isolierten Stimme Beachtung zu schenken, und der Generalstaatsanwalt, der von Rechts wegen verpflichtet war, allen Beschwerden nachzugehen und einen Bericht über seine Nachforschungen anzufertigen, machte sich nicht einmal die Mühe, den Eingang meines Schreibens zu bestätigen.

Mein letzter Besuch im Justizministerium erfolgte auf Einladung des Stellvertretenden Ministers, Genosse Cihal. Sein Brief an mich hatte etwa folgenden Inhalt: Kommen Sie bitte ins Justizministerium zum Zwecke einer Aussprache über die Verluste, die Sie im Zusammenhang mit der Verhaftung und Verurteilung von Rudolf Margolius erlitten haben.

Allein der Ruf, in dem Genosse Cihal stand, liess den Gedanken an eine ernsthafte Aussprache lächerlich und absurd erscheinen, aber ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Ich setzte mich an die Schreibmaschine und fing an, eine Liste zu tippen.

Aufstellung der Verluste, die ich selbst und mein Sohn im Zusammenhang mit der Verhaftung und Verurteilung von Dr. Rudolf Margolius erlitten haben

Verlust des Vaters

Verlust des Ehemanns

Verlust der Ehre

Verlust der Gesundheit

Verlust des Arbeitsplatzes und der Möglichkeit, die Ausbildung abzuschliessen

Verlust des Glaubens an die Partei und an die Gerechtigkeit

Meine Aufstellung umfasste insgesamt zehn Punkte. Erst ganz zum Schluss schrieb ich:

Verlust von persönlichem Eigentum.

Ich zog meine besten Sachen an und liess mir von einer Freundin zwei goldene Armreife. Ich wollte bei den Genossen nicht den Eindruck aufkommen lassen, sie könnten ein armes mittelloses Geschöpf retten, das ihnen für die erwiesene Grosszügigkeit dankbar wäre.

Neben dem Genossen öhal sassen noch zwei weitere Männer in dem Büro – ein Vertreter des Sozialministeriums und ein Vertreter des Finanzministeriums, wenn ich mich recht erinnere. Alle drei trugen einen sorgfältig einstudierten Ausdruck freundlicher Anteilnahme und Sympathie zur Schau, der allerdings schon leicht strapaziert wirkte. Offensichtlich kostete es sie doch einige Anstrengung, die verantwortungsbewussten Beamten zu spielen.

«Meine liebe Dame», eröffnete Cihal die Unterhaltung. «Wir ha-

ben Sie hierhergebeten, um mit Ihnen über die Verluste zu sprechen, die Sie...»

«Ich habe Ihnen eine schriftliche Aufstellung meiner Verluste mitgebracht», unterbrach ich ihn.

Cihal nahm die Liste entgegen, und ich sah, wie sein Gesicht krebsrot anlief, noch bevor er sie zu Ende gelesen hatte.

«Es tut mir wirklich leid», sagte er dann sichtlich gekränkt. «Sie werden verstehen, dass niemand Ihnen diese Verluste ersetzen kann.»

«Ganz richtig», gab ich zurück. «Genau das ist der Grund, weshalb ich Ihnen diese Aufstellung überreicht habe. Sie müssen wissen, dass Sie nie wiedergutmachen können, was Sie angerichtet haben, und wenn Sie sich noch soviel Mühe geben.»

«Verstehen Sie doch», schaltete sich jetzt der Vertreter des Sozialministeriums in beschwichtigendem Ton ein. «Wir wollen Ihnen doch nur helfen und Sie für verlorenes Eigentum entschädigen. Schliesslich haben Sie jahrelang im Elend leben müssen. ...»

«Sie haben meinen Mann ermordet. Sie haben mich aus allen Jobs feuern lassen, die ich je hatte. Sie haben mich sogar aus dem Krankenhaus hinauswerfen lassen! Sie haben uns aus unserer Wohnung vertrieben und uns in ein elendes Loch gesteckt, in dem wir nur durch Zufall überlebt haben. Sie haben die Kindheit meines Sohnes zerstört! Und nun glauben Sie allen Ernstes, Sie könnten das mit ein paar Kronen wiedergutmachen? Sie bilden sich ein, Sie könnten mich mit Geld kaufen? Mich zum Schweigen bringen?»

Mit grosser Befriedigung sah ich, wie sich auf ihren Gesichtern die gleiche aschfahle Blässe ausbreitete, die ich bei den Genossen vom Zentralkomitee schon einmal gesehen hatte. Nur der Vertreter des Sozialministeriums wagte noch einen Versuch.

«Es ist klar, dass Sie müde sind», sagte er. «Sie sind erregt. Das ist verständlich. Aber hören Sie. Was würden Sie davon halten, irgendwo in Ruhe Ferien zu machen und sich richtig zu erholen? Vielleicht

irgendwo am Meer? Natürlich auf unsere Kosten. Sie wissen ja, es geht uns nicht darum, dass wir Ihnen hier einen Gefallen tun wollen...»

Ich sprang von meinem Stuhl auf.

«*Sie? Mir* einen Gefallen tun? Wie können Sie es wagen! Ich bin es, die Ihnen einen Gefallen tun würde, wenn ich mich bereit erkläre, von Ihnen irgendetwas anzunehmen!»

Damit stürmte ich aus dem Büro. Die Genossen blieben an ihrem Tisch sitzen und starrten mir nach. Später erfuhr ich, dass Cihal nach meinem Abgang sofort Dr. Bocek anrief und ihm Vorwürfe machte, weil er ihn nicht vor mir gewarnt hatte. Zu meinem Glück wagte es in der damaligen Situation niemand, die Witwe von Rudolf Margolius verhaften zu lassen.

Als ich das Ministerium verliess, kam mir eine Idee. Ich stieg in die nächste Strassenbahn und fuhr zum Staatlichen Reisebüro, wo ich eine Reise nach Bulgarien, an die Schwarzmeerküste, buchte. Ich musste mir zwar Geld borgen, um die Reise bezahlen zu können, aber es waren wunderschöne Ferien für uns. Ivan, der vorher deprimiert und bekümmert war, schwamm zum erstenmal in seinem Leben im Salzwasser, bräunte sich in der Sonne und lebte richtig auf. Jeden Abend sassen wir zusammen auf der Terrasse eines Cafés am Meer und sahen zu, wie die Albatrosse auf das Meer hinausflogen und wie später der aufgehende Mond eine silberne Bahn auf das Wasser zeichnete. Beim Einschlafen hörten wir das leise Geräusch der Sprenger, die den Rasen und die Blumen im Garten unter unserem Fenster wässerten.

Irgendwann im Juni beschloss die Partei endlich, eine kleine Zeitungsnotiz zu veröffentlichen, in der mitgeteilt wurde, dass die Männer, die im Slánský-Prozess zum Tode verurteilt worden waren, alle rehabilitiert worden seien. Nicht ein Wort mehr.

Die Genossen im Justizministerium hatten Anweisung, die finanzielle Entschädigung der nächsten Angehörigen streng auf den Wert des konfiszierten Eigentums zu beschränken, der so niedrig wie

möglich angesetzt wurde. Von diesem Schätzwert wurde dann eine beträchtliche Summe abgezogen, die angeblich dem Wertverlust der Gegenstände entsprach, der eingetreten wäre, wenn sie in den Jahren seit der Konfiskation ständig benutzt worden wären.

Genosse Cihal erhielt eine besondere Auszeichnung von der Partei, weil es ihm gelungen war, den Witwen der Verurteilten, die in den meisten Fällen schon alt und krank waren, nur ein Minimum an Entschädigung zu zahlen, so dass er dem Amt für Staatskontrolle einen grossen Teil der für diese Entschädigung bereitgestellten Summe wieder zurückgeben konnte.

Drei Minister wurden im Zusammenhang mit der Überprüfung des Prozesses entlassen. Zwei der schlimmsten Folterknechte aus dem Gefängnis von Ruzyně erhielten jeweils eine kurze Gefängnisstrafe. Ein Jahr später wurden sie begnadigt und bekamen angenehme, gut bezahlte Posten zugewiesen.

Ich hatte den Genossen vom Zentralkomitee gesagt, ich könne warten. Ich wartete noch drei lange Jahre und gelangte zu der Erkenntnis, dass die Partei ihre Verbrechen nie öffentlich eingestehen würde. Ich hatte keine andere Wahl, als die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Anfang 1966 schrieb ich einen Brief an eine ehemalige Klassenkameradin, die seit Ende der dreissiger Jahre in Belgien gelebt und ein völlig unpolitisches Leben geführt hatte. In diesem Brief erwähnte ich, wie schön es wäre, wenn wir uns in Paris treffen könnten. Sie begriff sofort, dass ich in Wirklichkeit ihren Bruder treffen wollte, der als bekannter Journalist in Frankreich lebte, und schickte mir umgehend eine Einladung, die ich dringend brauchte, um ein Ausreisevisum zu beantragen. Zu dieser Zeit war der Gedanke an eine Auslandsreise nicht mehr nur eine reine Phantasievorstellung, sondern durchaus in den Bereich des Möglichen gerückt. Nach einigen Wochen erhielt ich meine Reiseerlaubnis.

Noch am selben Tag öffnete ich mein geheimes Versteck und holte meine vernichtende Waffe hervor – eine Kopie des inoffiziellen «Parteibeschlusses», des geheimen und streng bewachten Dokuments der Partei. Obwohl die Abschrift auf dünnes Papier getippt war, war das Päckchen ziemlich dick und deshalb nicht leicht über die Grenze zu schmuggeln. Vor jedem Flug ins Ausland wurde das Gepäck aller Passagiere auf dem Flughafen sorgfältig durchsucht, und auch Leibesvisitationen waren keine Seltenheit. Eine Chance hatte ich nur, wenn ich mit dem Zug fuhr, aber dafür brauchte ich noch eine zusätzliche Genehmigung.

Ich erreichte den Bahnhof nur wenige Minuten vor Abfahrt des Zuges. Unterwegs hatte ich mir mehrere Tricks ausgedacht, mit denen ich versuchen würde, etwaige Mitreisende, die in letzter Minute in mein Abteil kommen konnten, wieder loszuwerden. Aber das erwies sich als überflüssig. Ich hatte das Zweibettabteil im Liegewagen für mich allein. Während ich noch im Gang stand, nahm ich das Abteil bereits sorgfältig in Augenschein. Das erste, was mir auffiel, waren die grossen schwarzen Linoleumplatten, mit denen der Fussboden ausgelegt war. Ich betrat das Abteil, stellte meinen Koffer auf den Boden, um mich gegen neugierige Blicke aus dem Gang abzuschirmen, und versuchte, eine Ecke der mittleren Linoleumplatte hochzuheben. Sie löste sich ganz leicht. Ich zog noch einmal etwas kräftiger, bis ich eine ausreichend grosse Fläche freigelegt hatte, und schob dann den Umschlag unter das Linoleum. Danach verstaute ich meine Sachen der Reihe nach im Gepäcknetz, wobei ich immer wieder kräftig auf den Fussboden stampfte, bis das Linoleum wieder fest auf der Unterlage klebte. Man sah nur noch eine leichte Erhebung in der Mitte der Platte, aber das war nicht zu ändern. Schliesslich machte ich es mir in einer Ecke des Abteils bequem und vertiefte mich in einen Kriminalroman.

Der Schaffner, ein hagerer, grauhaariger Mann, kam in regelmässigen Abständen an meinem Abteil vorbei und plauderte jedes-

mal ein paar Minuten mit mir. Die Fahrt dauerte lange und der Zug war halb leer. Er langweilte sich einfach. Oder sollte es möglich sein, dass er Anweisung hatte, mich im Auge zu behalten? Als wir die Grenze erreichten, untersuchten die Zollbeamten ausführlich und pedantisch mein Gepäck. Ein paar Minuten nachdem sie wieder gegangen waren, kam ein muskulös wirkender junger Mann im T-Shirt herein und begann wortlos mit einer peinlich genauen Kontrolle des gesamten Abteils. Er untersuchte die Sitze, die Gepäckablage und die Wände. Ich fragte ihn, wonach er denn suche. Ob er vielleicht etwas verloren habe? Er antwortete mir nicht und ging daran, den kleinen Verschlag in der Ecke zu untersuchen, in dem sich das Waschbecken befand. Er klopfte an die Trennwand und schaute hinter dem Spiegel und unter dem Waschbecken nach. Unter das Linoleum schaute er nicht, obwohl er fast die ganze Zeit über genau auf der kleinen Erhebung in der Mitte des Bodens stand. Als er seine Suche beendet hatte, verschwand er ebenso wortlos, wie er gekommen war. Ich holte tief Luft.

Zehn Minuten später erschien mein freundlicher Schaffner wieder in der Tür.

«Junge Frau», sagte er, «ich gebe Ihnen ein besseres Abteil, wo Sie sich richtig bequem einrichten können. Kommen Sie. Ich habe Ihnen auch schon das Bett gemacht.»

Er nahm meinen Koffer und schaute mir geduldig zu, wie ich meine Sachen zusammenkramte. Als ich gerade meinen Kriminalroman wegpackte, kam mir der rettende Gedanke. Ich folgte dem Beispiel der Heldin meines Romans und liess meine Handschuhe auf den Sitz fallen. Dann gelang es mir, einen davon unauffällig zwischen das Sitzkissen und die Armlehne zu schieben, während ich meinen Mantel aufnahm. Gehorsam folgte ich dem Schaffner durch den Gang bis zum anderen Ende des Wagens, und erst als er das Abteil betrat, das er mir zugedacht hatte, rief ich plötzlich laut, ich hätte meinen Handschuh verloren, warf ihm meinen Mantel und die

Handtasche zu und eilte zurück. Ich zog den Umschlag unter der Linoleumplatte hervor und versteckte ihn unter meinem dicken Pullover, den ich in weiser Voraussicht auf der Reise angezogen hatte. Dann kehrte ich in mein neues Abteil zurück und wedelte stolz mit dem wiedergefundenen Handschuh.

In Paris half mir der Schaffner, meinen Koffer auf den Bahnsteig zu tragen, und verabschiedete sich herzlich von mir, um wieder in den Zug zu steigen und aus dem Fenster meines Abteils heraus zuzusehen, wie Pavel Tigrid, der Bruder meiner Klassenkameradin und mein Freund aus Kindertagen, auf mich zugelaufen kam und mich überschwänglich in den Arm nahm.

Der Schriftsteller und Journalist Pavel Tigrid war ein einflussreicher Gegner des kommunistischen Regimes in unserem Lande, der «Erzfeind», den die Partei mehr fürchtete und hasste als jeden anderen Gegner. Auf meine Bitte hin veröffentlichte er den vollständigen Text des «Parteibeschlusses» im Frühjahr 1966 in seiner Zeitschrift *Le Témoignage*. Später wurde er auch in *Le Monde* und anderen westlichen Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt.

Wenn der Zugschaffner wirklich ein Mitarbeiter der Geheimpolizei war, wie ich mit einigem Recht annehmen durfte, dann hatte er seine Pflichten wohl nicht allzu ernst genommen, denn trotz der wütenden Reaktion in der Partei und intensiver polizeilicher Ermittlungen wurde ich nie mit diesem «Verbrechen» in Verbindung gebracht.

PRAGER FRÜHLING

Für mich begann der «Prager Frühling» 1968 schon gegen Ende des Jahres 1967, als ich überall in den Strassen Plakate sah, auf denen ein öffentlicher Vortrag über Kriminalität in der Tschechoslowakei angekündigt wurde. Ort der Veranstaltung sollte das Slawische Haus sein, eine grosse Halle, in der eine Gruppe von Rechtsexperten Fragen aus dem Publikum beantworten sollte. Ich hatte an jenem Abend frei und entschloss mich, zu der Veranstaltung zu gehen.

Die Teilnehmer waren eine bunt gemischte Gesellschaft. Auf dem Podium sassen Dr. Bocek, Genosse Cihal, ein Offizier aus der Rechtsabteilung der Armee und einige Anwälte, die ich nicht kannte. Der Saal war voll mit gewöhnlichen Leuten, die meisten mittleren Alters, Menschen, wie ich sie jeden Tag auf der Strasse sah. Ich fand einen Platz nah beim Ausgang neben Rosemary Kavan, um bei der ersten besten Gelegenheit unauffällig gehen zu können.

Nach einer kurzen allgemeinen Einführung zum Thema der steigenden Kriminalitätsrate bei Jugendlichen wurde das Publikum im Saal aufgefordert, Fragen zu stellen.

Ein älterer Mann, der wie ein Fabrikarbeiter aussah, stand auf.

«Das ist alles sehr interessant», sagte er. «Aber ich möchte wissen, was wirklich mit all den Leuten geschehen ist, die in den fünfziger

Jahren gehängt wurden. Elf Jahre lang haben alle Zeitungen sie beschimpft und gesagt, sie wären die schlimmsten Verbrecher gewesen. Und jetzt heisst es ganz beiläufig, sie waren alle unschuldig, und das ist auch schon alles.

Sie sollten uns hier erklären, was für Gesetze und Gerichte wir eigentlich haben, dass es möglich ist, unschuldige Menschen an den Galgen zu bringen. Und warum sagt uns niemand, was wirklich passiert ist, damit wir nicht das Gefühl haben, wir waren Idioten oder Schurken, weil wir uns damit einverstanden erklärten? Wenn irgendwo im Westen ein überführter Spion ins Gefängnis kommt, dann veranstalten wir Protestversammlungen. Aber hier bei uns lassen wir es zu, dass unsere eigenen Leute gehängt werden, und verabschieden sogar noch Resolutionen, die diese Massnahmen begrüssen! Was glauben Sie, wie wir uns jetzt fühlen?»

Das war nur der Anfang. Von allen Seiten wurden die Experten nun mit Fragen und Zurufen bombardiert. Einige Herren auf dem Podium wischten sich schon den Schweiss von der Stirn. Zuerst konnte ich es fast nicht glauben. Ich dachte, die Prozesse wären schon längst in Vergessenheit geraten. Inzwischen waren sechzehn Jahre vergangen! Und hier fragten ganz gewöhnliche Leute – diese Art Leute, die sich, wie ich geglaubt hatte, für nichts anderes als ihr eigenes Wohlergehen interessierten.

Auf dieser Versammlung erlebte ich zum erstenmal die spontane Solidarität rechtschaffener Menschen, die inzwischen entstanden war und ihren Höhepunkt erreichte, als die Russen in der Tschechoslowakei einmarschierten. Sobald die ersten Fragen gestellt wurden, begann meine Freundin Rosemary, die als Reporterin für ein in Prag erscheinendes englischsprachiges Magazin arbeitete, sich Notizen zu machen. Ich versuchte ihr zu helfen. Etwa nach einer halben Stunde hob ein junger Mann auf der Galerie, der einen guten Überblick über den Saal hatte, plötzlich die Hand.

«Passt auf, was ihr sagt, Leute!» rief er. «Unter uns sitzen zwei Spitzel. Ich kann sie von hier oben sehr gut sehen; sie schreiben alles mit, was gesagt wird!»

Rosemary und ich hoben die Köpfe, und auf dem Podium fing Dr. Bocek an zu lachen. Erst jetzt begriffen wir, dass der junge Mann uns gemeint hatte.

«Keine Angst, Freunde», meinte Bocek. «Von diesen beiden habt ihr nichts zu befürchten!»

Der junge Mann hatte verstanden. Er nickte uns mit verschwörerischer Miene zu, und der ganze Saal brach in Gelächter aus.

Dann gab Dr. Bocek einen überzeugenden, auf Tatsachen beruhenden Bericht über die Prozesse und ihre Nachwirkungen. Cihal sank immer tiefer in seinen Stuhl und schlich bald darauf wie ein geprügelter Hund davon. Es war bezeichnend für die Stimmung im Saal, dass niemand ihn attackierte oder auch nur beschimpfte. Es schien, als hätten die Menschen begriffen, dass Gewalt und Rache, auch wenn sie noch so berechtigt sein mochten, nicht mit dem Prozess der Wiedergeburt vereinbar waren, dessen Anfang wir jetzt erlebten – jener kurzen, aber unvergesslichen Wiedergeburt, die als «Prager Frühling» in die Geschichte einging.

Der gleiche Geist der Toleranz beherrschte auch alle späteren Demonstrationen, Versammlungen und Diskussionen. Jedesmal, wenn jemand es wagte, die alte Ordnung zu verteidigen, hörten ihm die Leute vielleicht mit Verachtung, aber immerhin geduldig zu; dann widerlegten sie seine Argumente und schenkten ihm keine weitere Aufmerksamkeit. Ich erinnere mich, dass bei einem dieser Anlässe ein aufgeregter Bürokrat die Beherrschung verlor und mit lauter Stimme losbrüllte: «Was wollt ihr denn? Ich habe mein Leben lang der Partei gedient, also was soll ich jetzt machen? Mir einen Job suchen? Arbeiten?»

Ich werde nie die erste grosse Jugenddemonstration vergessen,

die im März jenes Jahres stattfand. Fast zwanzigtausend Studenten und junge Arbeiter drängten sich in der grossen Messehalle, einige tausend andere hatten sich in den benachbarten kleineren Hallen versammelt, und auch draussen im Freien wurde die Menge immer grösser. Vergeblich versuchten verunsicherte und schlechtgelaunte Polizisten, irgendeinen Zwischenfall zu provozieren, der ihnen als Vorwand dienen könnte, die Versammlung aufzulösen.

Diese jungen Leute waren alle in einer Gesellschaft geboren und aufgewachsen, die von der Zensur eingemauert wurde und in der jede freie Meinungsäusserung als Verbrechen galt. Was wussten sie schon von Demokratie? Wie konnten sie überhaupt wissen, was sie wollten? Aber je später es an jenem Abend wurde, desto erstaunter und beeindruckter waren wir Älteren. Was uns imponierte, war nicht nur die Genauigkeit und Klarheit der hier vorgetragenen Gedanken, sondern auch das hohe Niveau der Diskussion und die Disziplin dieser riesigen Menge junger Menschen. Sie wussten genau, was sie wollten und was sie nicht wollten, welcher Kompromiss eventuell noch in Frage kam und was sie auf keinen Fall aufgeben würden.

Der Frühling 1968 hatte die Intensität, die Spannung und Unwirklichkeit eines Traums, der plötzlich Wirklichkeit geworden ist. Die Menschen bevölkerten massenhaft die engen Strassen der Prager Altstadt und die Höfe des Hradschin bis tief in die Nacht. Wenn jemand allein spazierenging, dann traf er schon bald mit einer Gruppe zusammen, und sogleich unterhielt man sich oder hatte einen Witz zu erzählen, und wir alle hörten mit Erleichterung, wie die uralten Mauern das Gelächter zurückwarfen. Auch nachdem die Tore der Burg geschlossen wurden, blieben die Menschen noch lange auf den Befestigungswällen stehen und schauten hinunter auf die flackern den Lichter einer Stadt, die vor Glück nicht schlafen konnte.

Jeden Morgen warteten zahlreiche Frauen auf der Treppe des einst gefürchteten Gebäudes des Zentralkomitees, um Alexander

Dubcek, den neuen Generalsekretär, bei der Ankunft in seinem Büro zu begrüßen. Sie überreichten ihm selbstgebackenen Kuchen oder einen Strauss Blumen. Kinder schenkten ihm ihre Teddybären als Talisman. Keiner liess die Gelegenheit aus, ihn im Fernsehen zu sehen. Es war einfach ein Vergnügen, einen Parteifunktionär anzuschauen, der gelegentlich ins Stottern kam und dem immer wieder die Brille von der Nase rutschte.

An jenem Januartag, als der Präsident der Republik, Antonin Novotny, zurücktrat, war ich einkaufen gegangen. Das Lebensmittelgeschäft war wie üblich voll mit ungeduldrigen, abgehetzten Menschen, aber zum erstenmal, solange ich zurückdenken konnte, drängelte niemand, suchte niemand Streit. Das Mädchen vor mir in der Schlange drehte sich zu mir um und sagte: «Schauen Sie nur! Heute lächeln alle!»

Eines Tages kam ich spätabends mit einer Freundin aus der Strahov-Bibliothek, die hoch über der Stadt liegt. Es war kalt, und als wir die steil abfallende Nerudagasse hinunterliefen, beschlossen wir, in einer kleinen Weinstube einzukehren, um uns ein wenig aufzuwärmen.

Drinnen war es krachend voll. An allen öffentlichen Plätzen drängten sich damals die Menschen, als ob sie nach den langen Jahren der Isolation nicht genug voneinander bekommen könnten. Wir fanden keine Sitzplätze mehr und waren drauf und dran, wieder zu gehen, als zwei junge Männer an einem Tisch in der Nähe aufstanden.

«Sie sollten lieber nicht wieder in die Kälte hinausgehen – Sie sehen ja völlig durchgefroren aus», meinte der eine. «Nehmen Sie unsere Plätze. Wir sind ja lange genug hiergewesen.»

Wir setzten uns an einen kleinen Tisch, an dem bereits sechs Personen sassen. Sofort winkten sie dem Kellner, uns ein Glas Glühwein zu bringen.

Meine Freundin, deren Mann sechs Jahre im Gefängnis verbracht hatte und kurz nach seiner Freilassung gestorben war, sagte zu mir: «Wir haben einen schrecklichen Preis dafür bezahlt, aber wenn es so

bleibt, will ich meinen Frieden mit der Vergangenheit machen. Nicht vergeben, auch nicht vergessen, aber sie hinter mir lassen. Ich habe nie geglaubt, dass das Leben so wunderbar sein könnte, dass die Menschen so deutlich spüren könnten, dass sie zusammengehören, dass ihr Leben einen Sinn hat. Sieh dich doch bloss um! Auf jedem Gesicht die gleiche Freude, das gleiche Glück...»

«... und die gleiche Angst, sie könnten das alles wieder verlieren», meinte der Fremde neben mir und lächelte.

Gruppen von Studenten sassen um das Jan-Hus-Denkmal auf dem Altstädter Ring herum, wo sie bis zum Morgengrauen Gitarre spielten und sangen. Ausländische Touristen und viele Einheimische leisteten ihnen Gesellschaft, hörten ihnen zu und dachten an die schönen, trügerischen Worte, die in den Steinsockel eingraviert sind: Die Wahrheit siegt.

Ist es wirklich so? Die Wahrheit allein kann nicht siegen. Wenn sie mit der Macht kollidiert, ist sie oft unterlegen. Siegen kann sie nur, wenn die Menschen stark genug sind, sie zu verteidigen.

Wir hatten die ständige Sorge, die Sowjets würden unser plötzliches Freiheitsstreben vielleicht nicht tolerieren. Für sie war die Freiheit eine ansteckende Krankheit, die sich womöglich auch in anderen Bereichen ihrer Einflussphäre ausbreiten könnte, wenn sie nicht rechtzeitig bekämpft wurde. Immerhin hatten sie schon die Freiheitsbewegungen in Ungarn, Polen und Ostdeutschland niedergeschlagen. Wie gross also waren unsere Chancen?

Im Juli kamen die Regierungschefs der Sowjetunion, der DDR, Polens, Ungarns und Bulgariens in Warschau zusammen und übermittelten eine Botschaft nach Prag. Sie war voller Drohungen und verurteilte sowohl die Staatsführung als auch die «Situation» in der Tschechoslowakei, die eine «Gefahr für die vitalen Interessen aller sozialistischen Länder» darstellte. Kurz darauf sollte in der kleinen

Stadt Cierna ein Treffen der Mitglieder des sowjetischen Politbüros und des tschechoslowakischen Parteipräsidiums stattfinden, bei dem diese Fragen diskutiert werden sollten. Man hoffte, auf diese Weise zu einer für beide Seiten akzeptablen Lösung zu kommen.

In der Nacht vor der Abreise unserer Delegation nach Cierna konnte niemand schlafen. Die Strassen waren voll wie am helllichten Tag, und die Menschen fassten sich an den Händen und versuchten sich gegenseitig aufzumuntern. Alle wussten, dass unsere Unabhängigkeit auf dem Spiel stand. Am folgenden Tag befanden sich überall an den Strassenecken und in den Arkaden kleine Tische, auf denen eine Erklärung auslag. Tausende von Menschen setzten ihre Unterschrift unter diese Loyalitätserklärung für einen Sozialismus, in dem es keinen Mord, keine Einschüchterung und keine Lügen gab, einen Sozialismus, der nicht denjenigen soziale Gleichberechtigung und ökonomische Sicherheit gewährte, die bereit waren, die Stimme ihres Gewissens zum Schweigen zu bringen und auf jede menschliche Würde zu verzichten. Dies war der Sozialismus, den Rudolf angestrebt hatte. Vor zwanzig Jahren war er nur eine Illusion gewesen, jetzt begann er endlich Wirklichkeit zu werden. Die Erklärung schloss mit den Worten: «Solange wir leben, werden wir von unserem selbstgewählten Weg nicht abgehen.»

Ich unterschrieb zweimal, einmal für mich selbst und einmal für meinen Sohn.

Ivan lebte zu dieser Zeit bereits in London. Nachdem er die Wahrheit über den Tod seines Vaters erfahren und verarbeitet hatte, war es ihm unmöglich geworden, weiterhin in einem Land zu leben, in dem solche Greuelthaten stillschweigend geduldet wurden. Ich stimmte ihm zu. Alle seine Verwandten mütterlicherseits wie väterlicherseits waren von Barbaren ermordet worden, die in unser Land einfielen. Nicht ein einziges Mitglied seiner Familie war eines natürlichen Todes gestorben. Es gab keinen Frieden und keine Zukunft im Herzen Europas. Nach Beendigung seiner Schulzeit war es Ivan

gelingen, nach England zu flüchten, und unter Dubcek hatte ich keine Schwierigkeiten, ihn dort zu besuchen. Meine nächste Reise nach England sollte gegen Ende des Sommers stattfinden.

Als ich jetzt die Erklärung unterzeichnete, dachte ich bei mir: Diesmal meine ich es wirklich ernst, Rudolf. Genau das war dein Traum, und wenn wir ihn jetzt verwirklichen, dann war dein Tod nicht umsonst.

Die Verhandlungen in Cierna zogen sich immer weiter in die Länge, und in der Bevölkerung verstärkten sich die Befürchtungen angesichts dieser Situation von Tag zu Tag. Die kleinste Neuigkeit sprach sich innerhalb weniger Stunden in der ganzen Stadt herum. Berge von Petitionen, Tonnen von Papier wurden nach Cierna geflogen – Ausdruck des Vertrauens in unsere Delegation wie der Hoffnung, dass unsere Vertreter sich dem Druck nicht beugen möchten, dass sie aus so grosser Unterstützung Kraft und Stärke schöpfen würden.

Cierna ist ein kleiner Ort, der fast unmittelbar an der Grenze zwischen der Tschechoslowakei und der Sowjetunion liegt. Von den Strassen der Stadt aus konnte man auf die russische Seite und die dort zusammengezogenen Einheiten der sowjetischen Armee sehen. Die Verhandlungen fanden in speziellen Eisenbahnwagen statt, und die sowjetische Delegation liess ihren Zug jeden Abend zurück über die Grenze fahren.

Gerüchte kamen auf. Ich hörte, dass Dubcek einmal, als die Verhandlungen ins Stocken geraten waren, allein in den russischen Zug gestiegen war, um mit Breschnew unter vier Augen zu sprechen. Die Einwohner von Cierna liessen daraufhin alles stehen und liegen und versammelten sich am Bahnhof, wo sie schweigend die Geleise hinter dem russischen Zug besetzten: Wenn ihr ihn mitnehmen wollt und uns damit unsere Freiheit nehmt, dann nur über unsere Leichen.

Die Verhandlungen endeten mit einem Kompromiss. Unter dem massiven Druck der Sowjets erklärten sich unsere Vertreter bereit, diejenigen Elemente unserer Liberalisierung, die Moskau am mei-

sten störten, einzuschränken. Die Sowjets erklärten sich umgekehrt bereit, sich nicht weiter in die inneren Angelegenheiten unseres Landes einzumischen. Dieses Abkommen wurde auf einer Konferenz in Bratislava sofort angenommen und unterzeichnet.

Die gemeinsame Erklärung reichte niemandem aus, aber wir waren alle so erschöpft von der ungeheuren Spannung, die sich angestaut hatte, dass wir beschlossen, auf das Beste zu hoffen. Wir sagten uns, die Sowjets würden versuchen, uns soweit wie möglich unter Druck zu setzen. Vielleicht mussten wir wirklich in einigen Punkten nachgeben, aber immerhin war die Gefahr eines bewaffneten Eingreifens abgewendet worden. Kurz nach der Rückkehr unserer Delegation nach Prag verliessen die sowjetischen Truppen, die seit dem Frühjahr Manöver in der Tschechoslowakei abgehalten hatten, unser Territorium. Wir dachten, damit sei zumindest für den Augenblick die Gefahr abgewendet. Die Menschen atmeten erleichtert auf und nahmen endlich den Urlaub, den sie seit Monaten immer wieder hinausgeschoben hatten.

Früh am Morgen des 21. August sass einer meiner Freunde an einem Teich und angelte. Der Köder war ausgeworfen, der Nebel hob sich nach und nach, und die Vögel fingen an zu singen. Er machte es sich bequem, packte sein Butterbrot aus und stellte sein Transistorradio an. Er hörte eine Weile zu, schüttelte den Kopf und hörte wieder zu. Was war denn das für eine merkwürdige Sendung? Er stopfte sich den Rest seiner Stulle in die Tasche, sicherte die Angelrute mit ein paar Steinen und kehrte langsam zur Hütte zurück, wo seine Frau noch schlief. Er setzte sich auf den Bettrand und schüttelte sie.

«Helena, wach auf! Da läuft ein ganz seltsames Hörspiel im Radio. Irgendwas über einen russischen Einmarsch bei uns.»

Seine Frau gähnte, setzte sich auf und hörte zu. Dann schrie sie: «Du Narr! Das ist kein Hörspiel! Das ist die Invasion!»

Etwa zur gleichen Zeit sass ich bereits hinter dem Steuer meines kleinen Fiat und ignorierte sämtliche Geschwindigkeitsbeschränkungen zwischen Prag und der österreichischen Grenze. An diesem Morgen hatte bereits um vier Uhr früh mein Telefon geläutet.

«Heda, die Russen haben unsere Grenzen überschritten. Prag wird von Luftlandtruppen besetzt. Ruf all deine Freunde an. Sag ihnen Bescheid, ehe sie aus dem Haus gehen.»

Ich umklammerte den Telefonhörer mit beiden Händen. «Nein. Nein, das ist nicht wahr!» stöhnte ich. «Das muss eine Lüge sein!»

«Es ist die Wahrheit», sagte die müde Stimme in der Leitung. «Es wäre eine entsetzliche Lüge, aber es ist eine noch viel entsetzlichere Wahrheit.»

Eine Zeitlang stand ich reglos neben dem Telefon, unfähig, einen Gedanken zu fassen. Dann wählte ich die Nummer der Polizei. Schon nach dem ersten Klingeln meldete sich eine erregte Stimme.

«Ist es wahr?» fragte ich.

«Schalten Sie Ihr Radio an.»

Mit einem Satz war ich am Rundfunkgerät.

«Die Armeen der fünf Mächte haben die tschechoslowakische Grenze überschritten...»

Ich ging zurück zum Telefon und wählte eine Nummer nach der anderen. Jedesmal hörte ich am anderen Ende der Leitung eine Stimme aufstöhnen: «Nein! Nein...»

Zu dieser Stunde müssen in der ganzen Stadt die Telefone geklingelt haben.

Ich war allein zu Hause. Mein Mann befand sich auf einer Vortragsreise in den Vereinigten Staaten. Mein Sohn war in England. Ich dachte: Wenn die Russen die Westgrenze erreichen, werden sie sie bestimmt abriegeln. Es wird wieder genau wie in den fünfziger Jahren sein. Ich werde meinen Sohn nie wiedersehen.

Ich schnappte mir eine kleine Reisetasche, packte das Notwendigste ein und war eine halbe Stunde später bereits unterwegs zur Grenze. Heute kann ich mich kaum noch an diese 250 Kilometer lange Fahrt erinnern. Ich weiss nur noch, dass es heller Tag war, als ich die Grenze erreichte. Im Näherkommen sah ich ein grosses Schild mit der Warnung, es sei streng verboten, den Grenzbereich ohne gültige Ausreisegenehmigung zu betreten.

Das war natürlich unangenehm. Ich hatte keine Ausreisegenehmigung. So wendete ich den Wagen und parkte ihn ein paar hundert Meter entfernt. Dann nahm ich meine Tasche und spazierte so unauffällig wie möglich in den Wald.

Zwanzig Minuten später fassten sie mich. Der Grenzbereich war mehrere Kilometer breit, der Wald war nicht sehr dicht und bot nur wenig Deckung. Zwei Grenzsoldaten tauchten vor mir zwischen den Bäumen auf, befahlen mir stehenzubleiben und begleiteten mich dann zurück zur Strasse, wo sie mich in ihren Jeep verfrachteten und zu meinem Wagen zurückfuhren. Einer der beiden stieg neben mir ein und befahl mir, ins nächste Dorf zu fahren, wo es einen Grenzposten mit einem kleinen Gefängnis gab. Ein ziemlich verwirrt aussehender Mann wurde gerade in die Zelle geführt.

Der Posten war nur mit wenigen Grenzbeamten und einem jungen Offizier besetzt. Alle waren genauso aufgeregt wie ich. Ich sagte ihnen, wer ich war, und sofort begann eine heftige Diskussion – der Name Margolius verfehlte nicht seine Wirkung.

Aber der wachhabende Offizier blieb seinen Pflichten treu.

«Bitte verstehen Sie», sagte er. «Ich bin Soldat. Ich muss die Befehle befolgen. Eigentlich sollte ich Sie festnehmen wegen Verstosses gegen die Bestimmungen. Statt dessen fordere ich Sie nur auf, nach Hause zurückzukehren. Sollte ich Anweisung bekommen, Leute durchzulassen, dann wird es mir eine Freude sein, dieser Anweisung Folge zu leisten, aber im Augenblick ist mir das leider unmög-

lich. Sie müssen verstehen: Wenn ich einen Befehl nicht ausführe, wird man davon ausgehen, dass ich auch andere Befehle verweigern könnte – zum Beispiel den Befehl, dem Feind Widerstand zu leisten.»

Wir stritten noch eine Weile und versuchten, unsere Gedanken zu ordnen und gemeinsam einen Weg zu finden, mit einer Situation fertig zu werden, die unser Verständnis bei Weitem überforderte. Plötzlich wurde mir klar, dass das Ganze kein leichter Triumph für eine arrogante Supermacht werden würde. Wir würden uns nicht kampflös ergeben. Am Ende versprachen alle jungen Männer feierlich, ihrem Lande treu zu dienen und Befehle nur von ihrem Oberbefehlshaber, Staatspräsident Svoboda, anzunehmen, und ich erklärte mich bereit, nach Prag zurückzufahren.

Der Offizier begleitete mich zu meinem Wagen und fragte: «Haben Sie keine Angst, allein zurückzufahren? Ich könnte Ihnen jemanden zur Begleitung mitgeben.»

Ich bedankte mich und sagte, ich hätte das Gefühl, jetzt sei niemand von uns mehr allein.

Am nächsten Tag lockerte die Grenzpolizei die Kontrollen, und Tausende von Menschen verliessen das Land ohne Ausreisegenehmigung. Aber ich dachte inzwischen nicht mehr an Flucht. Die Erregung und Spannung des Kampfes hatte mich gepackt.

Als ich an diesem Morgen nach Prag zurückfuhr, durch eine Landschaft, in der Seen mit dichten Wäldern abwechselten, nahm ich unterwegs drei Soldaten mit, die auf Urlaub zu Hause gewesen waren. Sie drängten mich, schneller zu fahren, damit sie endlich wieder bei ihrer Einheit wären und die Invasoren bekämpfen konnten. Aber der erwartete Einsatzbefehl blieb aus.

In allen Städten, durch die wir kamen, hingen bereits überall Plakate und Proklamationen. Die örtlichen Radiostationen sendeten ununterbrochen, an einigen Orten wurden Barrikaden errichtet, an anderen versammelten sich die Menschen in den Strassen – mit geballten Fäusten.

Kurz nach Mittag war ich wieder in Prag. Ich musste mehrere Um-

wege durch Seitenstrassen fahren, weil die grossen Kreuzungen durch Panzer blockiert und für den Verkehr gesperrt waren. Um die Panzer herum hatten sich grosse Menschenmengen versammelt. Die Leute versuchten, in gebrochenem Russisch mit den Soldaten zu reden.

«Was habt ihr hier zu suchen?» hörte ich jemanden fragen. «Wisst ihr überhaupt, wo ihr hier seid?»

«In Deutschland», brummte einer der Soldaten.

«Habt ihr keine Augen im Kopf? Seht ihr nicht, dass ihr in Prag seid?»

Die Soldaten grinsten hämisch und wandten sich ab.

Gerade als ich meinen Wagen wieder in Bewegung setzen wollte, sah ich, wie ein blondes junges Mädchen von hinten auf einen der Panzer zulief und eine brennende Fackel unter das Fahrzeug schleuderte.

An der nächsten Kreuzung stürzte ein anderes Mädchen an mein Autofenster und warf eine Tasche mit dreifarbigem Stoffabzeichen – die Farben der tschechoslowakischen Flagge – und einen Stapel Flugblätter auf den Vordersitz und gab mir Anweisung, sie zu verteilen.

Danach hielt ich an jeder Ecke an. Immer wieder drängten sich die Menschen um meinen Wagen, rissen mir die Flugblätter aus der Hand und steckten sich die Abzeichen an. Bei jedem Halt befestigte jemand ein neues Plakat oder eine Fahne an meinem Wagen, der nach kurzer Zeit völlig bedeckt war mit Parolen wie: Mörder raus! Tod den Invasoren! Gebt uns Dubcek zurück! Worte. Worte gegen Panzer. Vierzehn Millionen Menschen versuchten, ihre Freiheit mit blossen Händen zu verteidigen, während unsere ersten Toten mit blutigen Fahnen zugedeckt wurden.

Am Wenzelsplatz im Zentrum Prags, unterhalb der von zahllosen Einschüssen zersiebten Fassade des Nationalmuseums, drängten sich Zehntausende von Menschen mit Transistorradios am Ohr in den Strassen, die mit plattgewalzten Autos und aus den unliegenden

Häusern herausgeschossenen Mauerbruchstücken übersät waren. Überall waren die Hauswände mit Parolen beschrieben. Mit tschechoslowakischen Fahnen geschmückte Lastwagen ramnten die russischen Panzer, und in Abständen erzitterte die Luft vom Lärm der Gewehrsalven.

Ich stand mitten in der Menge und hatte das Gefühl, dass dies der grösste Augenblick in unser aller Leben war. In der ersten Nacht der Invasion, als wir alles verloren, fanden wir etwas, auf das die Menschen in unserer Welt kaum zu hoffen wagten: wir fanden uns selbst, wir fanden einander. In all den vielen Gesichtern, in all diesen Augen sah ich, was jeder von uns dachte und fühlte – dass es uns allen um dieselben Dinge ging.

Prag leistete Widerstand, wo es nur konnte. Strassenschilder verschwanden oder wurden umgedreht, damit die Invasoren sich in der Stadt nicht zurechtfinden. Die Nummern der Fahrzeugkennzeichen der sowjetischen Sicherheitspolizei wurden in riesigen Ziffern an die Hauswände gemalt. Rundfunk- und später auch Fernsehstationen wurden in provisorischen Studios eingerichtet, die immer wieder verlegt wurden, um sie vor dem Zugriff der Russen zu schützen. Gleichzeitig wurde der Zug, der russische Peilgeräte zum Aufspüren von Radiosendern transportierte, auf dem Weg nach Prag umgeleitet. Tagelang wurde er von tschechischen Eisenbahnern von einem Abstellgleis aufs andere rangiert. Und in der ganzen Stadt konnten die hungrigen russischen Soldaten von der Bevölkerung nicht ein einziges Stück Brot oder ein einziges Glas Wasser bekommen. Sie irrten durch die Strassen, in denen plötzlich alle Hinweisschilder in eine Richtung wiesen: zurück nach Moskau.

Am dritten Tag der Invasion hörte ich zufällig die Übertragung eines Rundfunksenders in einer kleinen Stadt an der Grenze zwischen der Tschechoslowakei und der DDR, die nach Freiwilligen suchte, die Deutsch und andere Fremdsprachen beherrschten und unsere Nachrichten ans Ausland übermitteln konnten. Ich rief eine

mir befreundete Journalistin namens Jirka an und fragte sie: «Kommst du mit?»

Die Russen hielten uns dreimal an, um unseren Wagen zu durchsuchen, ohne jedoch die Stapel von Flugblättern zu finden, die ich unter meinem Sitz versteckt hatte und die wir unterwegs an die Bevölkerung verteilten. In einer der Kleinstädte, durch die wir kamen, wurden wir von einer Gruppe junger Leute auf Motorrädern umringt, die durch die Strassen patrouillierten. Sie kontrollierten den gesamten Bezirk und konnten sofort jede fremde Person und jedes fremde Fahrzeug identifizieren, die ihr Gebiet durchquerten. Selbst die alten Menschen halfen mit. An den Kreuzungen sassen alte Männer im Rollstuhl und bedeuteten uns mit ihren Gehstöcken, wie nah der Feind war und welche Richtung wir nehmen sollten. In einem Dorf regelte ein alter Invalide mit seinen Krücken den Verkehr.

Die jungen Leute auf den Motorrädern überredeten uns, in ihrer Stadt zu bleiben. Sie brachten uns zum örtlichen Nationalausschuss, wo ein neuer Vorsitzender, ein intelligenter, gutgelaunt wirkender, untersetzter Mann, sich bemühte, mit der Situation fertig zu werden, so gut er konnte. Ich musste immer wieder an die unerfreulichen Auseinandersetzungen denken, die ich in der Vergangenheit mit den Leuten der verschiedensten Nationalausschüsse gehabt hatte. Wo waren denn die Bürokraten alle geblieben?

Der Vorsitzende spannte uns sofort in die Arbeit ein. Über das städtische Lautsprecheresystem gaben wir Anweisungen an die Bevölkerung weiter und informierten sie über die Truppenbewegungen in der Umgebung. Wir schrieben Flugblätter und Nachrichtenmeldungen, die von den jungen Leuten mit den Motorrädern sofort im gesamten Bezirk verteilt wurden. Aber wir wussten, dass Einheiten der polnischen Besatzungstruppen im Anmarsch waren, und es herrschte eine düstere Stimmung.

Als die ersten Truppen die Stadt erreichten, liess der Kommandant mitteilen, er wolle mit dem Nationalausschuss verhandeln. Un-

sicher kratzte sich der Vorsitzende am Kopf. «Wie sollen wir mit ihnen reden? Gibt es hier jemanden, der Polnisch spricht?»

Ich stellte fest, dass ich noch an ein paar eingerostete Brocken Polnisch im Kopf hatte, die ich vor fünfundzwanzig Jahren in den Konzentrationslagern aufgeschnappt hatte.

«Wenn sich sonst niemand findet», meinte ich, «dann will ich es gerne versuchen.»

Die polnische Delegation bestand aus einem stark parfümierten Oberst in Ausgehuniform, einem verschwitzten Major mit auf gekrempeelten Hemdsärmeln und einem Adjutanten, der während der gesamten Verhandlung nicht ein einziges Mal den Mund aufmachte. Wir setzten uns an einen Tisch – die drei Polen auf der einen Seite, vier Tschechen und ich auf der anderen. Es war eine eisige Konfrontation.

Der Oberst ergriff als erster das Wort.

«Zuerst einmal möchte ich betonen, dass wir nicht gekommen sind, um uns in Ihre inneren Angelegenheiten einzumischen. Aber Sie haben es zugelassen, dass Ihre Partei rechtsstehenden Opportunisten und sogar Zionisten in die Hände gefallen ist – die gleiche Sorte von Leuten, die wir in Polen erfolgreich ausgemerzt haben...»

Ich übersetzte seine Worte mit den saftigsten Ausdrücken, die mir einfielen.

«Wenn Sie nicht hier sind, um sich in unsere inneren Angelegenheiten einzumischen, was wollen Sie dann bei uns?» fragte der Vorsitzende. «Sagen Sie uns, was Sie wollen, und hören Sie auf zu predigen.»

«Wir brauchen Wasser», sagte der Oberst. «Für die Truppen und für die Fahrzeuge. Befehlen Sie Ihren Leuten, uns Zugang zu Ihren Brunnen zu verschaffen, und lassen Sie uns so viel Wasser nehmen, wie wir brauchen.»

Der Vorsitzende rang die Hände. «Ich wünschte, das könnte ich», antwortete er. «Ich weiss, Ihre Soldaten sind sicher durstig, und Ihre

Lastwagen können ohne Wasser nicht fahren. Aber wir befinden uns leider in einem Trockengebiet. Wir haben nicht einen Tropfen Wasser übrig. Es tut mir leid.

Und nun nehmen Sie bitte unsere Forderung zur Kenntnis: Wir fordern Sie auf, die Strasse frei zu machen, wo Ihre Truppen stehen. Dies ist die einzige Strasse hier, die mehrere Dörfer und Städte verbindet, und wir müssen sie für dringende Lebensmittellieferungen frei halten.»

Der Major zog eine Karte aus der Tasche. «Unmöglich», sagte er. «Dies ist ein strategisch wichtiger Punkt.»

«Das kommt überhaupt nicht in Frage», fügte der Oberst hinzu. «Das steht nicht zur Diskussion. Geben Sie uns das Wasser.»

«Wir haben kein Wasser», übersetzte ich. «Räumen Sie unsere Strasse.»

So ging es weiter, immer im Kreis, bis schliesslich keine Notwendigkeit mehr bestand, die Worte zu übersetzen.

«Wissen Sie was?» meinte der Oberst schliesslich. «Geben Sie uns das Wasser. Dann werden wir Ihre Bitte mit unseren übrigen Genossen besprechen und Sie von unserer Entscheidung in Kenntnis setzen.»

Alle standen auf. Auf der einen Seite die eleganten und arroganten Militärs einer Besatzungsarmee, auf der anderen Seite die einfachen, aber gewitzten tschechischen Einwohner. Wie oft es im Laufe der tschechischen Geschichte wohl ähnliche Auseinandersetzungen gegeben hat?

Wir blieben siegreich in diesem Konflikt. Aber natürlich machte das keinen grossen Unterschied. Die eigentliche Schlacht fand in Moskau statt, wo unsere Staatsführer, die von den Sowjets bereits am ersten Tag der Invasion entführt worden waren, festgehalten wurden und sich allen möglichen Beleidigungen, Drohungen und Gemeinheiten ausgesetzt sahen. Verzweifelt versuchten sie, Breschnew und seine Verbündeten zum Rückzug der Besatzungstruppen

zu bewegen. Sie wussten genau, wenn sie sich nicht durchsetzen konnten, dann würde der kleine Fortschritt in unserem Lande unser Verderben werden. Man würde uns teuer dafür bezahlen lassen.

Endlich, am Abend des siebten Tages, hörten wir im Radio die Stimme Dubceks, des einzigen Mannes, dem wir wirklich vertrauten. Seine Stimme klang müde und hilflos, sie verriet die Niederlage. Wir hörten auf die langen Pausen zwischen den Worten, und seine kaum vernehmblichen Seufzer sagten uns mehr als die Worte, die er sprach. Dunkelheit senkte sich über unsere schöne Heimat, das Land der Verzweigung, als ich nach Prag zurückfuhr. Irgendjemand hatte mit weisser Farbe einige Worte auf einen Zaun in der Nähe meiner Strasse gemalt.

«Liebster Dubcek», las ich. «Wir verstehen.»

Es bleibt mir nur noch wenig hinzuzufügen.

Rudolfs Weg, den nie zu verlassen ich geschworen hatte, führte mich jetzt zur Grenze, aber ich konnte mich noch immer nicht entscheiden auszureisen. Wochenlang lief ich durch Prag. Ich sprach mit Freunden, ich sprach mit Fremden. Ich versuchte mir einzureden, dass niemand vergessen würde und dass die Zukunft nicht völlige Unterwerfung bringen würde, sondern neue Chancen, neue Möglichkeiten. Ich konnte sehen, dass bereits eine wichtige Veränderung eingetreten war – der Bann, unter dem die Sowjets so viele Menschen gehalten hatten, war endgültig gebrochen. Niemand würde sich jetzt noch Illusionen darüber machen, wie der Grosse Bruder wirklich war. Die Schreckensherrschaft der Ideologie war vorüber, und vielleicht hatte die Wahrheit auf umständliche, unvorhersehbare Weise am Ende doch gesiegt.

Ende September hatten die Besatzer immer noch die Flughäfen des Landes unter ihrer Kontrolle. Ich bestieg einen Zug, mit zwei kleinen Koffern und zwanzig Dollar in der Tasche.

Der Zug war völlig überfüllt. Mir gegenüber saßen zwei Studenten, ein junger Mann und ein Mädchen. Sie waren auf dem Weg nach

Holland. Wir unterhielten uns über das Leben und über Bücher, und das hübsche Mädchen klagte darüber, dass sie ihren neuen Hut zurückgelassen hatte.

«Glauben Sie nicht auch», fragte sie immer wieder, «dass es sehr viel leichter wäre, ins Exil zu gehen, wenn ich meinen schönen neuen Hut dabei hätte?»

Später kam eine mürrisch aussehende, ältere deutsche Touristin mit ihrer kleinen Tochter ins Abteil. Das kleine Mädchen starrte uns neugierig an und fragte dann: «Mutti, warum sind diese Leute so traurig?»

«Weisst du denn nicht, dass die Tschechen ihr Land lieben, du Dummerchen?» fauchte die Mutter sie an.

Kurz bevor wir die Wälder an der Grenze erreichten, hielt der Zug an und blieb eine Weile auf offener Strecke stehen. Ein uralter Eisenbahner humpelte an unserem Wagen vorbei, winkte mit seinem Stock und rief schadenfroh zu uns herauf:

«Wir haben hier das ganze Krankenhaus voller Russen! Wir haben ihnen nichts zu essen gegeben, und sie sind in die Wälder gegangen, um Pilze zu sammeln. Jetzt sind sie alle krank! Macht euch keine Sorgen! Die werden wir auch wieder los!»

An der Grenze hielt der Zug nur kurz, und als er sich wieder in Bewegung setzte, beugte ich mich aus dem Fenster, so weit ich konnte, und schaute zurück. Das letzte, was ich sah, war ein russischer Soldat, der mit auf gepflanztem Bajonett Wache stand.